

HOLTEI, KARL VON

## Erzählende Schriften

31. Band - Vierzig Jahre III

Trewendt  
Breslau  
1862

# Erzählende Schriften

von

Karl von Holtei.

Einunddreißigster Band.

Vierzig Jahre III.

1911. 2159.

Breslau,  
Verlag von Eduard Trewendt.  
1862.

# Vierzig Jahre

von

Karl von Holtei.

Dritter Band.

„Viel lieber, was Ihr Buch künftlich nennt,  
Als was ich mir unedel nennen müßte.“

Goethe im Tasso.



Breslau,  
Verlag von Eduard Trewendt.  
1862.





— „Wie denn der Mensch nicht  
abzulegen kann, daß er eben so viel  
gelebt wird, als lebt.“

Leopold Schefer.

Mit dem neuen Jahre begann Schall's „Neue Breslauer Zeitung.“ Er hatte durch mannichfache Umtriebe, durch Koreff's Verwendung und Hardenberg's Huld die Concession erhalten, welche der unpraktische, keinem Geschäfte gewachsene Freund leider nicht auszu-  
beuten wußte. Ihm ward, so lang' er dafür thätig blieb, immer nur Eßelsutter für Pferdarbeit zu Theil.

Als die Zeitung begann, — Mitredacteur war im ersten Jahre unser schon oben mehrmals erwähnter Freund Dr. Eöbell, — gab sie, wie Alles, was in Breslau öffentlich austritt, zu den heftigsten Parteiungen Anlaß. Schall hatte nicht wenig auf den Theaterartikel gerechnet, welchen die Schlesische Zeitung damals nicht gab, und durch den er diese seine alt begründete Nebenbuhlerin zu überflügeln und günstig für sein Institut zu wirken hoffte. Gerade dadurch verbar er sich Vieles. Schall verstand durchaus nicht, vor einem gemischten Publikum über's Theater zu

reden. Bald wollt' er gründlich gelehrt sein und wurde pedantisch und langweilig; bald wollt' er scharf sein und wurde persönlich; dann wollt' er witzig sein, und dann gelang es ihm nicht, und er wurde grob. Seine Theaterberichte hatten keine Haltung im Einzelnen und keine Farbe im Allgemeinen. Niemand litt mehr darunter, als ich. Die Schauspieler, — (Anschütz immer ausgenommen, denn dieser, wohl wissend, was er Schall's anregendem und belehrendem Umgange verdankte, blieb ihm unveränderlich treu und besaß redlichen Kunstseifer genug, um auch über leichte Empfindlichkeiten hinwegzukommen), — die häufig durch Schall's Aufsätze sich gekränkt fühlten, oft mit Recht, waren gewöhnt, mich als sein Anhängsel zu betrachten, und gaben mir in den Proben und im Ankleidezimmer nicht selten zu verstehen, daß ich Theil an diesen Kritiken hätte. Den hatt' ich allerdings, aber auf eine Weise, die keinen Vorwurf verdiente, und die, wenn solche Menschen im Stande wären, unbefangen zu beobachten, mir nur Achtung hätte zuziehen sollen. Ich wurde stets rücksichtslos getadelt. Schall pflegte mir seine Aufsätze über's Theater zu dictiren. Häufig hab' ich da während des Schreibens harte Ausdrücke gemildert, wenn sie Andern, — niemals, wenn sie mir galten. Geduldig wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt, schrieb ich nieder, was gegen mich gerichtet war. Dieser blinde Gehorsam ging sehr weit. In einer seiner ersten Nummern besprach Schall das Kogebue'sche Lustspiel „Verlegenheit und List,“ in welchem mir ein junger Herr von Wiesel zugefallen war, was man in

der Theatersprache einen „Bonvivant“ nennt. So weit ich mich noch auf dies längstvergeffene Stück besinnen kann, ist sein Hauptinhalt: den jungen Burschen, der allerlei lustige Streiche macht, zur Ordnung zurückzuführen. Ich hatte besagten Elegant sehr unelegant, in einem gar nicht modernen Anzuge gespielt. Darüber dictirte mir Schall die bittersten Vorwürfe in die Feder, setzte auseinander, daß ein junger Schauspieler sich solche Vernachlässigung seiner Toilette nicht erlauben dürfe, und schloß den Bericht mit den von mir religiösemment niedergeschriebenen Worten: und so bess're er nächst seinem leichtfertigen Lebenswandel auch seine Garderobe. — Dieses er, welches natürlich auf den Karl (wie er auch im Stücke heißt) gemünzt war, bezogen mehrere meiner Verwandten in der Provinz auf den Karl außer der Bühne, und meine Stiefmutter, eine eben so verständige als edelgesinnte Frau, die niemals aufgehört hatte, mir ihre Huld und Liebe zu gönnen, richtete wegen dieses Mißverständnisses einen besorgten Brief an mich. In diesem Genre waren Schall's Kritiken unbesonnen, flüchtig, verlegend. Ich glaube, um ein guter Recensent zu werden, war Schall eine zu entschieden geborene Künstler-natur, und er mußte, hätte seine monströse Erscheinung den ihm dargebotenen Wirkungskreis nicht gar zu sehr beschränkt, ein großer Schauspieler geworden sein. Was die Besten unter Breslau's Künstlern, — und Breslau's altes Theater darf sich einer langen Reihe von Namen rühmen, welchen diese Bezeichnung gebührte, — was diese Besten, Ludw. Devrient oben an, Bestes gaben,

daß war in Schall's Stube empfangen, gefördert und gepflegt worden. Er selbst fühlte sich Künstler genug, um den Künstler zu beseelen. Für den Anfänger stand er zu hoch, und es fehlte ihm die Fähigkeit, sich herabzulassen. So auch blieben seine Ansprüche an mich für den Grad meiner Reproductionsfähigkeit zu hoch, und manchmal verstand ich ihn gar nicht. Erst in reiferen Jahren, die Gespräche mit ihm mir zurückrufend, hab' ich begriffen, was er gemeint und gewollt. Wodurch er jedoch segensreich auf mich gewirkt, wofür ich ihm bis zu meinem letzten Augenblicke dankbar sein werde, wobei ich sehr viel gelernt, — das sind seine Vorträge größerer dramatischer Meisterwerke gewesen. Oftmals fanden sich, immer an einem Operntage, Anschütz und Stavinöky mit ihren Frauen in meinem kleinen Junggesellen-Stübchen ein, und da las uns Schall irgend ein großes Schauspiel vor. Und seine lächelnde Zunge lösete sich, aus der unförmlichen Fleischmasse drangen reine, kräftige Töne, das kupferige Bardolfs-Gesicht schien sich zu verklären, und die kleinen Augen glänzten in erwärmendem Feuer. Man hat mich in Wien (und an andern Orten) sehr gelobt und beklatscht, als ich Shakespeare's Coriolanus öffentlich vortrug. Wie oft war ich versucht, auszurufen: Was ich zu geben vermag, ist nur ein schwacher Nachhall von Schall's Meisterschaft.

---

Wie schlecht es mir auch in meiner neuen Laufbahn ging — oder besser gesagt, wie niedergebeugt ich mich

fühlte, ganz und gar ließ sich der Teufel der Eitelkeit in meinem Innern doch nicht abtödten. Und ich will mir nicht Unrecht thun. Es war nicht bloß leere Eitelkeit, es war auch ein begründetes Selbstgefühl, welches mir in helleren Stunden zurief: so schlecht, als sie dich machen wollen, bist du nicht, und mögen sie Alle dagegen schreien, du wirst doch noch einmal ein guter Schauspieler werden. In einer dieser helleren Stunden, die ich denn auch gewöhnlich erwählte, um an Louise nach Berlin zu schreiben, faßt' ich einmal den Entschluß, mich als „Mortimer“ abkonterfeien zu lassen und mich Louise im Bilde zu übersenden. Sievert, der Bruder des Trachenberger Kanzelredners, der vortreffliche Maler, mit dem ich durch diese Sitzungen näher bekannt wurde, um mich späterhin seiner dauernden Freundschaft zu rühmen, idealisirte mich in Del, und es trat ein Mortimer die Reise nach der Königsstadt an, der wirklich schön — und dennoch ähnlich war. Die gute Louise schrieb mir in ihrer holden Naivetät, sie hätte gar nicht gewußt, daß ihr Geliebter so hübsch sei. armes Kind! Konntest Du die Portrait-Maler nicht? Schall war wüthend über das Bild, oder vielmehr über meine Prätension, mich so malen zu lassen. Dies veranlaßte einen unserer härtesten Kämpfe. Ich hatte dergleichen überhaupt täglich zu bestehen, einmal mehr, einmal minder heftig. Seitdem ich Schauspieler geworden, hatt' ich mich bei Schall in die Kost gegeben, — das heißt: ich bezahlte so ziemlich, was ich und er aßen; — denn in Geldangelegenheiten hatte Schall ein weites Gewissen. Gewöhnlich schickt' er seine Anwärterin,

— wer hat in den Jahren von 1818 bis 22 mit Schall gelebt und diese nicht gekannt? wem klingt sein Donner-  
ruf: „Frau Liebelten!“ nicht heut' noch in den Ohren?  
— des Morgens zu mir, „um ein paar Thaler!“ — Gab  
ich sie nicht, so hatten wir kein Diner. Seitdem die neue  
Zeitung in Gang war, speisete Löbell öfters mit uns.  
Löbell, obgleich auch nichts weniger als erbaut von mei-  
nen theatralischen Leistungen, sprach sich doch milder aus  
wie Schall und ließ für sich und für mich immer noch eine  
Hinterthür offen. Schall aber kannte gar kein Erbarmen  
und schien in dem Maße härter gegen mich zu werden,  
wie ihm die Leute in der Stadt zu hören gaben, er sei  
Schuld an Allem. Das waren oft traurige Mahlzeiten.  
Nicht selten bin ich mit dem festen Vorsatz, Schall's  
Zimmer nicht mehr zu betreten, von ihm gegangen.  
Aber am andern Tage fand ich mich doch zur bestimmten  
Stunde pünktlich ein, als ob ich nicht leben könnte, ohne  
von ihm gemißhandelt zu werden. Er selbst ging damals  
sehr selten in's Theater, um mich zu sehen schon gar  
nicht. Die Verdammungsurtheile über mich ließ er sich  
durch Andere bringen und unterzeichnete dann die aus  
allerlei Gerede zusammengestellten Theaternotizen mit  
einer Chiffre, die „Verein Breslauer Theater-Freunde“  
bedeutete und allerdings Mancherlei Unbegründetes ver-  
bürgen wollte. Auf diesem Wege ging auch die Freund-  
schaft, welche anfänglich zwischen ihm und unserm drama-  
turgischen Director geherrscht, aus Mißverständnissen und  
Empfindlichkeiten sehr bald in ausgesprochene Trennung  
und Gegnerschaft über, wobei Schall meiner Meinung

nach doppelt Unrecht hatte, hauptsächlich deshalb, weil ihm zunächst die Verpflichtung gegeben war, seine Ansichten und Vorschläge mündlich kund zu thun, bevor er sie in Form bitt'rer Klage vor das gemischte Zeitungspublicum brachte. Ich entsinne mich eines Morgenbillet-ehens, in welchem unser Dramaturg Schall's Theaterberichte für unwahr und sein Metier für ehrlos erklärte. Von diesem Augenblick schien meine Existenz, die ja doch zwischen zwei so erbitterten Gegnern sich hin- und herbewegen mußte, sehr bedenklich, und sie wäre unmöglich geworden, hätte Heintze sich benommen wie Schall. Aber dieser edle Mann, wohl wissend, in welcher geistigen Abhängigkeit sein Feind mich hielt, und wie ich so fest an ihn gebunden war, ließ nicht ab, mir Gutes zu erweisen und mich zu behandeln, als wäre Schall mir ein Fremder. Stets vermied er es, in meiner Gegenwart seinem Grolle Luft zu machen, und wenn ich kam, ihn bei einer neuen Vertheilung um eine mir zusagende Rolle zu bitten, so erfüllte er, war es nur irgend möglich, diesen Wunsch, ob er gleich annehmen durfte, daß Schall ihn erregt hatte.

Von denen, aus deren Munde Schall nachtheilige und spöttelnde Bemerkungen über mein Theatertreiben empfing, war der geniale Theatermaler Arrigoni einer der Bedeutendsten. Ich glaube nicht, daß er mich persönlich gehaßt und deshalb seinen gerechten Tadel übertrieben habe, aber seine Neigung, über andere Menschen Witze zu machen, hielt gleichen Schritt mit seinem Talente dafür, und gewiß hat es meinen redlich gemeinten Bemüh-

ungen nicht an Stoff für ironische Kritik gemangelt. Gegen mich war derselbe Mann immer sehr freundlich, lobte wohl auch, was er von mir gesehen, wenn ich es ihm durch ängstliche Fragen nahe legte, mich zu loben, — wie das denn in der Theaterwelt immer so gewesen ist und immer so bleiben wird. — Aber nicht nur in der Theaterwelt! —

Zwei Männer, die zwar durchaus verschieden durch Bildung, Lebensweise, Lebensrichtung und Charakter, in Breslau dennoch stets neben- und miteinander genannt wurden, wo es unerbittliches Urtheil, scharfe, vernichtende Worte galt, Beide mit Schall in Verkehr, Beide von mir gefürchtet und (jeder in seiner Gattung) verehrt zugleich, Beide waren mir, recht im Gegensatz zu ihrem sonstigen Wesen, zugethan. Ich meine den Justizkommissarius Stöckel und den Kanzlei-Direktor Walther. Stöckel war ein kräftiges Genie — Walther ein kränklicher Humorist; Stöckel ein kühnes Bild von Jean Paul gedichtet — Walther eine Figur von Voltaire verfertigt; der Eine feurig, leidenschaftlich, grob — der Andere gemessen, zierlich, kalt; Stöckel begeistert für Alles, was ihn entzückte, unerbittlich gegen Alles, was ihm schlechter schien — Walther sceptisch, an Allem zweifelnd, selten lachend, niemals gerührt. Beide haßten sich so innig, daß sie sich liebten. Walther zog sich vor Stöckel zurück, weil er dessen geistige und gemüthliche Ueberlegenheit scheute; Stöckel's Angesicht war in Wonne verklärt, wenn er mit Walther zusammentraf, denn er hoffte irgend eine Bosheit zu hören.



Ein kurzes Geschichtchen mag genügen, Walthers Manier zu bezeichnen. An einem schönen Sonntagsabende, wo ganz Breslau in's Freie ging und Niemand an's Theater dachte, stand ich in müßiger Plauderei neben dem müßigen Kassirer. Walthers trat ein, nähete mit tiefer Verbeugung und fragte sehr demüthig, indem er Geld aus der Tasche nahm: Herr Kassirer, kann ich wohl noch ein Zeichen bekommen? Zu Befehl, Herr Kanzleidirektor! rief jener und schob ihm eine Einlaßkarte hin. Also ist noch Platz? fragte Walthers. Ach Gott, hub der Kassirer an, es ist noch kein Mensch im Parterre. Nun, entgegnete W. sehr entschieden, so will ich auch nicht der einzige Esel sein, der hineingeht, steckte sein Geld wieder ein und entfernte sich raschen Schrittes.

Walthers liebte die Musik wie einen Sinnenkugel, wie eine Näscheri und war überhaupt, was man seinem ernstesten, geistreichen Gesicht kaum abgemerkt, ein Sklave der Wollust.

Stöckel liebte die Musik nicht, denn das wäre zu wenig gesagt, er lebte in ihr und sie in ihm. Er hatte keinen musikalischen Unterricht empfangen, er kannte, scheint mir, die Noten nicht. Doch war er im Stande, stundenlang auf dem Klavier zu phantastren, und das hörte sich an wie Träume eines Meisters. Wie er in Allem, was Kunst heißt, ein Rigorist war, so auch in seinem musikalischen Urtheile. Rossini war ihm ein Gräuel, und nur, weil Bieres den Rossini con amore auf Breslau's Bretter brachte, haßte er diesen unsern thätigen

Kapellmeister\*). Er machte folgendes Silbenräthfel auf Bierch's Namen:

Das Erste trinkt man, das Zweite ißt man,  
Das Ganze vergißt man.

Schade, daß ich so viele seiner gereimten und unge-reimten Witzworte, weil sie Personen trafen, die noch leben, oder Verhältnisse, die noch bestehen, nicht mittheilen darf. Mir, wie gesagt, war er gütig. Zwar hielt er mich, die Theatromanie anlangend, so zu sagen für verrückt; aber sobald mir, namentlich im Romischen, Etwas gelang, war er der Erste, das lobend anzuerkennen und es besonders bei Schall recht hervorzuheben. Ich hatte mir seine Liebe durch mein Benehmen bei einem Wortzwist errungen, der mir noch sehr deutlich im Gedächtniß lebt. Stöckelprahlte bisweilen mit einem Judenhaß, wie er seiner ursprünglich guten Natur und seiner noblen Liberalität eigentlich fern

---

\*) Bierch rüchte sich einst auf eine feine Weise an ihm; ich erzähle das, indem es zugleich eine Warnung für strenge Kritiker sein kann. In Breslau war Rossini's „Italienerin“ gegeben worden, und man hatte, weil die Sortita der Isabella bekanntlich wenig wirksam ist, an diesem Platze ein anderes Musikstück eingelegt. Nach der Aufführung befragte Bierch seinen Antagonisten, ob er denn nicht in diesem Werke den Melodienreichtum Rossini's und die Frische der Erfindung bewundere. Keinesweges, entgegnete G., es ist Schund, wie Alles, was von ihm kommt. Aber die Ausruf-Arie der Isabella? fragte Bierch weiter, die dächst' ich doch, wäre schön? Die ist gerade das Niederträchtigste in der ganzen Oper, war die Antwort. — Jetzt nahm Bierch die sauber abgeschriebene Partitur derselben aus der Tasche und überreichte sie: — Es war eine ältere Arie von Mozart. — Wem fällt nicht der berühmte Beifunker ein, der mit verbundenen Augen rothen und weißen Wein nicht zu unterscheiden vermochte?

liegen mußte; es war mehr ein Resultat des Actenlebens und der Prozesse, in denen der Advokat manchen jüdischen Wucherer kennen lernen. Wenn es ihn überkam, so schimpft' er in's Wesen hinein. Dies geschah' eines Abends im Hause seines Kollegen Meyer, und nachdem er einige Tropfen Galle auf die löbliche Judenschaft Breslau's im Allgemeinen gesprüht, leert' er das volle Maas über unsern Freund Löbell in's Besondere. Ich nahm, wie begreiflich, die Partie des von mir geehrten, sehr gelehrten Mannes, — der übrigens längst getauft war, — und anstatt, wie es mir sonst leider nur gar zu oft begegnet, heftig, bitter und verlegend zu werden, blieb ich in ruhiger Fassung, so daß ich den mir hundertfach überlegenen Gegner durch meine Ruhe besiegte, ohne ihn zu erzürnen. Er lobte mein Benehmen am andern Tage selbst und sagte: Sie haben gestern geredet, als ob Sie schon einen Bart hätten. In diese Form pflegte er häufig sein Lob zu kleiden, wenn er andeuten wollte, daß der Jugend Etwas gelungen sei. Bei Gelegenheit meines kleinen, oft gegebenen Versspieles „die Farben,“ wiederholte er auch die Worte: das Stück ist so gut, als ob Sie einen Bart hätten, und in Beziehung auf meine poetischen Versuche improvisirte er einmal:

„Es geht ihm ohngefähr,  
Wie es dem Shakespear' ging:  
Ein schwacher Schauspieler,  
Ein guter Dichterling!“

worüber Schall so lachte, daß wir vermeinten, der dicke Bauch müsse zerplatzen.

Walthers nahm mein Theatertreiben von einer ganz anderen Seite. Ihm, der sich in einer Subalternen-Baufbahn langsam emporgearbeitet, war als ächtem Breslauer aus der Zeit vor Jena ein gewisser Respekt für schlesische Familiennamen geblieben, und er sah in mir, mochte seinem scharfen Verstande der ganze Holstei noch so dürftig erscheinen, unveränderlich den Verwandten mancher vornehmen Leute. Nicht selten, wenn wir uns begegneten, und er an meinem Arme durch die Straßen schlenderte, sagt' er halb flüsternd in seiner durch Wörter und Schriftzeichen durchaus nicht wiederzugebenden Manier: nun, mein vortrefflicher junger Edelmann, wie lang wird es Ihnen denn noch behagen, sich unter dem verfluchten Gesindel umherzutreiben und sich so tief herabzulassen, daß Sie den dummen Breslauern Komödie vorspielen? Wenn ich darauf entgegnete: Lieber Herr Kanzleidirektor, ich will ja Schauspieler bleiben! so brach er in ein höhnisches Gelächter aus und rief: Sie belieben mit Ihrem unterthänigen Knechte zu scherzen; nein, das ist nicht denkbar! Sie werden eines Tages hintreten und sagen: Infames „Gepöwel!“ (schlesisch für: Pöbel!) jetzt ist's genug, nun hab' ich meinen Willen gehabt, und ich bin wieder ein edler Cavalier! — Man wußte bei solchen Exclamationen nie, ob er im Spas oder im Ernsteredete. Ich möchte ihn, seine aristokratischen Aeußerungen betreffend, den umgekehrten Maltiz (ich meine den zu Dresden verstorbenen Theaterschriftsteller und Demagogen, mit dem Walthers auch in der Erscheinung einige Aehnlichkeit besaß, nur daß er sich sauberer hielt, als M.) nennen.

Denn wie jener im Herzen ganz Aristokrat war und den Demagogen nach außen fehrte, so war und wurde Waltherscheinbar ein Aristokrat, weil er inwendig ein kleiner Robespierre war. Ich mag mich nicht deutlicher erklären, dies Thema gehört nicht vor meine Feder, — und, wie man in Oesterreich sagt: „Hand von der Butten, 's sein Weinbeerln d'rin!“ — Als ich während der Breslauer Revolution (vom Jahre 1817), über die ich aus guten Gründen in diesem Buche geschwiegen, mit Waltherspät in der Nacht vom Abendessen heimkehrend, an den Straßenecken Kanonen aufgefahren sah und ihn darauf aufmerksam machte, kniete er mitten auf dem Damme nieder und rief mit aufgehobenen Händen: Gott sei Dank, daß meines Herrn und Königs Stellvertreter endlich einmal Ernst machen gegen diese insame Kanaille! —

Die Todesart beider merkwürdigen Männer ist ebenso merkwürdig, als sie selbst waren. Stöckel wurde durch einen schon bestrafteu Mörder\*), dem das Gutachten der medicinischen Facultät vor Gericht sein Leben, doch nicht seine Freiheit gerettet, ermordet.

---

\*) Der Berliner Tabakspinner Schmolling, der seine Geliebte in der Hasenheide umgebracht hatte und erst Stöckels Mörder werden mußte, bevor man ihm den Tod gab, den er, wie ich vernommen, selbst wünschte. Mir ist das Werkzeug thierischer Wuth (ein Stiefelsknecht, auf dem die Blutflecken noch sichtbar blieben) zugekommen, womit Schmolling die That verübt. Ich habe dasselbe dem verstorbenen Breslauer Buchhändler Korn für seine große Karitätensammlung, die reich an ähnlichen Dingen war, und von der ich nicht weiß, was nach ihres Besitzers Tode aus ihr geworden, übermacht.

Waltther starb, lange leidend, zwar im Bette wie andere Kranke, aber mit den seltsamsten Aeußerungen und Geberden. Aus einem todtenähnlichen Schlafe, den seine Umgebungen für Tod hielten, wachte er plötzlich noch einmal auf und sagte sterbend: hat denn das verdamnte Gelebe noch kein Ende? Ich dachte, es wäre schon vorbei! — Er starb, wie er gelebt, spottend über sich und Andere, mit der Energie eines bittern Humors.

Stöckel, — es ist fürchterlich, so Etwas auszusprechen, weil man leicht mißverstanden werden kann, aber ich sage das im aufrichtigen Gefühle wahrer Anhänglichkeit für diesen ausgezeichneten Menschen, — Stöckel war eine zu excentrische Natur, um zu sterben, wie wir Uebrigen, hinter Arzneiflaschen und Blutegeln. Er selbst war zu lebenskräftig, zu stark, als daß ich mir ihn sterbend von innen denken könnte. Der Tod mußte von außen auf ihn fallen wie ein eisernes Fatum. Mit ihm wurde eine große, bedeutende Persönlichkeit zerstört.

---

Eine von mir verfaßte, ziemlich langweilige Posse, worin nur Stavinöky durch seine Komik einiges Leben verbreitete, wurde unter dem Titel „der Solosänger“ aufgeführt. Es lag der alte Spaß zum Grunde, daß ein Grundbesitzer für den Empfang eines vornehmen, jagdliebenden Herrn sich einen Solosänger aus der Stadt verschreibt, und daß ihm in Folge undeutlicher Handschrift ein Solosänger übersendet wird. Mit diesem Sänger war in meinem Stücke Niemand sonst gemeint, als Julius Rothow, der allbeliebte Universitäts-Troubadour, und

weil nun durch diese Allegorie der Freundschaft einmal das liebe Studententhum auf die Bahn gebracht war, so ermangelte ich nicht, dem jungen Burschen einen alten Burschen beizugeben, welchen Schmella unter dem vielverheißenden (in meiner Ausführung jedoch wenig erfüllenden) Namen: „Schmollis, der ewige Fuchs“ darstellte. Von Schmella's Seite wurde Nichts unterlassen, sich mit den das Parterre anfüllenden Studenten in burschikosen Rapport zu setzen. Wer an den Abenden, wo der Solofänger gespielt wurde, das Theater besuchte, mußte glauben bei einem Commerc zu sein. Und dieser durch mich und meine Posse veranlaßte wirklich unanständige Lärm vermehrte wie natürlich die Zahl meiner Gegner in der Stadt. Der Beifall, der mir als Schauspieler bisweilen gespendet wurde, kam stets auf Rechnung meiner noch fortbauernenden Studentenverbindungen, und sogar wenn kein einziger meiner ehemaligen Genossen sich im Hause befand, und ich dennoch einmal einen Abplaus davon trug, hieß es: ja, der hat seine Studenten! Diese Ungerechtigkeit verleibete mir die mühsam errungene spärliche Freude nun vollends. Das Studententreiben im Theater erinnert mich noch einmal an den alten, originellen Universitätspedell Frese und an eine Aeußerung des braven Mannes, die als Beltz hier stehen mag, aus welchem Gesichtspunkte viele Leute dieser Gattung, oben in ihrer Art Gebildete, die dramatische Welt betrachteten. Frese war bald nach meinen Debüts in Folge einiger durch Studenten veranlaßten Störungen vom Senat beauftragt worden, allabendlich das Parterre zu besuchen

und seinen väterlichen Blick über der ihm anvertrauten Herde walten zu lassen. Nun hatte sich's gefügt, daß ich, von meinem Mortimerthrone bereits herabgestiegen, eine Reihe kleiner Aushilfsrollen, wie dem Anfänger geziemt, hintereinander gespielt, was ihm, meinem großen Protector, wenig zu behagen schien. Wenn ich ihm begegnete, so gab er mir mehr durch Mienen als durch Worte zu verstehen, daß er doch wohl Besseres von mir erwartet hätte. Durch meines Gönners, des Dramaturgen Gunst und unverdientes Vertrauen wurde mir nun die Hauptrolle in Kogebue's „Wildfang“ zugetheilt, und ich zog mich im Schutze der verschiedenen Masken, Verkleidungen und Dialekte — Kunststücke dieser Art sind bei einigem Geschick immer leichter und wirksamer für den Anfänger, als geistig gehaltene und durchzuführende Rollen — ziemlich gut aus der Sache, so daß ich, als ich nach Beendigung des Stückes die morgende Aufführung anzukündigen kam, mit einem unverkürzten Beifallsgruß empfangen und entlassen wurde. Am andern Tage begegnete mir Frese. Schon von Weitem nickt' er mir zu, trat an mich heran, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: Na, sehen Sie wohl, es geht ja! Man drifft! Sie müssen nicht' so bescheiden sein und nicht' immer hinten steh'n bleiben, reden Sie man immer mit! Sie sind ja sonst nicht' uf's Maul gefallen. —

Die damals noch üblichen Prologe zu Schlacht- und andern Fest-Tagen nahm Heintke nachsichtig von mir an und auf. Einige derselben wurden gelobt, vielleicht mit Recht, weil sie sich über den gewöhnlichen Prolog-



schlendrian zu erheben versuchten, aber jedes Lob, dem Autor gespendet, diente nur dazu, den Tadel gegen den armen Schauspieler zu schärfen. Die Unbilligkeit vieler meiner Gegner ging in's Weite. Sie lasen bei jeder Gelegenheit, wie Schall, rücksichtslos gegen unsern vertraulichen Umgang, mich nicht nur als einen Fremden, nein, als einen Feind möcht' ich sagen, in seinen Kritiken behandelte, und dennoch wurden sie — namentlich jene Subler, die in heimischen und auswärtigen Blättern Theaterberichte abdrucken ließen — nicht müde, auf mich, wenn sie auf Schall schimpften, mitzuschimpfen, und zwar in einem Tone, der argwöhnen ließ, Schall setze aus persönlicher Liebe für mich Recht und Wahrheit hinten an. Daß nun vollends meine Theaterreden gesprochen, meine kleinen Stücke gespielt wurden, machte diese Lunte wüthend; sie begnügten sich nicht, mich streng zu tadeln, sondern sie verleumdeten mich und Schall, Wahres mit Falschem tüdlich vermengend. Einer unserer Hauptneider war ein Dr. Hermann, der viele dramatische Arbeiten versucht, unter Andern auch die „Nibelungen“ in Akte gebracht hatte, und der, weil er keines seiner Stücke zur Aufführung fördern konnte, Gift und Geißer spie. Ich will den Mann nicht zu schwer anklagen, denn ich bin jetzt geneigt, zu vermuthen, daß der Wahnsinn, der seinem Dasein das erbärmlichste Ende machte und ihn an der Kette sterben ließ, schon in ihm tobte, als er wider uns schrieb. Er führte gewissermaßen die Partei der Schlechten beim Breslauer Theater, deren Vortreter ein Schauspieler Nagel war, während auf der andern Seite

Anschütz stand, jedem edleren Bestreben die besten Kräfte widmend. Das Gastspiel des längst verstorbenen Ferdinand Löwe gab Herrn Hermann willkommene Veranlassung, gegen Anschütz, Schall und nebenbei gegen mich aufzutreten. Er schrieb einen wirklich verrückten Aufsatz zu diesem Zwecke, den er, toll genug, in seiner eigenen Wohnung debitierte. Ich war so naseweis, eine erwidierende, sackgrobe Brochüre gegen ihn zu richten, die, wie sie mir heute noch vorliegt, von dem nicht misslungenen Bestreben zeugt, ihn ad absurdum zu führen, und die, trotz meiner schiefen Stellung zum Publikum, Aufsehen machte. Daraus entspann sich ein Federkrieg, der sich bis in die Schall'sche Zeitung wälzte. Gern hätte Herr Hermann die Korn'sche (alte Schlesi'sche) Zeitung, deren Redacteur er unbegreiflicher Weise war, zu seinem Arsenal gemacht. Aber Herr Korn hatte zu viel Takt und feinen Sinn, um dies zu gestatten, und so behielten wir allerdings Oberwasser. Ein vortreffliches Spottgedicht gab unser Freund Stöckel während dieser Kämpfe zum Besten, welches ich leider nicht in seiner ganzen Ausdehnung mittheilen darf, von dem ich aber doch wenigstens die Anfangszeilen hier hersehen will. Es war in Form eines Gesprächs gehalten.

Die Redaction der Neuen Breslauer Zeitung.

Der Du herab aus goldner Art\*)

Die Straßen mit Kritik b . . . .

---

\*) Das Haus, in welchem Herr Hermann wohnte, trug das Wahrzeichen „zur goldenen Art.“ Nach seinem Tode bezog, sonderbar genug, Schall die Wohnung des verstorbenen Feindes.

Elender Michel, sag' uns an:  
Bist Du ein Herr? Bist Du ein Mann?

Die Red. der Schles. Stg.  
Ein Mann zwar bin ich, doch kein Herr,  
Ich schreib' mich nur mit einem R.

Red. d. N. B. Z.

Aha! Du bist der Doktor Hermann,  
Der sich des Löwen nahm mit Wärm' an?  
Doch warum hub'st Du solchen Wärm an,  
Wie an dem Schwein'schen Thor ein Sperrmann,  
Dem Einer durch das Loch geschlüpft  
Und mit dem Kreuzer fortgehüpft?

Red. d. Schles. Z.

Um eines netten Löwen Willen,  
Den Reid und nied're Scheelsucht knüllen,  
Darf doch ein Kennerhals wohl brüllen?

Red. d. N. B. Z.

Gebrülles ist allseits ein Schall,  
Kommt mir nur zu, ist nur mein Fall. 2c.

Was Ferdinand Löwe angeht, so war er unbezweifelt ein guter Schauspieler, ein recht guter, aber daneben voll Ziererei und Affectation, ein König aller Manieristen; recht im Gegensatze zu seinem Bruder Ludwig, der, wie Wien und Deutschland weiß, im Felde der Natur und Wahrheit als großer Künstler wirkt. — Von diesem seinem Gastspiel in Breslau und von dem tiefen, für's Leben wirkenden Eindruck, den es auf mich machte, zu seiner Zeit.

Ich habe so viel Uebles von meiner Schauspieleri

gesagt, ich muß, da es sich mit dem Breslauer Aufenthalte zum Ende neigt, auch etwas Gutes sagen. Daß ich im Komischen, auch in Naturburschen günstig wirkte, ist schon erwähnt. Hätt' ich auf diesem Pfade fortgehen dürfen, hätte nicht einerseits Schmelka's kindischer, unfreundschaftlicher Neid den Director bei Entfaltung mir günstiger Absichten gehemmt, andererseits der Mangel an jungen, erträglich aussehenden Männern mich immer wieder in die zweiten und dritten Liebhäber geschoben, wo ich zum Erbarmen ungeschickt war, und hätte nicht endlich Schall's ungeduldige Verdrüßlichkeit mich mit ungeduldig gemacht, so würd' ich mich zuletzt doch durchgebissen haben, wie\*) — (Ich wollte hier ein Gleichniß hinsetzen, welches, einem Briefe des prächtigen Mannes, der die Ehre hatte, Mozart's Vater zu sein, entlehnt, mir sehr gefällt. Plötzlich und zu rechter Zeit fiel mir ein, daß es „unanständig“ ist, und ich verweise es also in die Anmerkung, wo zimperliche Leser es jetzt nach vorangegangener Warnung gefälligst ignoriren mögen.)

Ich würde mich durchgebissen und mich dem Breslauer Publikum gegenüber festgestellt haben; das sollte denn nicht sein, weil es im höhern Rathe anders beschlossen war. Ich will meine Leser nicht langweilen mit Auf-

---

\*) Mozart's Vater schreibt aus Stallen: Wir werden uns mit der Hilfe Gottes durch die unvermeidlichen Verdrüsse, die jeder Kapellmeister von der Virtuosen-Kanaille ausstehen muß, auch glücklich durchbeissen, wie der Händstourist durch den Dreckberg.

zählung und Schilderung derjenigen Particen, wo es mir möglich ward, ein gewisses Talent zur natürlichen Anschauung zu bringen. Ich will einen ganz entgegengesetzten Fall erwähnen, der in psychologischer Beziehung wichtig ist für Jeden, welcher aus Betrachtungen über Bühnenkunst ein Studium macht. Wem diese Gegenstände gänzlich fern liegen, kann die nächsten Seiten überschlagen.

Anschütz war auf einer Urlaubsbreise nach Wien, derselben, wo er durch höchst gelungene Gastrollen sich eine lebenslängliche, glänzende Anstellung am ersten Theater Deutschlands erwarb, begriffen, gerade als der Breslauer Wollmarkt die Reprise eines schon oft gegebenen Stückes, „die beiden Gutsherren“ von Julius von Voß, für die Kasse wünschenswerth machte. Ich hatte bisher in diesem Lustspiele mit Glück einen Reifknecht gespielt und während der Vorstellungen oft voll von bewundernder Aufmerksamkeit nach Anschütz hingehört, welcher die viele Bogen starke, von den seltsamsten Ausdrücken, Redefiguren und Citaten strotzende Rolle eines damals modernen, exalt- deutschen Legationsrathes sehr erfolgreich gab. Diese schon wegen ihrer unformlichen Papiermasse schwere Rolle wurde mir plötzlich übersendet, und mein Director sagte mir Abends auf der Bühne: er begreife wohl, wie schwierig mir die Aufgabe fallen werde, um so mehr, als die Darstellung binnen wenigen Tagen Statt finden müsse, aber die Nothwendigkeit dränge, es lasse sich nicht anders besetzen, und ich „möchte ihm den Gefallen thun,“ daran zu gehen. Hätte mein Wohlthäter

gewünscht, daß ich die Königin der Nacht in der Zauberflöte singen sollte, ich hätte mich auch nicht geweigert. Also, ich sagte zu. Aber wie ich nun nach Hause kam und das Centner-Volumen mit den Händen faßte, überfiel mich ein solch' entschiedener Abscheu, daß ich mich nicht entschließen konnte, die lange Rolle nur einmal durchzulesen. In dieser feigen Inconsequenz immer noch schwankend, ob ich nicht versuchen solle, mich loszumachen, ließ ich einige Tage verstreichen. Noch am letzten Tage vor der Aufführung ging ich — (heute ist es mir gar nicht möglich, solchen Leichtsinns als möglich zu denken) — nach „Döpelwitz“ spazieren, die Rolle zwar in der Tasche, aber ohne nur einen Blick hineinzuworfen. Unter den alten Eichen wandelnd, wurd' ich von einem Unwetter überfallen, welches Ströme von Wasser ausgoß, und in dem ich, während ich über die nackte „Biehweide“ heimkehrte, fast erstickt wäre. Durchnäßt, wie ich es bis auf die Haut war, magt' ich noch in's Theater zu gehen, wo der Regierungsrath mich auf's Gewissen fragte, ob ich auch fest gelernt hätte, und wo ich nicht den Muth hatte: nein! zu erwidern. Vom heftigsten Fieberfrost geschüttelt, mußte ich bald nach Hause eilen. Ich fühlte mich krank zum Sterben. Und was that ich nun? In einem riesengroßen Bierglase bereitete ich mir ein Höllegetränk von Thee, Urac und Zucker, stellte dieses auf den Stuhl am Bette, Lichter daneben, legte mich nieder und begann, mit Armen und Beinen vor Kälte zitternd, im Kopfe vor Gluth verbrennend, die lange Rolle zu lernen. Unter diesen Umständen in einer Nacht vollkommen Herr einer

solchen Anzahl von Wörtern zu werden, so vollkommen, daß es schon in der Probe ohne Anstoß geht, und daß Abends in der Aufführung keine Silbe fehlt! — Doch das ist noch nicht das Wunderbare, dieses besteht darin: mein Schnupfenfieber nahm zu, wechselnd peinigten mich Frost und Hitze. Dieses physische Unbehagen, je mehr es am Abend der Vorstellung wuchs, desto mehr erhob es mich gleichsam über die herkömmliche Angst, über jene Schüchternheit, durch die ich sonst in Anstandsrollen ungeschickter und ungelenter zu scheinen pflegte, als ich es in Wirklichkeit war. Das reelle Fieber siegte über mein Lampen-Fieber. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Alles, was mir zustossen könnte, ging ich hinaus — und zum ersten Male fühlte ich mich, wo nicht sicher, doch frei auf der Bühne. Ich setzte die Mitspielenden in Erstaunen. Jeder hatte geglaubt, ich würde die Auftritte, die auf mir ruhten, stören oder gar werfen, und Jeder war verwundert über meine Festigkeit; Niemand wollte glauben, daß ich die Rolle in einer Nacht mir zu eigen gemacht, Niemand wollte glauben, daß ich so krank sei, wie ich mich in Wahrheit fühlte.

In so fern ich noch im Stande bin, Rechenschaft zu geben von dem, was in mir vorging, möcht' ich sagen, daß ich mich eben durch Fieber aufgeregt in einem Zustande der Exaltation befand, welcher mich und meine Nerven über den Druck der bisher unüberwindlichen, ängstlichen Verzagttheit erhob und dem einwohnenden Talente gestattete, sich gehen zu lassen, soweit seine Mittel reichen wollten. Ich empfand an jenem Abend zum

ersten Male einen innern Zusammenhang zwischen den Worten und Gedanken, die ich aussprach, und den Gebärden und Bewegungen, die jene begleiteten; ich fühlte zum ersten Male, daß ich, ohne mich darum zu bemühen, Theil nehmen konnte an dem, was um mich her auf der Bühne vorging, und wenn ich auch nicht behaupten darf, in's Klare gekommen zu sein, wie ich es künftig anzustellen hätte, so erfuhr ich doch deutlicher als bisher, woran es mir zunächst fehlte, und was meine Tadler, hauptsächlich Schall, eigentlich mit ihrem Tadel wollten und meinten. Schade, daß dieser Abend, der für mein ganzes Schauspielerleben von der höchsten Wichtigkeit werden und mich auf eine völlig neue Bahn hätte bringen können, in eine Epoche fiel, wo ich von allen Seelenleiden, die mich bedrückten, von menschenfeindlichem Mißtrauen gegen Jedermann, von totaler Muthlosigkeit niedergebeugt im Stillen schon lebhaft an Entfernung von Breslau, an Lösung meiner Bande dachte, wo ich Nichts im Sinne trug, als den Plan, mich vor Schall's Uebermacht durch die Flucht zu retten! So ging er spurlos vorüber, und mit der Gesundheit kehrte meine vorige Verlegenheit, mein altes Ungeschick wieder. —

Der Sommer blühte. Die alte Wanderlust erwachte in meinem Herzen. „Nur fremde Orte, nur neue Gesichter, nur aus Breslau fort! Nur aus dieser Hölle, wo mich Jeder kennt, wo Jeder sich berechtigt wähnt, mich zu schelten! Nur fort in die Welt!“ das waren meine Gedanken.

Zwischen Schall und mir wurd' es täglich schlimmer.



Wenn ich zu meiner Schande bekennen muß, daß ich ihm wegen seiner, obgleich bisweilen falsch angewendeten, doch redlich gemeinten Straßpredigten wider das Theater grollte, so darf ich doch zu meiner Entschuldigung beifügen, daß er sich manches Andere zu Schulden kommen ließ, was meinen Groll rechtfertigen mochte. Er mißbrauchte in Geldangelegenheiten die nachgiebige Willfährigkeit, die mir einwohnte, und da meine kleine Kasse eben zu klein war, um die großen, täglich weiterreißenden Löhner in seinem Etat zu decken, so nahmen auch die Forderungen von seiner Seite und die Opfer von der meinigen kein Ende. Er hatte so viele vortreffliche Eigenschaften, und ich habe dem Andenken dieses mir unvergeßlichen Mannes in meiner Brust eine so heilige Stätte bewahrt, daß ich es vor mir und vor ihm verantworten kann, die Wahrheit über ihn auszusprechen, und diese geht dahin, zu behaupten, daß in Geldverhältnissen ihm jedes Maaß für Recht und Unrecht, für Ehre und Pflicht mangelte, daß er, wahrscheinlich aus dem Gefühl eigenster Nichtachtung des unseligen Metalls, aus dem Bewußtsein verschwenderischer Freigebigkeit, dieselben Ansprüche an seine Freunde stellte, ohne sich und sie zu befragen, wie weit es gehen dürfe. Er erlaubte sich Eingriffe in Anderer Eigenthum, die, von seiner oft furchtbaren Noth und Verlegenheit gesteigert, in Erwägung seines ganzen übrigen Wesens, immer wieder entschuldigt und verziehen werden mußten, die man aber einem anders organisirten Menschen niemals hätte ver-

zeihen können. Im Hintergrunde seiner unzählbaren, von Freunden und Bekannten erpreßten Darlehen — (bei mir ging er so weit, Geldsummen, die für mich oder meine Pflegemutter in seiner Wohnung deponirt wurden, als Rettungsmittel aus verzweifelter Bedrängniß zu verwenden!) — lag jedesmal nicht nur der gute Wille pünktlicher Wiedererstattung, sondern auch die sichere Aussicht, dies zu vermögen. Diese gründete sich auf die phantastische Hoffnung, durch seine künftigen dramatischen Arbeiten, deren Entwürfe vorlagen, viel Geld zu erwerben. Doch blieben diese Entwürfe, die er von einem Lebensjahre zum andern hinausshob, was sie waren, und er ließ sie sterbend unausgeführt zurück sammt seinen Schulden. Ich wiederhol' es: man muß Schall genau gekannt haben, um diese Flecken, wie sie auf seinem edlen Bilde haften, nicht in besser Meinung so zu verwischen, daß sie das ganze Bild entstellen. Es ist besser, sie stehen zu lassen, unbekümmert um falsche oder gehässige Auslegung. Mit all' seinen Mängeln, mit all' seinen Geldnöthen und unbezahlten Schulden, trug er doch eine viel noblere Gesinnung, als tausend Philister, die vollkommen arrangirt sind und jede Rechnung bei Heller und Pfennig bezahlen. —

Nun denn, der Sommer blühte, die alte Wanderlust erwachte in meinem Herzen, und Julius Nothow sang sie mit seinen Liedern zur bangen, unruhigen Sehnsucht. Er war berufen, sich der Arzneiwissenschaft zu widmen. Ein leichter Sängermuth lockt' ihn aus den anatomischen Hörsälen in's Reich der Töne. Seine Wünsche und

Träume lagen noch begraben unter den staubigen Büchern, aus denen er lernen sollte. Nachdem er mir erst den Ruf: ich will auf und davon! aus der Brust gesungen, schlug auch bei ihm die helle Flamme hervor, und wir beschloßen, Beide zugleich wie aus einem Munde, mit einander zu ziehen als Sänger und Sprecher. Ich bereitete mich auf diese Kunstreise durch mancherlei poetische Versuche vor; Rochow ordnete seine Lieder und lernte neue dazu. Dies geschah heimlich. Nur mein Director wußte um den Entschluß, Breslau zu verlassen, und, die Verhältnisse wohl erwogen, tadelte seine Güte denselben nicht. Das war das erste Geheimniß, welches ich vor Schall zu hegen wagte!

Rochow und ich, wir stellten unsere poetisch-musikalischen Gaben, mit denen wir uns durch die Welt schlagen wollten, bis es gelänge, passende Stellen bei einer Bühne für uns zu finden, in recht anmuthiger Folge reihe zusammen. Wort und Lied wechselten. Es sei mir erlaubt, einige Strophen anzuführen, die von mir verfaßt waren, eine solche „Abendunterhaltung,“ wie wir sie bringen wollten, einzuleiten:

Der Dichter weilt betrübt in seiner Zelle,  
Und vor ihm liegt ein bunter Fiederkreis;  
Mit Thränen nehet er die fromme Stelle  
Und spricht von Sehnsucht überfloßen heiß:  
Wohl nur, mer lebt ihr in des Lichtes Helle,  
Kein freundlich Herz von meinem Streben weiß;  
Und was ich still und selig sah entstehen,  
Wird ungetannt und ungeliebt vergehen.

Da hört er volle Lautentöne klingen \*),  
Vor seinem Haus' erhebt sich ein Gesang,  
Er blickt hinab; das Herz möcht' ihm zerspringen,  
Doch muthiger macht ihn der fühne Klang.  
Und wie die Töne immer voller bringen,  
Da folgt er schnell des Sängers raschem Gang.  
Von gleichem Sinn für Poesie umflossen,  
Ist beider Bündniß schnell und fest geschlossen.

Nun wollen sie, durchhebt von Himmelskunde,  
Bescheiden aber hoffend, wo sie nah'n,  
Im innigen, untwandelbaren Bunde,  
Des Liebes Lohn vereinigt zu empfah'n.  
Hoch, dreimal glücklich preisen sie die Stunde,  
In der sie milde, güt'ge Hörer sah'n!  
Die Wandrer — Ihr ahnet es — sind wir!  
Die Gütigen — wir hoffen es — seid Ihr!

Um nun aber gleichsam eine Probe zu machen, wie sich unser Gemisch von Liedern und Gedichten vor einem Hörerkreise ausnehmen dürfte, erbat ich mir für einen schönen Sonntag Urlaub und fuhr mit meinem Rodow nach Obernigk, wo Mama Arnold schon seit dem Eintritt des Maimonats wieder haufete, und wo, wie mir durch sie bekannt geworden, an eben diesem Tage zahlreiche Gesellschaft zu einer Art von Kränzchen in dem angenehmen grünen Thale, „die Sitten“ genannt, sich versammeln sollte. Dort, unter rauschenden Eichen, Linden, Birken und Tannen, auf einem traulich umschatteten Plätzchen, traten wir vor ein, was die Kunst-

---

\*) Hier bei diesem Wort hatte Julius einen Accord auf der Guitarre anzuschlagen.

ansichten betraf, gewiß sehr gemischtes Publikum und machten unsere Künste der Reihe nach durch. Der Erfolg war unermesslich. Wir versetzten Obernitz und die anwesende Nachbarschaft in einen so entschiedenen Enthusiasmus, daß ich Muth faßte, vor der ganzen verehrten Gesellschaft zu erklären, wie sie eigentlich nur zur Probe angerebet und angefangen worden sei, und wie nun nach so günstigem Gelingen unser Vorsatz fest stehe, die Bündel zu schnüren und andern ehrlichen Leuten in der Ferne dieselbe Beglückung angeheißen zu lassen, die ihnen jetzt eben zu Theil geworden. Ich hatte mich nicht wenig gefürchtet, meiner Pflegemutter unsere Absichten mitzutheilen, und war auf zornigen Widerspruch gefaßt. Dieser aber blieb wider Erwarten nicht nur aus, sondern sie lobte mit den meisten Anwesenden im Verein den kindischen Plan lediglich deshalb, weil er von dem, was mir doch nun der wichtigste Lebenszweck hätte bleiben sollen, ablenkte, und weil es ihr, wie sie sich ausdrückte, „honoriger“ vorkam, in Konzerten seine eigenen Gedichte zu deklamiren, als Komödie zu spielen. Ein nicht unbedeutendes Hinderniß ganz freundlichen Auseinanderkommens war wieder das liebe Geld, von dem ich wünschte, daß sie mir möglichst viel mit auf die Wanderung geben möchte, und von dem sie (die arme Alte war ja selbst gedrückt genug) möglichst wenig missen wollte. Wir vereinten uns doch, und ich sah meine mäßigen Ansprüche genügend erfüllt. Die Trennung überraschte mich durch die Behemuth, welche sie in mir hervorbrachte. Als es zum Lebewohl sagen kam, war die unbegreifliche

alte Frau ruhiger als ich; sie schien kalt, während ich meine heißen Thränen kaum stillen konnte. Man durfte bei ihr niemals darauf rechnen, daß sie sich benehmen werde, wie es natürlich gewesen wäre.

Ein zweiter Abschied, der mir sehr zu Herzen ging, erwartete mich bei'm Regierungsrath Heintze. Diesem Manne, dem ich mehr zu verdanken hatte, als irgend einem Menschen auf Erden; durch dessen väterlichen Schutz, Beistand und Trost in fürchterlichen Stunden ich einzig und allein aufrecht gehalten worden war; diesem Manne, der mir alle Dummheiten und dummen Streiche verziehen, jede Verirrung zum Besten gewendet, unermüdet für mich gesorgt, mir niemals ein böses Wort gesagt, niemals einen finstern Blick gezeigt, alle meine Wünsche erfüllt hatte, diesem sollt' ich nun die Hand reichen — vielleicht zum letzten Male? Ich vermocht' es nicht! Ich schied von ihm mit dem Versprechen, noch einmal wiederkommen, und sendete dann statt meiner einen Brief.

Auch an Schall wollt' ich schreiben; als ich mich dazu hinsetzte, verlor ich die Lust und zog vor, ihm förmlich zu entfliehen! Ich grollte ihm wirklich.

Bevor wir aber unsere Wanderung antreten konnten, mußten meine kleinen Geldangelegenheiten geordnet, mußte die Verbindlichkeit gegen meinen Hauswirth, bei dem ich auf längere Zeit gemiethet hatte, ausgeglichen sein! Ich hätte ja Breslau nicht verlassen mögen wie ein „durchgehender Schauspieler!“ Für meine traute, heimliche Wohnung fand sich bald ein Abnehmer. Dies

war ein neues Mitglied unserer Bühne, Clemens Remie mit Namen, ein Mann, mit dem wir noch öfter zusammenkommen, und den ich meinen Lesern als einen mir wohlgesinnten Freund vorführen werde. Dieser Remie sollte eben, als ich ging, den Posten eines Theater-Inspectors\*) antreten und war die schwierige Verpflichtung eingegangen, in die seit langen Jahren vernachlässigten Geschäfte jener Gattung Plan und Ordnung zu bringen, eine Verpflichtung, die er zu seiner Ehre und zum Vortheil der Anstalt musterhaft lösete. Ich saß in meinen eigenen Möbeln! — Und was für Möbel: aus der Freiherrlich Arnoldschen Urzeit herrührend, Möbel, denen an der Wiege nicht gesungen worden war, daß sie dereinst die Wohnung eines Breslauer Rombdianten füllen sollten! Diese Möbel überließ ich sammt der Wohnung meinem Freunde Remie und fühlte — denn ich war noch

---

\*) Diesen Platz hatte bis dahin ein Herr Blanchard ausgefüllt, ein Schauspieler, welcher seit undenklichen Jahren, zur Schande des Breslauer Geschmacks gesagt, für einen Komiker galt und wirklich geduldet wurde, obgleich er durch seine gemeinen, traurigen Späße nur Abscheu hätte erregen sollen. Was er als Inspector und Inspicient war, und wie er die Scenerie leitete, mag aus folgendem Exempel deutlich werden. Breslau besaß eine alte Hintergardine, welche mit Zelten bemalt, und wo die Oeffnung der Zelte mit rother Leinwand ausgefüllt war. Im zweiten Akte der „Jungfrau“ sah man Herrn Blanchard mit zwei Talglichtern, die er so dicht als möglich an die rothen Einschießsel brachte, auf- und ablaufen, und wenn ihn dann ein neuer Schauspieler fragte: was ist denn das? so erhielt der Aneingeweihte die Antwort: Mit einem Lichte ist es bloß Morgenröthe, mit zwei Lichtern ist es brennendes Lager!

Kindlich genug, mich schwer von diesen hölzernen Zeugen längst versunkener Tage zu trennen — eine tröstende Beruhigung bei dem Gedanken, daß ein so stiller, sanfter, ordentlicher Mensch, wie Remie, an meiner Stelle dort haufen werde.

Nun hatt' ich eben auch noch Schulden zu bezahlen. Aber das waren keine Schulden, wie andere junge Leute sie etwa haben, die einem edelgesinnten Bucherer kleine zehn oder zwanzig Procentchen bezahlen. An solche wohlthätige Seelen war ich nicht gerathen. Ich war in die Hände eines Geschäftsmannes gefallen, bei dem ich ab und zu, augenblicklichen Bedürfnissen gemäß, kleine Sümmechen entnahm, die ich gewöhnlich in acht bis vierzehn Tagen wieder erstatten zu können gewiß war; Zinsen nahm er gar nicht. Durchaus nicht! Nein, ich verschrieb mich dem frommen Greise — denn er warf, wie die Meisten seines Gleichen, stets mit Christi Blut und Wunden, mit dem Glauben an „seinen Heiland“ um sich her und besuchte fleißig die Kirchen — ich verschrieb mich ihm auf vierzehn Tage mit dem doppelten Betrage der Summe, die ich wirklich empfing. Pünktlich hielt ich stets meine Termine, ja, ich unterließ niemals, ihm noch besonders für seine Gefälligkeit zu danken. Und auch vor meiner Abreise verfehlte ich nicht, den letzten Rest bei ihm abzustößen.

Und so wurde ich endlich flott, und es kam der Tag heran, wo mein Engagement als Mitglied des Breslauer Nationaltheaters vor seinem contractlichen Ablauf ein Ende fand. Werfen wir einen flüchtigen Blick zurück auf



die im vergangenen Jahre gespielten Rollen. Für Kenner der Bühne mag es nicht ohne Interesse sein, daraus zu entnehmen, wie ich an mir und meinem eingeschickerten Talente experimentiren müssen:

Maria Stuart . . . . .	Mortimer . . . . .	4mal.
— — . . . . .	Davison . . . . .	2mal.
Othello . . . . .	Rodrigo . . . . .	3mal.
Die Braut . . . . .	junger Graf . . . . .	4mal.
Die unterbrochne Whistpartie	Baron Bern . . . . .	1mal.
Peter und Paul . . . . .	Gollosin . . . . .	1mal.
Der Wildfang . . . . .	Fritz . . . . .	3mal.
Die Räuber . . . . .	Kosinský . . . . .	2mal.
Verlegenheit und Eiß . . . . .	Karl . . . . .	4mal.
Romeo und Julie . . . . .	Gregorio . . . . .	3mal.
Emilia Galotti . . . . .	Conti . . . . .	2mal.
Die beiden Gutsheirn . . . . .	Reitknecht . . . . .	6mal.
— — — . . . . .	Legat.-Rath . . . . .	1mal.
Die Schwachmaschine . . . . .	Liebhaver . . . . .	2mal.
Faust (v. Klingemann) . . . . .	Wagner . . . . .	4mal.
Das Vogelschießen . . . . .	Stauden . . . . .	5mal.
Nachtlager v. Granada . . . . .	Gomez . . . . .	1mal.
Der verwundne Prinz . . . . .	Azor . . . . .	3mal.
Macbeth . . . . .	d. j. Eward . . . . .	2mal.
Feliche Catalani . . . . .	Eperling . . . . .	4mal.
Otto von Wittelsbach . . . . .	Gr. Wenzel . . . . .	1mal.
Pagenstreiche . . . . .	Ibal . . . . .	2mal.
Jungfrau von Orleans . . . . .	Herold u. Kastolf . . . . .	1mal.
Minna von Barnhelm . . . . .	Riccut . . . . .	1mal.
Elise von Valberg . . . . .	Külen . . . . .	1mal.

Egmont . . . . .	Dranien . . . . .	1mal.
Cäsario . . . . .	Fernando . . . . .	1mal.
Die Vertrauten . . . . .	Bock . . . . .	1mal.
Fanchon . . . . .	Augustin . . . . .	3mal.
Toni . . . . .	Gustav . . . . .	1mal.
Der Tagesbefehl . . . . .	Adjutant . . . . .	3mal.
Wilhelm Tell . . . . .	Melchthal . . . . .	2mal.
Damenhüte im Theater .	Belgiovine . . . . .	4mal.
Die Hintertreppe . . . . .	Prensd'or . . . . .	3mal.
Die seltsame Heirath . . .	Jakob . . . . .	2mal.
Das Taschenbuch . . . . .	Eduard . . . . .	2mal.

Da ging ich denn. — Vor einem Jahre war es mein lebhaftester Wunsch gewesen, das Breslauer Theater betreten zu dürfen. Jetzt war es ein noch lebhafterer, ihm Valet zu sagen. Da ging ich denn, um süße Hoffnungen ärmer, an dunklen Träumen reich, den Freund und die Baute zur Seite, ein Herz voll Seufzer und Thorheit, ein Auge voll Thränen, ein Gemüth voll Menschenliebe und eine Jugend voll ungestillter Begier. Ging in der Meinung, niemals wiederzukehren, oder doch mindestens als ein hochberühmter Mann, dessen Name schon jeden Zweifler mächtig niederschläge! Ging, oder fuhr vielmehr, neben mir Julius Kochow, hinter uns unsre Koffer, vor uns die Guitarren, über uns ein blauer Abendhimmel, in uns die Reisesonne des Jünglings. — Leb' wohl, Breslau!

Wir ist so federleicht, seitdem ich von dieser Chikane weg bin.

W. A. Mozart

Ich ziehe in die Ferne fort,  
In andre fremde Gründe;  
Und wenn es auch nicht besser dort,  
Wenn ich's nur anders finde.

Wenn dort nur nicht so finstergrau  
Die Wolken ob mir hangen,  
Wenn nicht, wie hier, gestellt zur Schau,  
Gemeinheit, Bosheit prangen.

Betty Paoli.

Ein Wanderer ist leicht gefunden, aber ein Spaziergänger ist  
schwer zu treffen. Lessing.

Wir hatten unsern Lohnfuhrmann bis Piegritz angenommen; dort waren wir Willens gewesen, uns nach anderweitiger Beförderung umzuschauen; doch wurden wir überrascht durch die Nachricht, daß ein Gesetz existire, welches entschieden untersage, Reisende vor Ablauf von drei Tagen weiter zu befördern, weil derlei Beförderung unter die Vorrechte der Postanstalten gehöre. Wir standen verblüfft und erschreckt. In Piegritz schon aufzutreten, paßte nicht in unsern Kram; es war uns noch zu nahe an Breslau. Anstatt nun Extrapost zu nehmen, worauf wir in unserer Dummheit nicht kamen, mußten wir mit dem Breslauer Kutscher auf's Neue unterhandeln und ihn, da er uns in seinen Händen sah, unsinnig

theuer bezahlen. Ich erwähne diesen dem Leser gewiß sehr gleichgültigen Umstand nur, um anzudeuten, wie rathlos ich noch in der Welt, wie unerfahren im Leben stand, und wie ich mir so ganz und gar nicht zu helfen wußte. Bei meinem Reisegefährten war solche Unerfahrenheit verzeihlich, denn er hatte noch keinen Weg gemacht als von Glogau bis Breslau. — Aber ich! der Deutschland retten helfen — wollen!!

An einem Sonnabend Nachmittag langten wir in Flinsberg an, wo unser erstes Geschäft war, die polizeiliche Erlaubniß zu unsern Künsten nachzusuchen und aus dem Koffer die für solchen Zweck bereits in Breslau auf Vorrath gedruckten Anschlagzetteln zu nehmen, um gewisse leer gelassene Stellen mit Tinte auszufüllen. Wir unterzogen uns diesen niedrigen Handwerksvorbereitungen — ich wenigstens — mit einer so freudigen Empfindung, als ob sie noch so poetisch wären; wie ich denn überhaupt häufig an mir zu bemerken Gelegenheit hatte, daß mich zu Zeiten ganz geistlose, rein mechanische Beschäftigungen, denen ich voll eifrigen Fleißes obzuliegen vermag, Tage lang fesseln und mit innerer Ruhe, mit entsagender Zufriedenheit erfüllen können, so daß ich mich bisweilen in Stimmungen befand, die es mir wünschenswerth machten, in kleinem Stübchen bei armseligster Umgebung als unbeachteter Kopist mein mageres Brod erwerben zu müssen.

Sonntag klebten unsere Zettel an Bäumen und Pfählen, und wir Zwei saßen vor dem Fremdenhause im schönsten Sonnenschein, Vogelstellern ähnlich, welche jeden vor-

überziehenden Leser unseres Programmes wie einen Vogel betrachten, der ihnen in's Garn gehen soll. Den Nachmittag brachten wir schlafend zu — vielleicht um den Kummer zu verschlafen, den uns der Gedanke, daß noch kein Billet geholt sei, erregen mußte. Abends um 6 Uhr saßen wir an der Kasse vor dem Saale, wo bereits die Stühle für ein zahlreiches Auditorium im Halbkreise standen. Doch das Auditorium blieb aus. Keine Seele ließ sich blicken, kein Vogel wollte sich fangen. Nur der Kellner flatterte um uns her mit dem schwermüthigen Gesang, der uns verkündete, daß die ganze Bade- und Brunnen-Gesellschaft, worunter viele vornehme Leute, eine Lustpartie „zum grünen Hirten“ gemacht habe. Da klappten wir unsere kleine Kassette mit den nagelneuen, ungebrauchten Eintrittskarten wieder zu, schlossen die Thüren des Saales und begaben uns, ich den Kasten, Julius die Guitarre unterm Arme, still und stumm nach unserm Zimmer, wo wir uns dann auch ohne Weiteres begannen auszuschälen, um die Staatsgewänder mit Schlafrocken zu vertauschen. Doch ehe wir uns noch völlig entkleidet, stürzte der Kellner mit dem Jubelrufe: Sie kommen! zwischen uns. — Wer kommt? — Die Herrschaften, Alle, sie wollen in den Saal!

Noch war es möglich, die zerstörte Toilette in kurzer Frist wieder herzustellen und bei Zeiten den Harrenden die Pforten zu öffnen. Sie hatten sich denn auch redlich eingefunden, und was in dieser Saison zur Flinsberger „Gesellschaft“ gehörte, war gegenwärtig. Mein unheilbringender Scharfblick ließ mich in den meisten Gesich-

tern, die bei uns vorüberzogen, den unverkennbaren Ausdruck höhnischen Zweifels an unseren Gaben wahrnehmen. Natürlich war mein Name, als der eines in Breslau halb verunglückten Schauspielers, auch in diesen Kreisen bekannt genug, und von meinem Gefährten konnte Niemand etwas Besseres wissen, als daß er eben mein Gefährte war. Diese Stimmung schien nichts weniger als günstig.

Der Saal war gefüllt — ich begann. Die Hörer hatten das Schlechteste erwartet, und sie fanden sich getäuscht. Freudige, theilnehmende Ueberraschung that sich unverhohlen kund. Meine Gedichte und der natürliche Vortrag derselben wirkten günstig. Kochow's Gesang entzückte. Seine Stimme war jung und frisch; er sang die kleinen Lieder mit Gefühl und Ausdruck. Wir wurden mit Beifall überschüttet. Als wir geendet, drängte man sich um uns. Alt und Jung zog uns in's Gespräch, die Unterhaltung währte bis in die Nacht. Auf meine Aeußerung, daß wir am nächsten Tage bis Liebwerda, einem Bade in Böhmen, reisen wollten, erbot sich Baron Rudolph v. Stillfried\*), ein sehr freundlicher junger Mann, uns einen Empfehlungsbrief an den Schwiegersohn des alten Grafen Glam-Gallas, des Besitzers von Friedland und Liebwerda, mitzugeben, den er uns auch noch vor Mitternacht in unser Dachstübchen brachte. In Wonne gewiegt schlummerten die

---

\*) Meines Wissens der Nämliche, der später die Statuten oder die Geschichte des Schwanenordens geschrieben.

Sänger selig ein, in meine Träume klang der Beifallsruf der schönen Gräfinnen und andern Damen.

Zeitig genug langten wir in Lieberwerda an, um vom Kammerdiener des Grafen Glam zu vernehmen, daß Se. Excellenz sammt Familie noch beim „Frühstück“ wären, und daß wir ihn nicht eher sprechen könnten, als bis er von dort in seine Gemächer zurückkehren würde. Man placirte uns in eine Art von Corridor oder Vorflur, wo wir, den günstigen Moment abzuwarten, angewiesen wurden. Rochow fand die Scene komisch, in mir aber regte sich ein Gefühl zwischen Beschämung und Zorn; ich hielt es meiner unwürdig, wie ein Bettelmann auf solche Weise behandelt zu werden, und ich dachte: was würden die Hlinsberger sagen, wenn sie uns hier stehen sähen. Bevor mein Ingrimmm noch zum Ausbruch kam und einen raschen Entschluß veranlassen konnte, erschien der alte Graf. Er nahm meine fest an ihn gerichtete Frage, ob wir die Ehre haben könnten, in Lieberwerda eine Soirée zu geben, theilnahmlos hin und fertigte mich mit einem nicht unfreundlichen, doch kurzen „Nein“ ab, indem er noch hinzufügte: Wir haben Theater hier, und ein Deklamatorium ist nicht „unterhaltlich.“ — Da standen wir und starrten ihm nach! Rochow schlug eine laute Lache auf, wegen welcher der Sr. Excellenz nachfolgende Kammerdiener uns einen Drohblick zurückschickte. Endlich lachte ich auch, und lachend suchten wir das Freie. Unten angelangt, ging ich aus dem Lachen in's Gluchen über. Also das, rief ich aus, ist der berühmte Mäcen, der große Gönner aller Künstler, von dem mir

Schmelka aus seinem Prager Aufenthalte so viel erzählt, den er als einen so leutseligen, liebenswürdigen Herrn gepriesen hat!? Das ist derselbe Graf Glam, der in Prag einem adeligen Gesellschafts-Theater vorsteht, und in dessen Hause Alles heimisch ist, was Talent zeigt? Nun so schlag — — Rochow unterbrach mich mit der richtigen Bemerkung, der Mann sei gründlich zu entschuldigen, da gewiß das verworfenste Gesindel ihn täglich überlaufe, und da er, ohne irgend Etwas von uns zu wissen, nach der Art unserer durch den Kammerdiener angeordneten Präsentation, unmöglich einen günstigen Begriff von uns habe gewinnen können. Hätten wir nur wenigstens, seht' er hinzu, den Brief vom Baron Stillfried vorher abgeschickt! Diesen Brief hatt' ich ganz vergessen. Ich nahm ihn aus dem Portefeuille, und während ich die Adresse noch einmal studirte, trat ein stattlicher Mann, in welchem trotz seiner bürgerlichen Kleidung der Officier sogleich zu erkennen war, aus dem Schlosse. Ich ging auf ihn zu, mit der Frage, wo wohl Graf Kostig zu finden sei. Der bin ich, war die Antwort. Ich überreichte mein Schreiben. Nachdem er flüchtig gelesen, fragt' er: Sie wünschen meinen Schwiegersvater zu sprechen? Ich stattete Bericht ab von der bereits gehaltenen Morgenunterhaltung. Der Graf schwankte zwischen Zächeln und Verlegensein, erkundigte sich nach unserer Wohnung und schied von uns, mit raschem Schritte in's Schloß zurückkehrend.

Na, das wird auch zu Nichts führen, meinten wir Beide, begaben uns nach dem Gasthose, bestellten unsere



Küche für den Mittag, einen Wagen für den Nachmittag und waren fest entschlossen, den Staub von unsern Stiefeln zu schütteln und fürbaß zu wandern. Bei trüben Stimmungen hab' ich stets geliebt, zu singen, oder — wenn ich es haben konnte — singen zu hören. Das konnt' ich haben, und mein Hochow muß' es thun. Alle Wehmuth, die im tiefsten Grunde des Busens von Lebensgeräusch zurückgedrängt wohnte, wußt' er hervor- und in die Augen zu locken, wenn er anhub:

„Als mich Mütterchen jüngst schalt z.“

oder:

„Will sich Hector ewig von mir wenden z.“

Auch in Lieberwerda nahm er seine Geige (so nannten wir in unserm Reisejargon die Guitarre) zur Hand und sang mir den Groll zur Rührung. Tage lang hätt' ich ihm lauschen können! — Ein Besuch störte uns. Es war der Director der kleinen Schauspielertruppe, die in Lieberwerda unter gräßlicher Protektion ihr Wesen trieb. Ihm war „anbefohlen“, sich mit uns über eine zu gebende Abendunterhaltung zu einigen, die im Schauspielhause stattfinden sollte. Er entledigte sich dieses Auftrags mit vielen Bücklingen und sichtbar besorgt, welche Forderungen wir machen würden. Dieses Auskunftsmittel schien mir fast noch kränkender, als der Empfang am Morgen. Ich sagte dem armen Teufel, wir wären bereit, seinen Vorschlag anzunehmen, aber nur unter der Bedingung, daß die ganze Einnahme — hier hielt ich inne, und er hörte auf zu athmen — ihm allein gehöre! Wir machten auf Nichts Anspruch!

— Und dies müsse, fügte Rochow hinzu, auch auf dem Zettel vermerkt sein. „Alles, wie Ew. Gnaden schaffen,“ — weiter vermochte der Prinzipal in seiner Freude Nichts zu entgegnen — und er eilte, seine Anstalten zu treffen. Daß sei unsere Rache! sagt' ich zu Rochow. — Unser Diner wurde servirt, wir aßen und fühlten uns groß. Mittlerweile hatten die Leute im Gasthose Wind bekommen, daß wir „Künstler“ seien; der altergraue Kellner nahm allsogleich einen andern Ton an, er wurde vertraulich, gesprächig, witzig; er weih'te uns in tausend kleine Verhältnisse der gräflichen Familie ein; er erzählte uns von Prag, wo er im Winter zu amtiren pflege; er brachte uns die besten Bissen und brannte vor Neugier, zu erfahren, wie er mit uns daran sei, und was wir eigentlich unseres Zeichens, ob wir simple Künstler oder ob wir wirkliche Spieler wären. Mit jeder Schüssel, die er herausbrachte, — denn wir standen in den Jahren, wo man zur Noth einen ganzen Speisezetteln durcharbeitet, — kam er freundlicher. Gegen Ende unseres Essens vernahmen wir unten, vor und in dem Hause Geräusch von Wagen und Kommenden — wir warfen einen Blick durch die geschlossenen Jalousien — und was sahen wir? den größten Theil unseres gestrigen Auditoriums! Flinsberg war uns nachgefolgt, um uns noch einmal zu hören. Ueber, neben, um und unter uns ward es jetzt lebendiger. Thüren gingen auf und zu, Dienstboten liefen Trepp' auf, Trepp' ab — unsertwegen!! Welch' ein Gefühl!

Der Kellner bringt den Kaffee. Sein Auge glänzt,

sein faltenreiches Antlitz drückt ungeheuchelte Verehrung aus. Er hat den Hlinsbergern entlockt, was sie heute nach Liebwerda führte. Ach! ruft er begeistert aus, meine Herren, Se hab'n an'n Ruf, an'n schrecklichen! —

Dieser „schreckliche Ruf“ bestätigte seine Wirkung, denn das verhältnißmäßig gar nicht kleine Theater war angefüllt. Wir behaupteten auch unsern Ruf, denn wir erndteten „schrecklichen“ Beifall. Doch entging mir nicht, daß der Sprecher in der öffentlichen Gunst hinter dem Sänger zurückbleiben müsse. Als wir geendet und ich in einem zarten Epiloge sämmtliches Auditorium auf's „Wiedersehen im Lande ew'ger Lieder“ verwiesen, als wir den Dank der Schauspieler — (diese hatten ein kleines Stück gespielt) — für die ihnen überlassene, durch den Hlinsberger Zufluß angewachsene Einnahme empfangen, als wir uns endlich auf den Weg machten, tauschten wir gegenseitig die Meinung aus, es wäre doch klüger gewesen, unsere Großmuth zu halbiren und wie billig mit den Schauspielern zu theilen, da jene an der Hälfte für ihre Verdienste und Ansprüche hinreichend genug, wir aber einen brauchbaren Zuschuß zur Reiskasse haben würden. Es war zu spät, und wir schickten uns an, die Brücke zu überschreiten, welche über den kleinen, rauschenden Bergbach führt, an dem das Theater zu Liebwerda steht. Im Dunkel des Abends erblickten wir jenseits eine Gestalt, die uns entgegen trat; auf dem Steige trafen wir zusammen. Es war der Graf, der den Empfehlungsbrief uns des Morgens abgenommen. „Meine Schwieger-Ältern und Alle,“ hub er an, „lassen

Ihnen sagen, daß Sie ihnen große Freude gemacht haben, und der Vater läßt Sie auf morgen einladen, um den Empfang von heute früh wieder gut zu machen.“ Es lag eine unverstellte Herzlichkeit, die heute noch in meinem Herzen nachklingt, in jenen Worten. Wir hätten sehr wohl gethan, der ehrenhaften Einladung Folge zu leisten. Aber wir trosteten noch ein Bißchen und schoben erlogene Abhaltungen vor, die uns nöthigten, mit Anbruch des nächsten Tages weiter zu reisen. „Nun,“ sagte der Graf, „wenn Sie müssen, so reisen Sie, Sie werden überall willkommen sein! Vielleicht fährt Ihr Rückweg Sie in unsere Gegend.“ — Er ging, und indem er sich zum Gehen wendete, fühlte ich Etwas von schwerem Gewicht in meinen Hut fallen, den ich während des Gesprächs in der Hand gehalten. Es war ein Packetchen, die verschiedensten Goldstücke (wie sich bei häuslicher Untersuchung ergab), an Form und an Werth verschieden, enthaltend. Offenbar hatte der Chef der gräflichen Familie, wie aus den unter sich harmonirenden Goldmünzen hervorging, diese schon ganz anständige Summe mit in's Theater genommen, um sie uns zustellen zu lassen. Während wir deklamirten und sangen, hatte er, Gefallen an uns findend, beschlossen, das uns zugedachte Honorar mit seiner Theilnahme steigen zu sehen, und zu diesem Zwecke war von den Angehörigen eine allgemeine Goldlieferung ausgeschrieben worden, die in ihrem bunten Gemisch ein freudiges Zeichen günstigen Erfolges gab und den etwaigen Verlust der Tages-Einnahme an der Kasse zehnfach aufwog. Ich muß es

bekennen, daß kein Geld, welches ich im Laufe meines Lebens und Treibens erwarb, mir so viel innerliche Freude gewährt hat, als dieses kleine Münzkabinet. und daß der Abend in Lieberwerda noch immer einen poetischen Nachglanz auf die Tage meiner Jugend wirft.

Für mein Leben gern möcht' ich jetzt noch einmal die Städte und Städtchen besuchen, die wir damals durchzogen. Kochow gehörte zu den seltenen Menschen, die auch auf Reisen verträglich, harmlos und ohne wilde Lustigkeit stets heiter sind. Ich räumte ihm, dem Sänger, sein Uebergewicht willig ein; er suchte niemals von diesem Vorrecht Gebrauch zu machen, und ein Mißverständniß konnte zwischen uns nicht auskommen. Lebenslustig waren wir Beide; wir gaben viel Geld aus, nicht mehr, aber auch nicht weniger, als wir einnahmen. Der schöne Nachsommer, auf der Wanderung unser bester Freund, ward des Abends an der Kasse unser Gegner. In seinem Dufte und Zauber gelangten wir bis Tepliz, wo es von Gästen wimmelte; dort aber schien es unmöglich, eine Soirée zu Stande zu bringen, weil der Saal bereits auf vierzehn Tage von Virtuosen und Tanzlustigen in Anspruch genommen war. Hätten wir Geduld gehabt, die Sache abzuwarten, wer mag wissen, was aus mir geworden wäre? Eine Unzahl bedeutender und einflußreicher Personen befand sich noch in Tepliz. Unser Erscheinen und Auftreten, die Anordnung unserer Gedichte und Lieder hatten unleugbar etwas Eigenthümliches. Wir wurden Bekanntschaften gemacht, Empfehlungen erworben haben, würden vielleicht nach Wien verschla-

gen, dort in die Mode gekommen sein . . . . Wer mag es wissen? Wir verließen Teplitz, verlegt durch die Gleichgültigkeit des Badecommissairs, der uns kurz abfertigte, und ließen uns über Pirna nach Schandau rollen. In Schandau, von wo aus wir in den nächsten Tagen einige Ausflüge nach der Sächsischen Schweiz machten, fand ich am Abende unserer Ankunft als Tischnachbar einen jungen Mann, der jetzt auch schon im Grabe modert, den ich aus Berlin kannte, und zu dem ich mich von jeher auf das Lebhafteste hingezogen fühlte, den lebenswüirdigen Dichter Wilhelm Müller. Dieser stellte sich unserm Umhervagabundiren mit vernünftigen Gründen entgegen, fragte Rochow, ob er damit enden wolle, vor den Thüren zu singen, mich, ob ich die qualvolle und Andere quälende Lebensbestimmung erwählt habe, als reisender Declamator Städte und Marktflecken zu bedrohen, redete uns eindringlich zu, baldigst auf die Bühne zu steigen, eh' wir in diesem faulen Reisesclendrian völlig erschlafften, und wies uns zunächst auf das nahe Dresden hin. Rochow hatte schon immer die Absicht gehegt, seinen Gesang für die Oper zu bilden. Er trat gar bald auf Müller's Seite, und ich gab nach.

Wir trafen in Dresden ein.

Außer einer alten Freundin meines pflegeälterlichen Hauses, die ich sogleich aufsuchte und fand, kannt' ich persönlich keinen Menschen in Dresden. Theodor Hell, mein Abendzeitungs-Redakteur, bellebete nebst hundert anderen Aemtern und Posten, die er damals inne hatte, auch jenen eines Theater-Dichters und Secre-

tairs und empfing seinen jugendlichen Mitarbeiter sehr freundlich. Er versprach, meinem Wunsche gemäß uns irgend einen Saal, ich weiß nicht welcher Gesellschaft, für eine Abendunterhaltung zu verschaffen, empfahl mich in einem Briefchen dem Polizeidirector\*) der Residenz und zeigte sich auch in Beziehung auf künftige theatra- lische Absichten und Versuche wohlwollend und liebevoll.

Daß Ludwig Tieck in Dresden lebe, wußt' ich durch Steffens und Schall. Ich würde mir von Beiden Briefe für ihn (vielmehr für mich, an ihn) erbeten haben, wenn ich nicht so zu sagen aus Breslau ent-

---

\*) Der damalige Polizeichef von Dresden war ein Herr von Kochow. Er empfing mich trotz der Etikette, die Th. Hell in Briefform an mich befestigt, eben nicht sehr huldreich, schien mich wie einen Zigeuner abfer- tigen zu wollen und sprach sein Befremden darüber aus, daß mein singender Gefährte seinen Namen führe. Zunächst verlangte er eine Durchsicht der von mir zu sprechenden Gedichte. Das wäre mir sehr lästig gewesen, denn ich besaß keine Reinschrift. Meine ausweichenden Entgegnungen machten ihn immer strenger und amtlicher. In meiner Angst erbat ich mir die Erlaubniß, ihm ein Gedicht zur Probe vor- declamiren zu dürfen. Er fand das wahrscheinlich von Geschäften gedrängt und in seinem Amtszitate unpassend und wollt' es verhindern. Bevor er aber noch dazu gelangen konnte, war ich schon in voller Action. Ich sprach ein Gedicht, welches mit den Worten anhub: „Ich weiß ein Land, vom Himmel reich gesegnet etc.“ ein Gedicht, welches ich zum Lobe Sachsens nicht gemacht, sondern aus aufrichtiger Empfindung gesungen hatte. (Ich besitz' es nicht mehr und weiß nur noch die ersten Zeilen.) Diese meine Verse gewannen mir das Herz des Mannes und brachen seinen strengen Sinn. Er entließ mich mit den Versicherungen innigster Freude an meinem Talent und mit der Erlaubniß, zu decla- miren, was ich immer wolle, indem er hinzufügte: wer diese Strophen gebichtet, kann nichts Unpassendes vorbringen wollen.

wichen wäre. Tieck's Werke hatt' ich wohl gelesen. Für Vieles in seinen Dichtungen, hauptsächlich was Ironie heißt, fehlte mir wahrscheinlich das Verständniß. Aber ich hatte ihn von Ebbell, Steffens, Schall nie anders als „Meister“ nennen hören und eine Verehrung für ihn eingenossen, die, ob sie gleich an Anbetung gränzte, im Grunde nur eine nachbetende war. Deshalb kämpft' ich lange mit mir, ob ich es wagen dürfte, mich auf gutes Glück einem poetischen Halbgott vorzustellen. Vielleicht würd' ich mich gar nicht dazu entschlossen haben, wenn nicht Julius mir Muth ausgesprochen und meine Schüchternheit lächerlich gemacht hätte. Als „Schauspieler“ ließ ich mich bei ihm anmelden, und als ich eintrat, wurde mir schwarz vor den Augen. Kaum vermocht' ich Etwas von Steffens und den Andern zu stammeln. Meine Verlegenheit mag nicht zu meinen Gunsten gesprochen haben, denn Tieck sah mich zusehnd an; kaum aber hatt' ich einige seiner Fragen auf eine Weise beantwortet, die es gewiß machte, daß ich die Personen, auf deren Umgang ich mich berief, wirklich genauer kannte, so munterte mich auch des Zauberers gewaltiger Blick zur Vertraulichkeit auf, und binnen einer Viertelstunde war ich bei ihm wie zu Hause, das Gespräch im besten Gange. Ich bezweifle, daß es auf Erden noch eine so gewinnende, so siegreiche Persönlichkeit giebt, als Tieck sie damals entfaltete — wenn er wollte. Ich ward mit Leib und Seele sein eigen. Die Wirkung, die er auf mich ausübte, verfehlte nicht, wie dies gewöhnlich der Fall ist, auf ihn zurückzuwirken. Er sah mich gern bei sich und verschwieg es nicht; er



erlaubte mir, ihn lesen zu hören; sein Vortrag machte mir einen unbeschreiblichen Eindruck. Das edle, schöne Gesicht, das geistvolle Auge, die goldreine kräftige Stimme bemächtigten sich meiner ganzen Seele. Ein Zweifel an der Meisterschaft, die ihm die Welt zuerkannte, hätte in mir nicht entstehen können. Aber ich mußte, mocht' ich wollen oder nicht, stets an Schall denken; an Schall mit seiner kupferigen Nase, mit seinem Rhinoceros-Antlitz. Ich wagte nicht, mir einzugestehen, daß ich Jenen für einen größeren Künstler hielt, als Tied; daß Schall, von Manier frei, drastischer wirkte und ohne die Harmonie der vollkommenen Ausbildung in dieser wunderbaren Kunst, ohne die Geschmeidigkeit der Form, wie sie bei Tied nur das Resultat täglicher Übung sein konnte, doch an genialen Zügen reicher, an Schöpfungen der augenblicklichen Eingebung vielseitiger war. Ich wagte nicht, mir das einzugestehen, und es ist mir erst klar geworden, als ich auf der Bahn nach ähnlichem Ziele die Schwierigkeiten näher kennen lernte, die sich dem Strebenden entgegenstellen. Ich war versunken in hingebende Verzückung, wie nur ein Jüngling hingebend, gläubig, selig in seinem Glauben an einen großen Mann sein wird; wie nur derjenige es sein kann, dessen Verehrung eine ausschließliche, unbedingte ist; der nicht zu forschen, nicht zu fragen, nicht zu deuten wagt, der sich gefangen giebt, und dem jede Einwendung von fremden Lippen wie Gotteslästerung klingt. Es ist eine schöne Zeit, diese Zeit poetischer Religion! Beginnst Du erst zu protestiren, so ist sie auf immer verschwunden.

Unser Wunsch, vor dem Publikum einer größeren Stadt das Bißchen Licht, welches wir aus Breslau mitgebracht, leuchten zu lassen, ging denn auch in Erfüllung. Durch Winkler's (Th. Hell's) Vermittelung war uns ein schöner Saal eingeräumt worden, und diesen füllte ein zahlreiches, elegantes Auditorium, welches mit seinem Beifall nicht karg war. Tief empfing mich am andern Tage mit den Worten: wer hat Sie denn gelehrt, so gute Verse machen und dieselben so gut zu sprechen? Ich glaubte, jetzt müßt' ich in die Wolken steigen!

Th. Hell wiederholte, was Wilhelm Müller mir in Schandau gesagt, und erklärte sich bereit, beim Intendanten des Hoftheaters mein Probespiel und daraus folgendes Engagement einzuleiten. Und damit gar kein Zweifel übrig bliebe, ob die Wanderer Rochow und Holtei sich trennen, ob sie ihre zweispännige Laufbahn beschließen sollten, wurde mein guter Julius sauber eingepackt und zum Stadttheater nach Leipzig geschickt, wo man junge, frische Stimmen so nöthig brauchte wie Brot. Wir trennten uns mit heißen Thränen.

Der Intendant des K. S. Hoftheaters, Graf Bighthum, wo mir recht ist, hörte nicht gar gut. Meine Aufwartung war mit Schwierigkeiten verknüpft, mich ihm verständlich zu machen, doch kamen wir erträglich auseinander. Drei Proberollen wurden mir zugesagt: „Furants, in Briny.“ — „Gustav, in meinen Farben.“ — „Philipp, in Johanna Montsaucon.“ Von meinen komischen Gelüsten wollte Niemand hören, weil man eben nur einen Liebhaber brauchte, und als ich von mei-

ner Breslauer Forcerolle, dem „Stauden im Bogelschießen,“ sprach, waren Se. Exc. wirklich auf beide Ohren taub.

Zuranits im Briny! Die Rolle hatt' ich noch nicht gespielt, das Stück liebt' ich nicht, Körner's tragischer Pathos war mir zuwider. Aber ich hatte in Breslau unsern Anschütz als Zuranits den Nachmittagsprediger Nagel als Briny in Grund und Boden spielen seh'n, und da meint' ich denn, durch Tieck und Winkler angefeuert, es müsse gehen!

Schon lebte mir in Dresden ein einflußreicher Gegner, ohne daß ich mir irgend Etwas gegen ihn zu Schulden kommen lassen: der Regisseur des Hoftheaters, Herr Helwig. Dieser Mann hatte drei Gründe, mein Widersacher zu sein: Erstens bestritt er meinem Gönner Theodor Heuß das Recht, einen Protegé zu haben, weil er in der Person eines andern Aspiranten diesen seinen Protegé in die leere Stelle schieben wollte. Zweitens fand er meine Verehrung für Tieck höchst lächerlich und verspottete, als ich denselben in einem Gedichte Lust gemacht, mich und jenes Gedicht, wo er nur meinte, daß ich es hören könnte. Drittens sprach er unverhohlen aus, daß die jungen Schauspieler meiner Gattung, die gewisse Ansprüche mitzubringen sich berechtigt wähnten, das Metier nur verderben könnten! — Herr Helwig galt für einen guten Schauspieler, war sehr beliebt und mußte die Regie im Parterre vielleicht besser zu führen, als auf der Bühne. Auch gehörte er unter die gefährlichen Menschen, die mit derber Bonhommie ihre heimlichen Machinationen um-

hüllen und, den biedern Deutschen spielend, unter der Maske zutraulicher Recllichkeit nicht nur Andere, sondern auch sich zu täuschen vermögen, als ob sie es noch so ehrlich meinten. Bei mir gelang ihm das vortreflich. Ich hielt ihn für einen verben Ehrenmann; — vielleicht ist er's auch gewesen!

Mit einer flüchtigen Probe mußst' ich in's Feuer gehen. Wie ich mich auf der Bühne benommen, wie ich mich bewegt, wie ich die fest gelernten Worte hergesagt? — Ja, wenn ich das wüßte! Ich war bewußtlos. Daß ich in den Liebesauftritten mit Helenen vorzugsweise so ungeschickt und hölzern gewesen, ist mir leider noch erinnerlich. Auch rief mir die gute Frau, die das Unglück hatte, mich als ihren Geliebten betrachten zu müssen, mehrmals leise zu: mehr Feuer! — Aber sie hatte gut rufen! Ich war wieder in die Bethargie des Kampenfiebers versunken, aus der kein Gott mich wieder emporrütteln konnte. Bei meinen Abgängen vernahm ich deutlich, daß man mich auslachte; dagegen fühlt' ich in den feurigen und heroischen Passagen dieser eigentlich faden und geistlosen Rolle, daß nicht nur in mir Etwas zu leben begann, sondern auch, daß dies Leben auf die Hörer wirken wollte. Einmal hing es nur an einem Haare, und ich wäre applaudirt worden. Doch die Herren, welche dazu den Ton anzugeben pflegten, und deren Plätze ich aus meinen Besuchen des Parterre's wohl kannte, schienen andre Ordre zu haben. Das Ende vom Liede war: ich fiel durch und ging ohne eine Spur günstiger Theilnahme vom Kampfplatz, während alle Uebrigen um mich her,

vor Allen Herr Helwig-Briny, mit Beifall überschüttet wurden.

Raum glaub' ich, daß es in der Brust eines Tischgastes im „kleinen Rauchhause“ so traurig ausgesehen, als in der meinen, wie wir uns nach „Sigeth's Fall“ an die Krippe begaben. Warum ich auch nicht mit Schmach bedeckt in meinem Kämmerlein blieb, und wo ich die Frechheit hergenommen, mich in meiner tiefsten Vernichtung an die Wirthstafel zu setzen, das mag Gott wissen. Sicher bleibt, daß ich es gethan; ja, daß ich sogar im Stande gewesen bin, zu essen, — wenngleich gesenkten Blickes. Mir gegenüber an der Tafel saßen zwei junge Männer, die mich forschend fixirten. Jedesmal, wenn mein Auge sich ein wenig hob, begegnet' es dem ihrigen, fest auf mich gerichtet. Das Angesicht des Einen that einen milden Ernst kund, der mich anzog. Nun erhob sich ein Gast nach dem andern, alle suchten ihr Zimmer, der Speisesaal ward leer, wir drei blieben sitzen. Sie ließen sich Wein geben und forderten mich auf, mit ihnen zu trinken; ich gehorchte fast willenlos. Bald war ein Gespräch begonnen. Sollten sie, fragt' ich mich hoffend, nicht im Theater gewesen sein? Sollten sie nicht wissen, wer ihnen gegenüber sitzt? Ein Weilchen konnt' ich die Täuschung nähren, bald jedoch gingen sie ohne Umschweife auf mein Glend ein. Beide schienen erstaunt, mich so muthlos, der Verzweiflung nahe zu finden; dazu, meinten sie, hätt' ich keinen Grund. Sie trösteten mich und suchten mich durch sinnige Worte aufzurichten. Der Eine gab sich als Arzt, der Andere als angehender Jurist zu

erkennen, doch erkannt' ich in Letzterem sehr bald auch den Poeten. Er bestätigte sich als solchen. Gegenseitig tauschten wir Bekenntnisse über projektirte Arbeiten. So kamen wir auf Tied und daß ich bei ihm aus- und einging. Ich erbot mich, meine neuen Freunde dort einzuführen, — und dachte in diesem Moment freudiger Aufregung nicht daran, daß ich beim Nachhausegehn von der Bühne mir vorgesetzt hatte, mich nirgends mehr blicken zu lassen. Der Arzt lehnt' es ab, weil er reisen müsse, der Jurist nahm es begierig an. Ich versprach, ihn am andern Morgen für den nächsten Abend zu melden. Dann bat ich um beider Namen. Der Arzt nannte sich *Adersbach* (ich bin ihm nie mehr begegnet), der Jurist war *Karl Immermann*. Wir plauderten bis tief in die Nacht. Immermann sagte, ich sollte mich meinen Martern entreißen, aus mir könne doch noch ein guter Schauspieler werden, denn es fehlte nur die Form, der Stoff sei vorhanden, und das Publikum wisse den Teufel! Aber, sagt' er, ich wäre merkwürdig ungelent, und zwischen den Stellen, wo es über mich käme, und jenen, wo ich leblos bliebe, ein Unterschied, daß man glauben müßte, es wären unserer zwei Personen. So hatte noch Niemand mit mir gesprochen. Schall hatte diesen Ton nicht getroffen. Es that mir unendlich wohl, und ich ging beruhigt zur Ruhe. Anders gestalteten sich die Dinge, als ich unter andere Menschen kam. Mein alter Breslauer Argwohn wurde lebendig, in jeder Begrüßung sah' ich Hohn, aus jedem Worte hört' ich Spott gegen mich; wo Zwei die Köpfe

zusammensteckten, meint' ich, Furant's sei der Grund ihres Flüsterns. Die Mitglieder des Theaters sahen mich über die Achsel an, nur der Herr Regisseur zeigte sich süßer als vorher, ein Zeichen, daß er mich schon für halb beseitigt hielt. Theodor Hell blieb freundlich, aber daß die Hoffnungen, die er auf mein Engagement gesetzt, durch den Fall der ungarischen Festung erschüttert, wenn nicht zusammengestürzt waren, ließ sich nicht verbergen. Dieß's Lächeln spielte um meinen Gram wie ein blaues Flämmchen um die Stelle, wo ein Schatz versunken ist. Er war erstaunt, wie er sagte, daß ich nicht sicherer auf den Brettern sei; er hätte mich für einen fertigen Schauspieler gehalten, aber einige Stellen hätt' ich „hinreißend schön“ gesprochen. Solche Worte waren für mich, was ein paar scharfe Sporen für ein ermattetes Pferd sind; schon wollte die arme Kreatur nicht mehr weiter laufen, dann rafft sie sich wieder auf.

Im kleinen Rauchhause bewohnt' ich aus Rücksicht für meine Kasse ein kleines, ganz kleines, düsternes, auf einen engen Hof schauendes Stübchen, und in diesem saß ich Tage lang, nie unbeschäftigt, aber stets betrübt, zwischen Verzweiflung und neuem Muthe schwankend, je nachdem Einer oder der Andere mich angerebet und mir Eines oder das Andere eingeflößt hatte, der Stunde harrend, wo ich zum zweiten Male auftreten sollte. — Es wäre doch unmöglich, meint' ich, daß es gelänge. — Da trat eines Morgens der Herr Regisseur in meine Kasse. Welche Ueberraschung! Was konnt' er mir bringen? Doch nur Gutes, sonst wär' er nicht persönlich erschie-

nen! Und so war es denn auch, er brachte mir die herzlichsten Versicherungen seiner Theilnahme, seine Wünsche für mein Wohlergehn und „konnte nicht umhin,“ die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen durch die That zu beweisen, indem er mich vor einem schlimmen Ereigniß warne, dem auszuweichen noch immer Zeit sei, wenn ich seine Warnung beachten wollte. Es handle sich um meinen nächsten Auftritt. Die theaterliebenden Officiere und andere junge Männer, aufgebracht über meine Reckheit, mich auf das Dresdener Hoftheater zu wagen, hätten unter sich verabredet, mich rücksichtslos auszupfeifen, wenn ich noch einmal öffentlich erschiene! Das war furchterlich! Ich hörte schon die schauerhaften Töne, sah mich schon dem Geschrei einer wildjauchzenden Menge preisgegeben, Zittern und Zagen ergriff mich. Mit bebender Hast setzte ich, sobald ich dem scheidenden Warner tausendmal für seine Güte gedankt, ein Schreiben an die Intendantz auf, in welchem ich den künftigen Gastrollen und jeder Aussicht auf Anstellung entsagte, und sendete dieses übereilte Schreiben ab, ohne nur mit einem meiner Gönner Rücksprache zu nehmen. Wie ein verfolgter Fuchs blieb ich unsichtbar in meinem Bau. Der Regisseur hatte seinen Zweck erreicht, sein Schützling kam an die Reihe, und als ich einigermaßen beruhigt aus Winkler's Munde vernahm, daß die Sachen gar nicht so schlimm ständen, daß die ganze furchtbar geschilberte Verabredung bei Lichte betrachtet auf die hingeworfene, durchaus nicht so übel gemeinte Aeußerung eines einzigen Officiers hinausläufe, — da war es nicht mehr thöulich, meinen vor-



eiligen Rücktritt unwirksam zu machen, und ich hatte die Erlaubniß, meiner Wege zu gehen. Es war Nacht in mir und Nacht um mich her. Ich lebte nicht, ich träumte, und ich träumte bang und traurig. Wohin mich wenden? Was beginnen?

Von Louise war mir seit geraumer Zeit keine unmittelbare Kunde zugekommen. Ich hatte von Dresden aus an Madame Wolff geschrieben und von dieser die Nachricht empfangen, daß meine Geliebte krank darnieder liege. Dieses Blatt war in meine Hände gekommen an dem Tage, wo ich den unseligen Turanits spielen sollte. So sehr hatte mich mein eigen Geschick in Anspruch genommen, daß es mich ziemlich kalt machte gegen das Schicksal des Mädchens, mit dem ich doch fest verbunden war, ich betrachtete sie schon für todt und fand eine tiefe Beruhigung in dem Gedanken, daß sie nicht mehr nöthig haben werde, sich als die Braut eines von den Brettern gejagten Schauspielers zu betrachten. Ich quälte mich ab mit einem Talent für Selbstquälerei, welches man Genie nennen dürfte, ohne zu schmeicheln. Nur einen Wunsch vermocht' ich noch in mir zu bilden, mir deutlich zu machen. Es war der: in kein bekanntes Angesicht mehr schauen, keinem Menschen mehr begegnen zu dürfen, der von mir wußte!

Abreisen! Leicht gesagt und schwer gethan. Ich besaß nur noch wenig Geld, — unsere Reise hatte verzehrt, was sie eingebracht, und bei der Trennung von Julius hatt' ich mich auch nicht bereichert, — reisen also, ohne zu erwerben, konnt' ich nicht. Nach der Heimath zurückkehren, in

Breslau mich auslachen lassen? — Lieber betteln oder verhungern. — Nein, immer weiter in die Fremde!

Und ich verließ Dresden, das schöne Dresden! Verließ Tieck ohne Lebenswohl, schied, ohne Theob. Hell für seine Güte zu danken, — und hätte diesen traurigen Trost nicht einmal erwerben können, wenn nicht der Wirth im „kleinen Rauchhause“ die Summe, die zu seiner Befriedigung bestimmt war, als Reisegeld mitzunehmen mir erlaubt und mich vertrauensvoll als seinen Schuldner entlassen hätte.

Wohin ich zog, was ich begonnen — ja, ich kann es nicht erzählen. Ich weiß es nicht. Ich muß wiederholen: die Decke eines dumpfen Traumes lag auf mir, und wenn ich jener Tage gedenke, zu gedenken mich bemühe, so ist mir nicht anders, als ob sie eigentlich in meinem Dasein fehlten, als ob sie gar nicht da gewesen wären, als ob ich mir nur einbildete, sie gelebt zu haben. Wohl weiß ich, daß die Absicht in mir vorwaltete, mich bei kleinen Truppen durch die Welt zu schlagen, um endlich mich zu erheben — oder unterzugehen.

Mir ist, als wär' ich in eine kleine, saubere Stadt gekommen, wo ich Theaterzettel an den Ecken kleben sah. Ich verließ die Kutsche und bezog ein Stübchen im Gasthose; in dem nämlichen Hause befand sich der Theatersaal. Kurz vor Anfang der Vorstellung begab ich mich hinab, zahlte mein Eintrittsgeld und mischte mich in's Publikum. Alles hatte den ärmlichsten Zuschnitt. Man gab „die Schwestern von Prag.“ Einige Subjecte waren komisch genug, die Frauenzimmer jung und hübsch,

der primo amoroso, Marquis von Gerstenfeld, ein großer, dicker, alter Mann, was sich im Gegensatz zu den kleinen niedlichen Mädchen höchst possierlich machte. Nach dem ersten Akte suchte ich die Garderobe auf; als ich dem Direktor beim Eintritt sagte, daß ich ein Schauspieler sei, machte er mir Vorwürfe, „mich nicht an der Kasse decouvriert zu haben,“ und gab mir das Begegeld wieder zurück. Der große, dicke, alte Liebhaber und Tenorist, denn er stellte Beides vor, hielt, an einen Tisch gelehnt, die Sonbrette zärtlich in seinen Armen und warf mir durchbohrende Blicke zu. Die Frau Direktorin, welche die komische Alte spielte, und nicht mit Unrecht, schien desto freundlicher. Einige jüngere Männer schlossen sich gleich vertraulich an. Bevor noch der zweite Akt zu Ende ging, war ich wie dort geboren. Einer der jungen Herren kam nach dem Theater auf mein Zimmer, wo wir bei einem bescheidenen Mahle uns gegenseitige Herzensergießungen machten, und er mich in die Verhältnisse der Gesellschaft einweihte. Obgleich das Resultat seiner Confidenzen kein tröstliches war, beschloß ich doch zu bleiben, wenn der Director mich behalten wolle. Mein junger Freund war der Ansicht, das liege lediglich im Willen der Direktorin, und diesen mir günstig zu stimmen, müßte ich ihr schon ein wenig den Hof machen. Sie verlange eben weiter Nichts, als viel schöne Redensarten und dazwischen durch einige Handküsse, besonders vor Zeugen. Auch sagte mein junger Freund, — Max hieß er, — ich möchte mich vor dem dicken Riesen hüten, das sei ein boshafter Neidhardt. Er selbst, Max, war ein

offener, hübscher Junge von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren. Sein kurzer Lebenslauf floss mit Bewunderung ein; der Sohn armer Vorfbewohner, war er als elfjähriger Knabe mit einem Puppenspieler davon gelaufen, um dem Mangel und Hunger in seiner Aeltern Hütte zu entfliehen. Von da, wo es ihm bald schlecht genug ergangen, hatt' ihn sein gutes Glück, sehr fern von der Heimath, zu frommen Bürgersleuten gebracht, die Erbarmen mit seinem Elend hatten, ihn bei sich behielten und für seinen Unterricht sorgten. Während der Kriege und Siege waren beide am Bazarethieber gestorben, und er hatte sich, abermals verlassen und vogelfrei, bei einer „starken Frau“ in Dienst begeben. Mittlerweile war er herangewachsen, fing an sich zu fühlen, ließ die starke Frau sammt ihrem Ambos und Bleigewichten im Stich und schloß sich einer reisenden Truppe an, die auf Dörfern Vorstellungen gab, bis es ihm gelang, sich dahin zu schwingen, wo ich ihn kennen lernte. Er hatte das Zeug, weiter vorzudringen, und weil ich nie und nirgend mehr von ihm gehört habe, so nehm' ich an, er ist gestorben; denn bei kleinen Theatern sich fortzuquälen schien er nicht geboren.

Ich ward, zunächst mit Rücksicht auf meine guten Kleider von seinem Tuche, die bei einer solchen Gesellschaft niemals ihre Wirkung verfehlen, sogleich engagirt. Der Direktor bot mir, nachdem er mit Madame Rücksprache genommen, wöchentlich 5 Thaler Gage. Ist das nicht zu viel für die hiesigen Verhältnisse? erlaubte ich mir zu fragen. O nein, war die Antwort, denn wenn die

Einnahmen nicht danach sind, so werden gar keine Gagen gezahlt, das wissen meine Mitglieder schon. Ich war vollkommen zufrieden und bezog mit Max ein Stübchen. Auf dem Theaterzettel ward ich, was ich mir sogleich ausbedungen, unter dem Namen Müller aufgeführt. Max, der einen furchtbaren, fast unmöglichen Familiennamen besaß, nannte sich Meier. Müller und Meier! Wir repräsentirten also Deutschland; denn Müller und Meier heißen eigentlich alle Deutschen, mit einigen Ausnahmen.

An jedem Abende während der Vorstellung bekam ich eine Rolle für den nächsten Tag. Die meisten dieser Rollen waren mir neu, sogar die Stücke kannt' ich nicht, denen sie angehörten. Das Repertoire einer kleinen reisenden Truppe war vor zwanzig Jahren noch um ein halbes Jahrhundert zurück. Ich bin überzeugt, daß Keiner meiner Leser jemals nur den Namen jener Schauspiele nennen hörte, in denen ich glänzte. Ich selbst wüßte nicht mehr zu nennen, sie sind völlig verschollen. Wer glaubt, wer kann glauben, daß der Verfasser der Zauberflöte, daß Schikaneder große, ernsthaft gemeinte, poetisirende Dramen geschrieben? — Ich lernte rasch und fest, ich wußte, was ich zu sagen und zu brüllen hatte, schon bei den Proben; ich war ein Schatz für die Direktion. In meinen unzerstörbaren schwarzen Strumpfhosen und den noch schwärzeren Samtschuhen mit Atlaspußen spielt' ich einen Liebhaber nach dem andern zum Entzücken. Max wurde mehr für Intriguants verwendet und wußte sein hübsches, blondes Köpfchen mit allerlei malitiosen Schminken und Pflastern sehr abscheulich zuzu-

richten. Er lernte nicht so sicher, als ich, aber er war ein routinirter Schauspieler. Wir hatten uns lieb, wie zwei junge, gutmüthige Genossen, die weder Neid noch Habsucht kennen. Wir waren fröhlich miteinander. Unerlöschliche Zaubergewalt der Jugend! Ich konnte fröhlich sein, mich den Scherzen des Augenblicks hingeben, und wie lange war es her, daß ich verzweifeln wollte? Man klagt den Leichtsinn an. Der Leichtsinn des reiferen Alters wird zum Verbrechen. Der Leichtsinn rüstiger Jugend ist etwas Großes, Herrliches. Er ist der Sieg der Natur über die Verhältnisse; er ist der Triumph der Wahrheit über Heuchelei und Lüge!

Louise war mir todt. Ich selbst war es mir. Wir waren begraben, Louise und ich. Auf dem Grabe wuchs frischer Rasen, und auf dem Rasen tobte ein gesunder, lebenslustiger Jüngling, der kaum Zeit fand, seiner Hingegangenen zu denken.

Doch nein, ich dachte bisweilen — an sie — und an mich, und dann bebt' ich innerlich zusammen, wie wenn ich über einer ruchlosen That ertappt würde. Alle Bilder der Vergangenheit verwies ich aus der Gegenwart des Tages in das nächtliche Dasein des Schlafes. Ich lebte zwiefach, und ich möchte behaupten, daß ich im Leben träumte und im Traume nur lebte. Die Stube, welche wir inne hatten, gehörte zu der engen Wohnung einer armen Schneidervamilie, und diese bestand aus Mann, Weib, Lehrjungen und Tochter. Die Letztere war selten zu Hause, weil sie als Näherin umher arbeitete. Sie war häßlich. Es fiel mir befremdend auf, daß sie häßlich war,

denn, der Vater war trotz seiner Jahre noch ein schöner Mann, und die Mutter, höchstens 38 alt, eine hübsche, sauber gehaltene Frau. Oft tauschte ich mit Max Gedanken aus über die Gründe, warum ein so schmuckes Paar ein so garstiges Kind habe. Max meinte, daß sei umgekehrt nicht anders, denn seine Aeltern, so weit er sich auf sie besinne, wären verdammt häßlich gewesen, — und daß er hübsch sei, könne doch Niemand leugnen. Das mußte ich ihm zugestehen. Nun fing die garstige Tochter jedes Mal, wenn sie vom Tagewerk nach Hause kam, in unserer Stube umherzukuramen an; wir mochten anwesend sein oder nicht, sie wußte sich ein Geschäft zu machen. Erst meint' ich, es sei auf Maxen gemünzt, der über diese Meinung ein saures Gesicht schnitt. Dann fürchtet' ich wieder, es solle gar mir gelten. Endlich aber zeigt' es sich, daß die Gute nicht in eigenen Angelegenheiten rekonoscirt hatte — denn ich fand eines Abends in den Blättern der Rolle, über der ich gerade lernte, ein Briefchen liegen, welches nur durch unsere Näherin da hinein gebracht worden sein konnte. Das Briefchen war erstaunlich genug: Feines Papier, zierliche Schrift, aristokratische Fassung, absichtlich verwischtes Siegel, keine Aufschrift als: „ohne Zeugen zu eröffnen!“ Max und ich, wir saßen mit einander auf dem Bette, welches zugleich unser Divan war — an welchen von Beiden war es gerichtet? Wir öffneten und lasen gemeinschaftlich. Der Inhalt war ungefähr: „Eine Dame von Stande hat Sie auf und außer der Bühne gesehen. Sie würde nicht wagen, den Empfindungen, die Ihr Anblick ihr erweckt, Worte

zu leihen, wüßte sie nicht aus sicherer Quelle, daß auch Sie, dessen Name M. nur angenommen, von guter Familie sind. Einem Edelmanne traut sie Edelmuth und Muth genug zu, um ihre Bekanntschaft zu suchen, ohne daß sie eine Indiscretion zu befürchten hätte.“ —

Dies Alles war weit feiner, besser und süßer ausgedrückt, als ich es hier zu wiederholen vermag. Ich verlor denn auch sogleich Besonnenheit und Ruhe. Max übernahm die Leitung des Geschäftes. Beate wurde streng verhört, aber eher wäre von ihrem längst aus der Mode getretenen Vater ein Pariser Frack zu haben, als ihr eine Silbe des Verständnisses zu entringen gewesen. Sie wußte sogar unsere Vermuthungen auf falsche Fährten zu leiten, indem sie die Ansicht, daß jenes Briefchen ebenso gut auf dem Theater in meine Rolle geschoben worden sein könne, ganz plausibel machte. Wir wurden fast irre und drangen nicht weiter in sie. Das hielt uns doch nicht ab, auszuforschen, wo sie zuletzt ihre Nächtage zugebracht, und da ergab sich denn bald, daß sie seit einigen Wochen im Hause eines pensionirten Majors arbeitete, der allerdings eine Frau und zwei Töchter hatte. Fensterpromenaden wurden nicht gespart, erwiesen sich aber nur zu bald als nutzlos. Die Frau Majorin achtete gar nicht auf mich, und die Töchter, — beide weder hübsch noch häßlich, — wenn sie ja einmal am Fenster saßen, wendeten kaum den Blick nach mir, um ihn dann augenblicklich wieder auf ihre Arbeit zu richten. Auch waren sie niemals im Theater zu finden. Da sie nun ohnedies außerhalb der Stadt in einer Art von



Villa wohnten, so unterließ ich bald meine Probegänge auf dem schlechten Wege in ihrer Gasse.

Das mochte etliche Tage gedauert haben, als Mar mir eines Abends während der Aufführung des Abälino — (den übrigens zu unserm Aerger unser alter, dicker Gegner spielte, — wir waren Nebenfiguren) — zuflüsterte: ich solle doch die Dame beobachten, die da unten in der dritten Reihe säße, die Eleganteste von allen Anwesenden und offenbar auch die Schönste, wenngleich nicht die Jüngste; sie sei fast täglich hier, und wenn er nicht irre, so gehöre ihr die Equipage, die wir häufig — (die einzige noch dazu!) — am Ausgange halten gesehen. Mir ging es wie Feuer und Flammen durch den Körper. Sollte das . . . ? Nicht denkbar! Wie käme Beate zu dieser Dame? — Aber dennoch ließ es mir keine Ruhe. Während einer Scene, wo ich nicht beschäftigt war, schlüpfte ich auf die Straße und sah richtig den harrenden Wagen. „Ist das,“ rief ich zum Kutscher hinauf, „der Lohnwagen, den wir bestellten?“ — „Ich dachte gar, ein Lohnwagen!“ brummte der Kutscher in verächtlichem Tone, während er sich im Dunkel vergebens bemühte, meinen Anzug auszunehmen; „das ist die Equipage des Herrn Grafen \*\*\* von \*\*\*!“ — Jetzt mußte er mich, als zur Bande gehörig, erkennen, denn er fragte herablassend; „ist's denn bald aus?“

„Lange wird's nicht mehr dauern,“ erwiderte ich und kehrte hinter die Couliissen zurück.

„Eine Dame von hohem Stande,“ wiederholte ich mir fortwährend, der geheimnißvollen Zuschrift geben-

kend; — das könnte sie sein! — Aber wie kommt sie zu Beaten? —

Man hat bisweilen Inspirationen! Es giebt eine Clairvoyance der Leidenschaft. Nicht selten im Leben hat es mich getrieben, ich wußte nicht was, diesen oder jenen Weg einzuschlagen, ohne Zweck und Ursache, und gerade da bin ich dem begegnet, was ich suchte, ohne daß ich im Geringsten hätte hoffen und vermuthen dürfen, es dort zu finden. So geschah es an jenem Abend. Eine innere Stimme sagte mir, ich solle dem Wagen folgen. Ich suchte mich vor dem Schluß der Vorstellung zu entfernen, blieb angekleidet und geschminkt, wie ich war, nahm den Mantel um — denn ich gehörte ausnahmsweise zu den Mantel besitzenden Mitgliedern — und lief neben dem Wagen her, auf dessen Hintertheil jetzt ein Jäger Platz genommen. Sie fuhren geraden Weges nach — dem Hause der Majorin! Oh' ich noch die Hausthür erreichen konnte, hatte der verdammte Jäger seine Herrin schon aus dem Wagen und in's Haus geschleubert und die Thüre hastig hinter sich zugeworfen. Ein Erkennen, ein Bemerken meiner Anwesenheit war von ihrer Seite also nicht möglich, und auf ihre Rückkehr zu warten wagte ich nicht, aus Furcht, das abermalige Erscheinen meines noch geschminkten Gesichtes möge den Aufseher stutzig machen. Sie hatte ja auf meine Discretion gerechnet. Ich entfernte mich also. — Aber wußt' ich nicht genug? Bei der Majorin hatte die Gräfin Beaten gesehen, durch diese erfahren, daß ich bei ihren Aeltern wohne; so war Beate ihre Frits geworden! —

Die Gräfin war es, die mir geschrieben, keine Andere! Warum auch käme sie fast täglich vom Lande herein zu unseren schlechten Vorstellungen, zu denen die Kunst nicht, zu denen nur Liebe sie locken konnte. Die Gräfin liebte mich! Max billigte vollkommen meine Forderungen. Nun sollte, nun mußte doch aber auch von mir aus Etwas geschehen! Ich konnte doch eine solche Zuschrift nicht unerwidert lassen! Und wie die Antwort befördern? Wie sie in die Hände der Gräfin bringen? Geschrieben war sie bald. Max fand sie sublim. — Wie sie befördern? Tausend Mittel und Wege wurden in Vorschlag gebracht und alsbald auch wieder als Gefahr drohend verworfen. Mitten in dieser rathlosen Unschlüssigkeit kam die Reihe, inspirirt zu werden, an Max. Glaubst Du nicht, sagt' er, daß diese Beate, die doch sicher nur für ein Geschenk zur Brieftaube geworden ist, darauf lauert, noch mehr zu gewinnen? Folge mir, lege Deine Antwort in die Blätter derselben Rolle, lege die Rolle, eh' wir morgen zur Probe gehen, auf den Tisch und sei versichert, Dein Brieschen wird seinen Weg machen. Ich gehorchte. Auch ich gab meinem Schreiben keine andere Adresse als die Worte: „ohne Zeugen zu eröffnen!“ — Willst Du etwa wissen, junger Leser, was ich der schönen Gräfin geschrieben? Erlasse mir's, Dir Etwas vorzulügen, ich weiß Nichts mehr davon. Denke Dich in meine Lage, und Nichts wird Dich hindern, Dir einen solchen Brief selbst zu entwerfen, viel besser, als ich Dir ihn vorschreiben könnte. Auf ebenso geheimnißvolle Weise, wie das an mich gerichtete Brieschen in die Rolle

gelaugt war, fand das von mir geschriebene seinen Weg aus derselben. Nun blieb kein Zweifel mehr.

Bald darauf entschloß ich mich zu einem Spaziergange nach \*\*\* Max blieb zu Hause, so sehr ich ihn bat, mich zu begleiten; es könnte sich Etwas begeben, meint' er, wobei seine Gegenwart störend würde. Es war ein schöner Oktobertag. Der Weg nach \*\*\* führte von der großen Straße ab, zwischen Feldern und Wiesen bis zu einer dichten alten Kastanien-Allee, und aus dieser trat man unmittelbar in einen Hofraum, den von drei Seiten schlechtgehaltene Wirthschaftsgebäude umschlossen, dessen vierte Seite das Wohnhaus einnahm, welches geschmacklos, aber groß und wohnlich schien. Meine Verlegenheit, was ich nun eigentlich als den Zweck meiner Wanderung (es mochte eine halbe Meile von unserem Städtchen entfernt sein) angeben solle, wenn mich irgend ein Frager auf's Korn nähme, wuchs noch, wie ich den Grafen (denn daß er es sei, blieb kein Zweifel) über die steinernen Stufen herabsteigen sah. Konnt' er nicht auch einmal im Theater gewesen sein und mich kennen? Jetzt gar trat der bewußte Kutscher mit einem Klepper aus dem Stalle, während eine Art von Focke dem Grafen ein Reitpferd zuführte. Ich machte auf dem Flecke Kehrt und verließ raschen Schrittes das Gehöfte. Wußt' ich doch nun Weg und Steg. Während der Rückkehr rief ich mir das Bild des freilich nur flüchtig gesehenen Grafen in's Gedächtniß und fand nicht den mindesten Grund, zu glauben, daß die Gräfin einem so ritterlichen Herren mich armen Schlußer vorziehen könn.

Es war mir förmlich unbegreiflich. Denn ich habe — nebenbei sei's gesagt — niemals zu den Narren gehört, die sich selbst verkennen, und wenn ich ein Skeptiker war oder bin, so bin ich es wahrscheinlich an mir selbst geworden! — Ich konnt' es nicht begreifen. Die einzige Deutung, die ich dem Räthsel zu geben vermochte, lag in dem Gedanken: sie wird eine poetische Natur sein, der Graf eine prosaische, sie findet keine Nahrung für ihre Sehnsucht in der alltäglichen Umgebung, sie hat, Gott weiß durch wen, von mir gehört, sie steht so Etwas von Wilhelm Meister in mir, vielleicht haben ihr meine Gedichte in der Abendzeitung gefallen. Und vom Theater, fügt' ich in meinem Monologe hinzu, soll ich ja recht hübsch aussehen, das sagen sie Alle. — Aber wenn sie mich ohne Schminke und in der Nähe sehen wird, bleich wie ich bin, vielleicht findet sie das eben interessant! So sprach ich mich bis in die Stadt zurück, wo ich eben noch zeitig genug ankam, um mich zu der alten Dittersdorfschen Operette „das rothe Räppchen“ anzukleiden, in welcher ich den Officier gab und sogar ganz erträglich sang.

Max war bei all' meinen Zweifeln sehr liebendwürdig. Er sprach mir Zuversicht ein und versicherte mich, er begreife sehr wohl, wie ein solches Glück sich mir zuwende. Dabei zeigt' er nicht einen leisen Schein von Mißgunst und ließ mich nie empfinden, daß er doch der Wahrheit gemäß ein ganz anderes Gewächs sei, um dergleichen zu erleben. Er war wirklich ausgezeichnet hübsch, und ohne regelmäßig schön zu sein, war er schlim-

mer als das\*),“ er war reizend. Gewöhnlich zwar spielt' er Charaktere, die es ihm zur Pflicht machten, sich zu entstellen; kam er aber mitunter an eine Rolle, wo dies nicht nöthig war, so erschien er desto zierlicher und zeigte einen Wuchs und ein Ebenmaaß der Formen, wie ich es kaum wieder gesehen. Er verstand „sich anzuziehen,“ was ich niemals verstanden habe. Die schlechtesten Lumpen paßten ihm wie angegossen, und dem ärmlichsten Anzuge war ein Schmuck verliehen, wenn er auf seinem Leibe saß. Von all' diesen Vorzügen schien er Nichts wissen zu wollen; wenigstens macht' er sie neben mir nicht geltend. Auffallend war es uns Beiden, daß gerade an diesem Abend die Schöne nicht im Schauspiel gewesen.

Vielleicht ist statt ihrer ein Briefchen da. Und wirklich, Beate hatte die Zeit, die ihr die Dauer unserer theatralischen Vorstellung gönnte, wohl benützt, denn die bewußten Blätter bargen eine Zuschrift. Diese war kurz. Sie beschied mich für den nächsten Sonnabend (an diesem Tage spielten wir nicht) mit Einbruch der Dunkelheit in die Kastanien-Allee, die zum Hofe führt. Es war kein Irrthum, es stand deutlich geschrieben.

Wir blieben langeunschlüssig, ob Max mich begleiten,

---

\*) Die berühmte (und berühmte) Schauspielerin Dorval in Paris, sagte einmal zu meinem Freunde Marmier, als dieser ihr unumwunden erklärte, er begreife nicht, wie sie es beginne, alle Männer und sogar einen W. Hugo zu fesseln, „car, en vérité Madame, vous n'êtes pas belle!? — „non monsieur, je ne suis pas belle, mais je suis pire que cela.“

ob ich allein gehen solle. Zuletzt gaben meine Bitten den Ausschlag; er war bereit, mit mir zu gehen und hinter den Bäumen Wache zu halten. Praktisch, wie er sich zeigte, nahm er einen dicken Knüttel mit. Beim Ausmarsch aus der Stadt hatten wir große Noth mit einem Kollegen, der sich uns durchaus anbieten und unseren Spaziergang mit machen wollte. Max schüttelte ihn durch unbeschreibliche Grobheit ab, während ich schweigend Todeskämpfe in mir durchmachte. Mit jedem Schritte wuchs meine Spannung, meine zagende Erwartung; kaum vermocht' ich die Füße zu heben, und doch hätt' ich für alle Schätze nicht umkehren mögen. Als wir die ersten Kastanien erreicht hatten, verließ mich fast die Besinnung. Max stellte sich hinter einen alten Stamm und schickte mich vorwärts. Etwa am zwanzigsten Baume sah ich eine weibliche Gestalt. Sie kam raschen, entschiedenen Ganges auf mich zu, und ohne ein Wort zu sprechen, legte sie ihre beiden Hände auf meine Schultern und ließ ihren Kopf mir an die Brust sinken. Sie zitterte so heftig, daß ich davon erschüttert wurde und willenlos hebte gleich ihr. Welch' ein Augenblick, hub sie endlich an, was werden Sie von mir halten. Sie werden mich verachten; aber ich muß es ertragen, ich will es, ich kann nicht anders. Dabei zog sie die Hände und Kopf zurück, reichte mir den Arm und führte mich so, halb auf mich gestützt, dem Ausgange der Allee zu. Ich fand keine Worte. Mein Schweigen schien sie zu beunruhigen. Mehrmals versuchte sie, mir in's Gesicht zu sehen, aber die noch immer nicht entlaubten Bäume ließen keinen

Schimmer des matten Sternenslichtes durch. So gelangten wir in's Freie bis an den Baum, hinter welchem Max sich aufgestellt. Ich sah wohl ein, daß ich eine alberne Rolle spielen würde, wenn ich fortführe, mich so passiv zu verhalten. Gnädige Gräfin, begann ich, mein Glück ist so unerwartet, wie unverbient, und ich — hier fühlt' ich einen krampfhaft zuckenden Griff ihrer Hand an meinem Arme, sie stieß mich von sich, und dann wieder dicht an mich tretend, bemühte sie sich, meine Züge zu erkennen. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und wendete sich von mir ab. Vergebens redete ich nun, durch mein Erstaunen kühner gemacht, lebhaft in sie hinein; sie regte sich nicht und gab keine Antwort. Als ich endlich fast zornig fragte: ja, haben Sie denn nicht an mich geschrieben, mich aufgefordert — da brach Sie aus: An Sie? Nein! Niemals! Herr Gott, was ist da vorgegangen!? Und lautes Schluchzen erstickte ihr die Sprache. — Wie wenn ein Lichtstrom vom Firmament herab sich auf mich ergösse, so ward es plötzlich hell in mir: Das M. in ihrem ersten Briefe hatte nicht mir, nicht dem pseudonymen Müller gegolten, es galt dem Meier; Max war es, den sie liebte, sie hatte von mir gehört und ihn gesehen; sie hatte ihn gemeint, sie hatte uns verwechselt.

Hab' ich jemals gut, klar, eindringlich gesprochen, so geschah es in diesem Augenblicke. Ich setzte ihr mit der bescheidensten Aufrichtigkeit auseinander, was ich dem aufmerksamen Leser nicht noch einmal vorzuführen brauche. Mein Ton flößte ihr Vertrauen ein, sie glaubte mir und



beruhigte sich. „Hätt' ich ahnen können, daß Sie beisammen wohnen, nie würd' ich gewagt haben,“ stammelte sie. „Gleichviel,“ sagt' ich. „Wir sind jetzt im Klaren. Ich finde diesen Ausgang weit begreiflicher, als jeden andern; ich find' es natürlich, daß Sie den lieben, der der liebenswerthere ist. Ich schwöre Ihnen vollkommene Verschwiegenheit\*). May hat für mich Wache halten wollen, jetzt kann ich nicht weniger für ihn thun, als daß ich ihm das Feld räume.“ Ich holte ihn aus seinem Versteck hervor. Er hatte unser Flüstern vernommen. Er warf sich in ihre Arme. Ich nahm ihm seinen Stock aus der Hand und eilte über den Feldweg, um die große Straße zu erreichen. Mit mir selbst und mit meinem BENCHMEN höchlich zufrieden, schritt ich langsam und fest einher, schwang meinen dicken Stock, schaute nach den Sternen, sang ein Liedchen und gönnte dem Freunde sein — nein: mein Glück!

Aber es blieb nicht so. Nachdem ich ein Stündchen in unserm Zimmer einsam zugebracht, die Briefe der Gräfin zwanzigmal durchgelesen, mancherlei Beschäftigungen versucht und keine fortgesetzt hatte, wurde mir der Raum des engen Gemaches zu klein, ich verließ es im

---

\*) Es entsteht in mir die Befürchtung, man könne mir den Vorwurf machen, daß ich jetzt diesen Schwur breche. Aber da ich sogar vermieden habe, den Namen des Ortes zu nennen, wo unsere Truppe sich aufhielt, so soll es, hoff' ich, schwer sein, auf irgend eine Spur zu kommen. May ist gewiß todt; die Gräfin wahrscheinlich; der Graf lebte schon, wie ich genau weiß, vor 12 Jahren (1844) nicht mehr, und Kinder haben sie nicht hinterlassen.

Geiste, und der Geist führte mich hinaus unter die Kastanienbäume. Er zeigte mir die Glücklichen, — — und die Eifersucht erhob sich im Herzen. Es war eine Eifersucht eigenster Gattung. Sie galt weniger der Gräfin, von der ich mich geliebt gewähnt und verstoßen gefunden, als vielmehr dem jungen Freunde, der bei ihr geblieben war und mich hatte ziehen lassen. Es war eine Eifersucht der Freundschaft mehr, als der Liebe. Ein Gemisch von Eifersucht und Beschämung. Ich warf mich auf's Bett, ohne schlafen zu können. Dennoch stellt' ich mich bei Maxens Heimkehr schlafend und that, als ob seine mehrfach wiederholten Anreden nicht im Stande wären, die Festigkeit meines Schlafes zu erschüttern. Am andern Tage brach ich mit der Direktion. Der Anlaß dazu war leicht gefunden, denn wir wurden höchst unregelmäßig bezahlt, und wer seine Rückstände begehrte, durfte gewiß sein, daß die Gnadensonne für ihn unterging. Meine Sachen waren rasch gepackt. Max betrachtete diese Anstalten zur baldigen Abreise mit schweigender Wehmuth. Es that ihm leid, mich zu verlieren, aber auch er mochte wohl einsehen, daß in unserem Verhältniß entschiedene Trennung das Beste sei. Wir haben uns nicht mehr wiedergesehen.

Ich ging ärmer, als ich gekommen war. Planlos von Ort zu Ort auf unbequemen, halb offenen Postwagen umhergeworfen, bracht' ich langweilige Tage, frostige Nächte zu. Nirgends fand ich eine Truppe. So gelangt' ich auf mancherlei Umwegen in die Gegend von Halberstadt. Dort, hieß es, gäbe die Gesellschaft des

Grafen Hahn Vorstellungen. Ich wagte mein Bestes daran und erreichte Halberstadt. Einige Stunden vor meiner Ankunft hatten die Schauspieler sich nach Quedlinburg begeben, um dann mit ihren Aufführungen zwischen beiden Städten zu wechseln. Nun verkauft' ich meine Uhr sammt allerhand goldenem Zubehör und folgte nach Quedlinburg. Ich wohnte natürlich der ersten Vorstellung bei; das war Mozart's „Belmonte und Konstanz;" die schöne Oper wurde so gut gesungen, als es von einer reisenden Gesellschaft irgend zu erwarten ist. Ich bemerkte denn auch bald, daß die Oper das Uebergewicht habe, und hielt es für vergebene Mühe, mich erst bei dem dirigirenden Grafen um Engagement zu melden. Nachdem ich mich von meinen Postwagen-Reiden — (gefälligst zu bedenken, daß wir 1820 schrieben!) — durch eine Nacht im Gasthose erholt, trat ich den Weg zu meiner ehemaligen Wirthin, der Assistenzrätthin an, die dem armen, verkümmerten, freiwilligen Jäger vor fünf Jahren so viel Wohlthaten erwiesen. Madame Fügemann empfing mich wie einen aus der Fremde heimkehrenden Sohn. Sie duldete nicht, daß ich ihr Haus wieder verließ. Während ich mit ihr und den Ihrigen plauderte, war, ohne daß ich es ahnete, mein Gepäck aus dem Gasthose abgeholt worden, und als ich endlich gehen wollte, führte sie mich in „mein Zimmer," wo ich gezwungen wurde zu bleiben. Hier erst kam ich wieder zu mir, hier erst schien ich aus dem drückenden Traume aufwachen zu wollen, der bis dahin auf mir gelegen. Der sanfte Athem wohlgeordneter Häuslichkeit lösete bang und mild den Troß.

der Verzweiflung, den ich seit meinem Abgange von Breslau für Kraft gehalten, und eine sehnüchtige, weiche Trauer besiegte mich. Louise's Andenken gewann neue Macht in meinem Herzen, die Möglichkeit ihrer Genesung erfüllte mich mit Unruhe, und ich fing an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht auf die Nachricht von ihrer Todeskrankheit augenblicklich nach Berlin gereiset sei. Jetzt sollt' es geschehen. Aber wie das nöthige Geld aufreiben? Der Erlös für die Uhr konnte nicht hinreichen, in Berlin, wenn ich es auch glücklich erreicht hätte, zu existiren; und von dem Verkauf etwa entbehrlicher Kleidungsstücke hielt mich eine eigenthümliche Scheu zurück; ebenso von dem Gedanken, meine edle Gastfreundin um ein Darlehn anzusprechen. Ich beschloß also, in Quedlinburg ein Vokalmatorium zu geben, und war fest überzeugt, der Erfolg müsse hier, wo ich noch von der Jägerzeit her im besten Andenken zu stehen wähnte, ein äußerst günstiger sein. Die Erlaubniß war bald eingeholt, Bille's hatt' ich noch von meiner Irrfahrt mit Julius; den Zetteldruck besorgte die weltbekannte Firma „Basse in Quedlinburg,“ deren Chef mich freundlichst aufnahm und mir die niedrigsten Preise stellte. Die Leitung der Musik zur Ausfüllung der Pausen übernahm mein alter Freund, der „Stadt- oder Kunstpfeifer“ Rose. (So nennt man in jener Gegend die Direktoren der Stadtmusik.) Meinem gelehrten Gönner, dem Rektor des Gymnasiums, überbracht' ich eine Anzahl Freikarten für seine Schüler. Alle Bekannte, denen ich begegnete, riefen mich freudig an und verhießen mir die Gegenwart

der ganzen Stadt. Um den Andrang bei der Kasse möglichst zu beseitigen, hatt' ich Herrn Basse gebeten, ein Verkaufsbüreau bei sich zu eröffnen, und daselbst mehr Billets deponirt, als der kleine Saal fassen konnte. In diesen freudigen Erwartungen traf es mich wie ein Schmerz, daß die gütige Freundin, die mich in ihrem Hause wieder aufgenommen, als ich ihr Freibillets überreichen wollte, dieselben zurückwies, da sie schon für sich und all' die übrigen bei Basse hinreichenden Vorrath kaufen lassen. Während wir darüber stritten und sie unerschütterlich blieb, warf ich einen Blick auf die wirklich schon bereit liegenden Karten und bemerkte, daß sie mit Nummer Eins begannen. Zum ersten Mal wurde mein Vertrauen auf die reiche Einnahme erschüttert, deren ich mich so sicher gewöhnt. Aber ich hoffte noch. — Wer schildert meine Gefühle, als ich zur bestimmten Stunde im Saale eintraf und vom Kassirer hörte, daß er ein Billet abgesetzt habe. Ich meinte, der Mann (ein biederer Quedlinburger Wurstmacher) wolle scherzen. Nein, es war bitterer Ernst. Im Saale saßen: meine Wirthin nebst vier Angehörigen, der Rektor mit seinen Primanern, der Medicinalrath Ziegler, der Käufer jenes einen einzigen! Die Musiker spielten eine Ouverture, ich deklamirte meine Verse, — und wir gingen demüthig nach Hause; meine Unkosten waren mäßig, doch mußten sie bezahlt werden. Von der Berliner Reise konnte für jetzt nicht mehr die Rede sein. Bis nach Dresden reichte mein Vermögen noch zur Noth; dort wo ich im Gasthose bekannt war, dacht' ich auf Credit.

So thei, Bierzig Jahre. III.

zu leben, bis ich aus Breslau Hilfe bekommen, und um diese zu beschleunigen, schrieb ich gleich von Quedlinburg aus und bat um eine klingende Sendung. Niemand in Quedlinburg durfte wissen, daß ich in Noth sei. Ich stellte mich also, als wäre mir die mißlungene Unternehmung höchst gleichgültig, schimpfte lächelnd, worein meine Hausgenossen redlich einstimmten, auf das Quedlinburger Publikum — immer den Medicinalrath Ziegler ausgenommen — und schied von den seelenguten Leuten, mit neuen Verpflichtungen zu neuer Dankbarkeit beladen.

Vor Dresden hatt' ich mich sehr gefürchtet. Als ich es aber wiedersah, war der Eindruck kein so peinlicher, wie ich erwartet. Die neuerwachte Theilnahme für Louise's Geschick, die bange Erwartung, ob sie lebe, hatte meine eigenen Seelenleiden in den Hintergrund gedrängt. Nur mit Mühe fand ich in dem von Studenten übersüllten „kleinen Rauchhause“ wieder eine Unterkunft. Mein braver Gläubiger, der Wirth, empfing mich so herzlich, als wenn ich ein Erbsus wäre, obgleich ich ihm von vorn herein kund that, daß ich käme, abermals „auf Pump“ zu leben.

Das Fremdenblatt verkündete den Königl. Hoffschauspieler Herrn Wolff, der so eben in Dresden eingetroffen war. Zu ihm begab ich mich am frühesten Morgen nach meiner Ankunft. Von ihm sollt' ich nun erfahren, ob Louise, die in seinem Hause ihre Heimath gefunden, noch darin weile, oder ob sie ein anderes Haus unter der Erde bezogen. Ich kannte Wolff per-

fröhlich von meinem Berliner Aufenthalte, wo ich ihm meine kleinen Stücke empfahlen, und er mich mit herkömmlicher Artigkeit abgefertigt hatte. Lange stand ich vor seiner Stubenthür, bis ich mich entschließen konnte anzuklopfen. Lange mußte ich harren, bis auf wiederholtes Klopfen ein verdrüßliches „Herein“ erfolgte. Wolff lag im Bette, war ärgerlich über die frühe Störung und wurde nicht freundlicher, als ich mich nannte. Doch war er menschlich genug, mir gleich in den ersten Worten Nachricht von Louisen's langsam, aber sicher vorschreitender Genesung zu geben. Er äußerte nun auch sogleich unverhohlen sein Erstaunen, wie ein junger Mensch ausbleiben könne, wenn er seine Geliebte auf dem Sterbelager wisse. — Ich machte ihm dagegen eine Schilderung meiner Zustände und Schicksale von dem Augenblick an, wo mir das Leben beim Breslauer Theater unerträglich geworden, bis zu jenem, wo ich zu ihm in's Zimmer getreten war. Ich beschrieb ihm besser und eindringlicher, wie ich es heute mit der Feder vermöchte, in gesprochenen Worten den Bann, der auf mir gelegen und der mich unzurechnungsfähig gemacht habe, gestand ihm, daß ich eigentlich erst in Quedlinburg wieder zu mir selbst gekommen sei. Meine Offenheit, mein Zutrauen gewann mir das seinige. Von Minute zu Minute schien sein Gesicht heiterer werden zu wollen, sein Auge hastete fester auf mir, und bald fühlt' ich es in meinem Herzen, daß seines mir gehörte. (Es war keine Täuschung, denn es ist mir nach Jahren ein Brief zu Händen gekommen, den er damals aus Dresden nach

Berlin geschrieben, und welcher das Gesagte bestätigt.) Wir waren für die kurze Dauer seines Dresdener Aufenthaltes unzertrennlich. An Wolff's Seite vergaß ich, daß ich vor anderthalb Monaten mich geschämt hatte, wie ein durchgefallener Schauspieler über die Straße zu gehen. Sein Umgang gab mir neues Leben. Seinem Wunsche gemäß führte ich ihn auch zu Tied, der anfänglich spröde gegen ihn war, sich später aber auf das Geistigste mit ihm verband. Es hat mich immer geireut, daß ich gewissermaßen der Urheber der Freundschaft gewesen bin, die zwischen Immermann und Tied und zwischen diesem und Wolff dauerte.

Einen Abend \*) bei Tied werd' ich nie vergessen, nicht nur weil er an diesem Abende den „Othello“ mit furchtbar tragischer Wirkung vortrug, sondern auch weil das bei ihm versammelte Auditorium ein nicht gewöhnlich zusammengestelltes war. Außer uns besand sich dort: Tied's Schwester mit ihrem Gemahl, Herrn v. Knorring aus Curland, und ihren beiden Söhnen, die einheimischen Grafen und Poeten: Fr. v. Kalkreuth und Eöben (Isidorus), der heftige Ernst v. Malsburg, Ludwig Robert mit seiner jungen schönen Frau, der Herr v. Schütz (Pakrimas), der damals gerade den Casanova verdeutschte, Professor Hegel mit

---

\*) Ich bin meines Gedächtnisses hier nicht sicher und glaube beinahe, die in nachstehenden Zeilen geschilderte Scene habe einige Jahre später, wo ich von Breslau aus eine kurze Herbstreise nach Dresden unternahm, sich zugegetragen.



Fr. Förster und endlich Thorwaldsen, den ich schon des Morgens auf der Bildergallerie hatte nachdenklich und andächtig sein Pockenhaar schütteln sehen, wie er vor Raphael's Madonna zum ersten Male in seinem Leben stand.

Tieck überbot sich selbst in Leidenschaft und Gewalt; im fünften Akte ließ er den Othello zu einer Raserei ausbrechen, die um so tiefer wirkte, als er besonnene Macht behielt, den Iago in kalter Festigkeit dagegen contrastiren zu lassen. Seine Absicht bei Versinnlichung des Iago ging sichtbar darauf hinaus, diesen gemeinen Gesellen keinesweges zum schlauen, feinberechnenden Propheten zu machen, der das ganze Spiel vorher durchschaut, sondern vielmehr zum plumpen Schurken, der nur Rache üben, nur Böses thun, nur Schaden will, der erst mitten in der Aktion einfliehet, wie sehr das Schicksal ihm zu Hilfe kommt, und der eben nur um seiner Plumpheit willen oft in einen groben, biederherzigen Ton verfällt, welcher treuherzig klingt und zu täuschen vermag. Diese Absichten schienen mir aus Tieck's Auffassung des Iago hervorzugehen. Als der Vortrag beendet war, und jeder der Hörer seinen schuldigen Beitrag in die Collektenbüchse des geselligen Dankes stecken zu müssen glaubte, näherte sich auch Hegel dem Leser und docirte in die Rede, die er hielt, komischer Weise gerade die entgegengesetzte Ansicht des Iago'schen Charakters hinein, Tieck preisend, mit wie unendlichem Geist er die Freiheit des vom ersten Austritt gesponnenen Gewebes enthüllt u. s. w. Ich stand wie versteinert. Denn ohne von dem hoch-

berühmten Manne etwas Anderes zu kennen, als seinen Namen, kannte ich doch eben diesen und seinen Ruhm. Tied's Gegenrede war — ich will nicht sagen tückisch — doch tiedisch, verbindlich ironisch.

Ich müßte sehr irren, wenn es nicht dieser Abend gewesen wäre, von dem der Groll herrührte, den der Philosoph so lange gegen den Dichter bewahrte.

Gegen mich war Tied unverändert. Mein unglücklicher Auftritt als Suranitz hatte ihn nicht kälter gemacht. Immer, wenn ich kam, hieß er mich ebenso freundlich willkommen, als früher, wo er gehofft hatte, in mir ein siegreiches Schauspielertalent aufsteigen zu sehen. Ueber meine Zukunft vermied ich mit ihm zu sprechen. Desto lebhafter waren die dahin zielenden Gespräche zwischen mir und Wolff. Dieser war keinesweges abgeneigt, mir zuzugestehen, daß ich mit Fleiß und Eifer mich trotz aller Hemmungen noch zum bedeutenden Schauspieler emporarbeiten könne, war er doch sich selbst und Anderen ein lehrreiches Exempel langer, hoffnungsloser Lehrzeit und späten Gelingens. Aber in Beziehung auf Louise wollt' er mir nicht vorenthalten, daß sie, durch zwei aufeinanderfolgende Todeskrankheiten sehr geschwächt, vielleicht nie mehr im Stande sein würde, ein verpflichtendes Engagement anzunehmen, daß ihr Vertrag in Berlin deshalb aufgelöst worden, und sie jetzt schon in Grafenort bei ihrer Pflegemutter zum Besuche sei, um sich einigermaßen zu erholen. Dies änderte freilich den ganzen Gesichtspunkt. Ein Theaterleben ohne sie schien mir jetzt, wo sie lebte und wo mein Pflichtgefühl mich dringend

aufforderte, von der Kranken, Schwachen nicht zu lassen, fast unmöglich. Noch einmal stiegen die schuldlosen Bilder ländlicher Häuslichkeit auf, noch einmal täuschte ich mich mit dem kindlichen Gedanken, ein Dorfbewohnender Schriftsteller sein zu können. Als ich es allein versucht hatte, war es nicht gegangen. Vielleicht ging es nun, wenn ich mit einer jungen Frau nach Obernigt zöge. Durch und durch erfüllt von diesen Hoffnungen, hütete ich mich doch, sie Wolff mitzutheilen. Ich ließ ihn abreisen, völlig im Dunklen über meine Lebenspläne. Aber einen Vertrauten muß' ich haben, und da wendete sich plötzlich die alte Neigung und Anhänglichkeit dem bösslich verlassenen, dicken Freunde in Breslau wieder zu. An Schall schrieb ich eine lange Beichte, beschwor ihn, mich zu absolviren, und erklärte mich bereit, wenn Louise die meinige bleiben wolle, dem Schauspielertume zu entsagen. —

Daß aus der Heimath erbetene Geld war noch nicht eingetroffen. Ich mußte sammt dem Bären, den ich angebunden, in Dresden bleiben, und ich konnte dieß um so leichter, weil in dem kleinen Rauchhause, in welchem wie in einem Bienenstock die reisenden Studenten zc. ein- und ausschwürmten, täglich neue Umgebungen wechselten, vor denen ich als durchgefallener Schauspieler nicht zu erröthen brauchte, weil sie Nichts von mir wußten. Bald angezogen, bald abgestoßen von hundert verschiedenen Persönlichkeiten, machte ich stündlich andere Bekanntschaften. Ich sah jünger aus, als ich war; die neunzehnjährigen Wanderer hielten mich für ihred

Gleichen. Es wurden Freundschaftsbündnisse geschlossen, die der Abend gebahr und der nächste Morgen trennte. Aus der unzählbaren Masse von Namen, die mir längst verklungen sind, und von denen nur selten einer oder der andere dunkel bei mir nachtönt, sind drei geblieben, die mich durch's Leben begleitet. Eigen! Alle Drei haben die nämliche Laufbahn eingeschlagen, den nämlichen Beruf erwählt. Alle Drei wurden Advokaten: Gräff in Breslau, Wilke in Halle, Crelinger in Königsberg. Mit jedem von diesen drei Männern hat mich mein Künstlers-Erdenwallen öfters wieder in Berührung gebracht, und wo wir uns begegneten, zeigten und bewiesen sie mir die freundschaftlichste Ausdauer jener flüchtig geschlossenen Jünglings-Bündnisse. (Den beiden Ersteren verdanke ich, wie wir bald erfahren werden, die nächste Veranlassung zum ersten öffentlichen Austritt als Vorleser in Berlin, dem Letzteren bei zweimaligem Aufenthalte in Königsberg Alles, was der fremde Künstler einem einheimischen, ringsher verbreiteten und geachteten Freunde nur irgend verdanken kann.) —

Das Geldschiff kam, mich endlich flott zu machen, mit ihm ein Päckchen Briefe voll Jubel. Schall hatte meine Entschliebung, die Bühne zu verlassen, in seiner Zeitung wie ein höchst erfreuliches Ereigniß proklamirt, gleichsam als dürft' er nun erst die Last der Mitschuld, die bis dahin auf ihm gelegen, von sich abschütteln. Sein Artikel und die durch denselben veranlaßten, an mich beigefügten Gratulationschreiben — sogar mein alter Vormund hatte seine Feder in Bewegung gesetzt — nahmen sich

aus wie die Theilnahme einer Familie, welche durch den Vorsteher des Irrenhauses die Nachricht empfängt, daß ihr Verwandter, von seinem Wahnsinn genesen, entlassen werden soll. Mir that es entsetzlich weh! Und Schall's liebevoller, sogar meine heimliche Abreise herzlich verzeihender Brief, konnte den Schmerz nicht mildern, den dieses voreilige Abbrennen der Brücken hinter mir in meinem Busen erregte. Nun blieb mir Nichts übrig, als vorwärts zu wandern, aus Sachsen nach Schlesien.

Ich kam, ohne Breslau berührt zu haben, an einem neblichten Dezemberabend in Obernigt an. Nur eine hütende Magd empfing mich in unserem Häuschen. Die Pflegemutter, die mich einige Tage später erst erwartete, befand sich mit ihrem weiblichen Gefolge noch in der Stadt. Mein kleines Arbeitsstübchen, rasch durchheißt und erwärmt, sah mich so traulich an, die Ruhe im Dorfe und im Hause that mir so wohl, und doch war mir so weh! Ich feierte die Dunkelstunde ungestört, Nichts vernehmend als das heisere Bellen der Hunde im Dorfe und das Knistern des Holzes im Ofen. Bei allem Schmerz war es doch ein seliger, mir unvergeßlicher Abend, und für die nächsten Tage hegt' ich keinen Wunsch, als noch allein zu bleiben. Ich richtete mich auch sogleich zum Arbeiten ein, und nachdem ich erst einen kurzen, offenherzigen Brief an Louise geschrieben und abgesendet, überließ ich mich mit jugendlichem Glück dem Vergnügen, vielerlei kleine Erzählungen zu ordnen, auszuführen, zu beginnen und in meinem Dachstübchen den von weiten Reisen heimgekehrten Autor zu spielen.

Zwar unterbrach die Ankunft der Pflegemutter in Etwas die Seligkeit des Einsamen, doch ging's im Ganzen gnädig ab, und meine Tage blieben ziemlich ungestört. Ich entsinne mich jener Wochen als solcher, wo ich glücklich war. Ihres Gleichen sind in meinem Leben nicht häufig.

Ein Brief aus Grafenort setzte der sanften, entsagenden Stimmung, in der ich mich befunden, ein unerwartetes Ziel. Er enthielt in wenig Worten einen dringenden Ruf, mich sogleich selbst einzufinden, um Alles, was für den Briefwechsel zu wichtig sei, von Mund zu Mund besprechen zu können. Diesen Ausgang hatt' ich nicht erwartet; ich war gefaßt gewesen auf Vorwürfe, auf ausweichende und unbestimmte Hinweisungen, auf rasche That aber nicht.

Wer hätte bei solchen Mahnungen zögern können? Am nächsten Tage war ich in Breslau und nach einer erschöpfenden und versöhnenden Unterredung mit Schall auf dem Wege nach Grafenort, den ich zum ersten Male durch beschneite Thäler und Berge machte und in seinem Winterschmucke sehr schön fand. Louise eilte mir entgegen, blühend wie sonst; ihr Aussehen zeigte Nichts von Krankheit. Aber im Augenblick, wo ich vor ihr stand, lag sie ohnmächtig in meinen Armen und einige Minuten nachher in furchtbaren Krämpfen, die mir, der ich etwas Aehnliches in der Nähe niemals gesehen, ein fast unüberwindliches Entsetzen einflößten. Während meines kurzen Aufenthaltes in Gr. wiederholten sich diese Zustände fast täglich, in manchen Tagen zweimal; die

geringste Erschütterung, die leiseste Bewegung des Gemüthes, mochte sie durch Freude, Aerger oder Schreck veranlaßt sein, genügte, diese gewaltsamen Convulsionen herbeizurufen. Sie dauerten eine halbe Stunde, bisweilen auch länger und gingen, nachdem sie am Uergsten gewüthet, in einen todesähnlichen Schlaf über, aus welchem die Leidende, wie an allen Gliedern gelähmt, langsam erwachte. Die Aerzte meinten, diese Ueberreizung ihrer Nerven sei die Folge der gewaltsamen Mittel, die man in Berlin angewendet habe, um sie zweimal dem Grabe zu entreißen, und es stand zu befürchten, daß eine radikale Heilung nicht erzielt werden könne.

Ich ward also Bräutigam und Krankenpfleger zugleich. Der Gedanke, mich zurückzuziehen, eine Verbindung aufzugeben, die mich mit fortdauernder Angst und Befürchtung bedrohte, kam mir nicht in den Sinn. Ich fand es höchst natürlich, mich meiner Zukunft willenlos hinzugeben; aber ich täuschte mich keinesweges über diese Zukunft. Ich sagte mir mit vollkommener Klarheit, daß ich von nun an keine ruhige Stunde mehr haben, daß ich Tag und Nacht auf dem Sprunge steh'n würde, die Dahinsinkende zu stützen, aufzufangen, zu laben. Ich legte keinen Werth darauf, daß ich bereit sei, es zu thun, aber ich empfand, wie nachtheilig dieses stete Hereindrohen einer von mir gefürchteten, halb dämonischen Gewalt auf meine Seelenruhe, meine heit're Unbefangenheit wirken müsse. Das hat sich denn auch erfüllt. Viele Jahre sind jetzt seit dem Tode der armen guten Frau verstrichen, doch heute noch fahr' ich bisweilen

plötzlich auf, wenn ich in den Gassen ein Geräusch, ein Zusammenrennen der Menschen vernehme, weil der Gedanke, der mich durch vier Jahre meiner ersten Ehe peinigte, Louise könne ein Unfall zugestoßen sein, und man bringe sie mir verletzt, entseelt nach Hause, immer noch wie ein düst'rer Traum in mir waltet. Der stete Anblick jener Krämpfe, das tiefe Versunkensein in deren Beobachtung, muß endlich — mag auch Gewohnheit mehr oder weniger abstumpfen — eine schädliche Rückwirkung auf den Mitfühlenden hervorbringen, um so mehr, wenn er eine nur allzu lebhaft Phantasie hat.

Es war ein ernster Entschluß, den ich mit jugendlich leichtem Herzen faßte und aussprach, als ich Louise's Pflegemutter um die Hand des von ihr zärtlich geliebten Kindes bat. Von einer Aussicht für's Theater konnte unter den obwaltenden Verhältnissen nicht die Rede sein. Ich hätte der Bühne entsagt, und Louise schien für immer entsagen zu müssen. Was konnt' ich ihr nun bieten? Ein kleines Vermögen, dessen geringe Zinsen durch den Ertrag meiner literarischen Bestrebungen (!) möglichst vermehrt werden sollten, — (kindische Hoffnung, deren Unhaltbarkeit die Frauen nicht zu übersehen vermochten!) — und eine armselige Zuflucht in der Hütte des Obernigker Häuslers. — Dennoch ward der bescheidene Freier angenommen. Zunächst freilich deshalb, weil Beide, Mutter wie Tochter, ihn lieb hatten und ihn sammt seinen Fehlern für einen redlichen Menschen hielten. Dann aber auch wohl deshalb, weil auf den Ehestand und auf ein damit verbundenes „Mutterwerden“ die einzige Mög-



sichkeit einer, wenn nicht vollkommenen, doch theilweisen Herstellung und Rettung von den aufreißenden Krampfanfällen gegründet wurde. Ich verließ Grafenort als verlobter Bräutigam, und unsere eheliche Verbindung war bereits auf die ersten Tage des Februar im Jahre 1821 festgesetzt.

Daß ich, so lang' ich in Grafenort weilte, die Schwierigkeiten, die sich unserm Vorhaben von Seiten meiner Pflegemutter entgegenstellen dürften, weit geringer anschlug, als sie nothwendig in der Wirklichkeit werden mußten, will ich nicht leugnen, und solche Selbsttäuschung war verzeihlich. Doch sank mir der Muth ein wenig, wie es nun an Ort und Stelle zu Erörterungen kommen sollte. Auf den ersten Ablauf ging es noch ziemlich gnädig ab. Eine Hochzeit, eine junge Frau im Hause, — das war etwas Neues, das war ein Wechsel im täglichen Einerlei, versprach Unterhaltung und schien deshalb nicht unwillkommen. Auch kam noch eine Hilfe mir zu Statten, auf die ich wahrlich am Wenigsten gerechnet. Unter den Breslauer Freundinnen, der Geheimräthin war beim Kaffee festgestellt worden, daß Louise nicht die Pflgetochter ihrer Pflegemutter, daß sie deren leibliches Kind sei, und daß ihr, Gott weiß durch welche Verkettung von Rechten, dereinst ein bedeutendes Vermögen zufallen werde. Obgleich ich nun sehr genau wußte, Louise sei die natürliche Tochter einer armen und keinesweges zu preisenden Frau in Wien, habe dort als kleines Kind schier betteln müssen, sei der sorglosen Mutter förmlich abgekauft und dann von gütigen Händen

liebepoll und sorgsam erzogen worden, obgleich ich sehr genau wußte, die wirkliche unmütterliche Mutter lebe noch und lebe von den Unterstüzungen, die durch Louiseu ihr zufließen, — obgleich ich das Alles wußte, schwieg ich doch zu jenen mystischen Andeutungen, erwiederte sie nur durch ein bedeutsames Lächeln und war zufrieden, daß sie mir zu Hilfe kamen. Niemand widersezte sich meinen Boranstalten zur Hochzeit; unser kleines Häuschen wurde im Innern zum Empfange der neuen Bewohnerin möglichst gut eingerichtet, und der würdige alte Freund, der Pastor Boite, übernahm es, nicht nur die Trauung zu vollziehen, sondern er ließ sich sogar willig finden, sein Haus für den Hochzeitschmaus (ohne welchen es nun schon nicht abgehen durfte, und für den in unseren Räumen kein Raum gewesen wäre) darzubieten. So weit ging Alles gut. Aber nachdem die nöthigen Anordnungen getroffen, befürchtete Widersprüche glücklich beseitigt schienen, erhob der böse Geist seine Stimme im Innern meiner gottseligen und frommen Pflegemutter. Es erwachte in ihr, daß ich es bei'm rechten Namen nenne, die giftigste Eifersucht gegen ein Wesen, welchem ich verbunden werden wollte. Auf einmal geberdete sie sich wie in längst vergangenen Tagen und als wär' ich wieder ihr kleiner, geliebter, verzogener Karl. Welche Austritte aus diesem ganz unerwarteten Benehmen hervorgingen, mag ich nicht erzählen; nicht nur weil die Erzählung sehr langweilig werden, nein auch deshalb, weil die Mehrzahl der Leser mir nicht glauben würde, was ich der Wahrheit gemäß zu sagen hätte. Es

giebt keine Ausdrücke für jene Martern, welche mir die raffinierte Quälerei der alten Frau Tag für Tag länger als einen Monat hindurch angedeihen ließ. Gewiß mußte es schon zum Aergsten gekommen sein, wenn ich mich so weit gebracht sah, eine achtzigjährige, fast blinde Frau auf den obersten Stufen der Treppe vor meiner Thür liegend winseln zu hören und ihr auf die wiederholten Bitten, ich möchte sie einlassen, entschieden: nein! zu erwidern. Und das hab' ich wirklich gethan, hab' es gethan, nachdem sie mich einen Tag lang aus reiner Lust an Unlust sinnreich gepeinigt und dann, wie man eine Hand umdreht, die Laune kund gegeben hatte, sie wollte nicht eher schlafen gehen, als bis wir versöhnt wären. So war mir nicht zu Muth, und ich verschloß mich in mein Stübchen. Da lag sie denn, wie gesagt, länger als eine Stunde vor der Thür, bald weinend und bittend, bald fluchend und verfluchend, bald drohend, sie werde sterben, worauf ich ihr mit fester Stimme zurief: Nun, so stirb! — Bis denn zuletzt ihre Leute sie halb mit Gewalt zu Bett brachten, und sie am andern Morgen sich benahm, als ob Nichts vorgefallen wäre, um ihr Höllenspiel von Neuem zu beginnen. Das waren die Freuden meiner Bräutigamszeit. Als Louise, von ihrer Pflegemutter geführt, in den ersten Tagen des Februar eintraf, mußte sie Jedem, der mit ihrem Zustande nicht vertraut war, wie das blühendste Bild ungestörter Gesundheit erscheinen. Die Trauung fand am 4. Februar in der kleinen hölzernen Dorfkirche statt. Viele Breslauer Freunde und Freundinnen, jung wie alt, gesellten sich zu

den Gästen der Nachbarschaft und den Obernigkern. Unter den Ersteren befanden sich auch Rudolph vom Berge und Schall, welcher natürlich nicht fehlen durfte. Freund Schwarz hatte sich sogar aus Trachenberg eingefunden. Auch an Hochzeitsgedichten und Liedern war kein Mangel. Leider ist mir diese flüchtige Literatur bei meinem ewigen Hin- und Herreisen verloren gegangen. Von Schall's Gesang hab' ich noch einige Strophen im Gedächtniß und will die letzte beifügen, ein Pröbchen, in welcher Art Schall als Chansonier austrat, wenn er „sich gehen ließ.“

Und Dich, mein liebes langes Züschel \*),  
Wie Dich, die im Kalender\*\*) steht,  
Entzünden neue Hochzeits-Züschel \*\*\*).  
Wenn's zweimal noch zum Altargeht;  
Dies sei der Wunsch, zulezt gezollt:  
Erst komme Silber, dann das Gold.

Nur zu bald hatte der reichlich strömende Wein das Fest in ein wildes Gelage verwandelt. Während die Lärmenden recht zu toben anfangen, die Damen sich zurückzogen und die Meisten sich nach ihren Wagen um-

---

\*) Züschel, schlesisches Diminutiv für: Karl.

\*\*) „Doch wenn das Herz den Reim dittirt,  
Steht im Kalender: Louise.“

Dieses Citat hatte Schall in einer Note mit folgenden erläuternden Worten versehen: Siehe die Oper Fanchon vom sel. Kapellmeister Himmel, der weder selig, noch im Himmel ist.

\*\*\*) Züschel, schlesisch für: Ruß.

sahen, entfloß ich mit Louise, und wir erreichten durch Schneegeßböber und Nachtwind glücklich mein kleines Häuschen.

---

Man nennt die Zeit, welche unmittelbar auf eine Trauung folgt: „Glitterwochen oder den Honigmond.“ Ich erlaube mir, dies eben so entsetzlich zu finden, als die Fresserei und die Sauferei und den althergebrachten Spektakel bei der Hochzeit. Welch' niederschlagendes Zugeständniß liegt in jener Benennung! Was ist von einem Bündnisse zu hoffen, welches, für's Leben geschlossen, durch Gesetz und Kirche fest gebunden, seine ersten vier Wochen für die glücklichsten zu erklären sich nicht entblödet? Ich habe überhaupt meine eigenen Gedanken über die Ehe und werde mich wohl hüten, sie laut werden zu lassen, weil — — — Aber doch bin ich überzeugt, daß das Uergste, was ich sagen könnte, wenn ich mich nicht fürchtete, lange noch nicht so arg wäre, als die finstere Bedeutung, die in der Naivetät liegt, mit der die guten, vortrefflichen Leute von den Glitterwochen reden. Was meine „Glittern“ anlangt, so glänzten und flitterten sie nicht in all' zu hellem Glanze. Louise kränkelte, meine Pflegemutter machte uns das Leben sauer, der Himmel war grau, die Wege verschneit, und hätten wir nicht Louise'n's Pflegemutter gehabt, die den Honig des ersten Monats mit uns verzehren wollte, — obschon er bisweilen auch für sie mit Vermuth vermischt ward, — wir wären in den langen Abenden manchmal ungeduldig

geworden. Diese langen Abende brachten mich auf den Gedanken, als Obernigter Ludwig Tieck aufzutreten. Wenn ich den Tag über gearbeitet hatte, versammelte ich mein kleines Häuflein und las ihm Shakespeare'sche Stücke vor; eines nach dem andern, der Reihe nach; Eschenburg und Schlegel, den ganzen Shakespeare. Mitunter wohnten Obernigter den Vorlesungen bei. Es wurde auch Thee gereicht, ganz wie in Dresden. Es war toll genug. Und toll genug mag ich's getrieben haben, das will ich gern glauben, aber undankbar will ich doch auch gegen jene Vor-Studien und ihre Wirkung nicht sein. Für meine Kunst hab' ich viel dabei gelernt.

Louise, nachdem sie den Februar durchfränkelt, fing an, sich zu erholen, und dies so sichtlich, daß noch während der Anwesenheit ihrer Pflegemutter Wunsch und Hoffnung bei ihr wie bei uns auflebten, sie werde wieder im Stande sein, die Bühne zu betreten. Ein neues Leben durchströmte mit dieser Aussicht unsern kleinen Kreis. Aber — was sollte mit mir geschē'n? Weit entfernt, meine Theaterwuth in Dresden gelassen zu haben, fühlte ich sie nun erst recht erneut, erfrischt durch Louisen, erregt durch die unbestreitbaren Zeichen des Talentcs, die ich bei'm Vorlesen großer Dramen in und an mir gespürt hatte. Zu einer Reise in die Welt auf gutes Glück, wie mir's eigentlich am willkommensten gewesen wäre, schrieten die Pflegemütter „Zeter!“ und selbst Louise, ihrer zerrütteten Gesundheit denkend, bebt davor zurück. In Breslau, wo man Louisen mit offenen Armen erwartete, konnt'

ich nach der durch Schall in meinem Namen gegebenen Erklärung nicht wieder als Schauspieler erscheinen, am allerwenigsten neben meiner Frau, ohne mich ganz tief herabzusetzen. In Obernitz aber konnten wir auch nicht bleiben, das zeigte sich in seiner ganzen Deutlichkeit, als Louise's Pflegemutter uns verlassen und die meinige nun vollkommenen Spielraum hatte, an mir und an der armen Louise ihre Virtuosität im Plagen und Martern geltend zu machen. Ich las, lernte, studirte wohl und mit Eifer. Ich arbeitete, schrieb, poetisirte wohl und mit Lust. Louise ging auch nicht müßig, und Umgang aus der Nachbarschaft, jugendlich-weiblicher, fehlte ihr auch nicht. Aber der Glaube an einen vernünftigen Zweck dieses ländlichen Aufenthaltes fehlte uns Beiden. Wir waren zu jung, um in einer Hütte grau zu werden.

So wendete ich mich denn abermals an meinen Regierungsrath, der noch die Zügel der Theatersführung in Händen hatte. Er schloß mit uns einen Contract, welcher meiner Frau den Platz einer jugendlich-ersten Liebhaberin u. (an Stelle der allgemein beliebten, nach Wien abgehenden Anschläg), mir den Posten eines Theatersekretärs und Theaterdichters sicherte. Dieser Contract lautete von Anfang des Monat Mai.

Schall schien damit um so mehr einverstanden, als bereits ausgesprochen war, daß Regierungsrath Heintze mit Ende Juni die Direction des Theaters niederlegen wolle; für mich war diese Veränderung sehr schmerzlich und hätte mir beinah' die ganze Sache verleidet.

Je näher der Zeitpunkt rückte, der uns nach Breslau

rief, wo wir bereits eine Wohnung genommen und diese nach besten Mitteln und Kräften eingerichtet hatten, desto unerträglicher wurde das Leben in Obernigk. Sogar die ersten Frühlingstage, die mit einem sanften, lieblichen Aprilhauche das Grün der Blumen erweckten, vermochten mich nicht zu entschädigen für die unaufhörlichen Zänkereien, in welche wir uns mit der Mutter verflochten sahen. Wie oft nahmen wir uns, meine Frau und ich, des Morgens beim Aufstehen fest und heilig vor, im Laufe des nächsten Tages jede Lockung zu Groß und Zwist an uns vorübergehen und uns durch Nichts aus unserem Frieden bringen zu lassen! Vergebens! Bevor die Sonne unterging, hatte die unerforschliche Meisterin unsere Vorsätze über den Haufen geworfen: Louise lag in Thränen oder Krämpfen, und ich drohte fluchend mit Mord und Todtschlag! Das Gedächtniß verweilt ungern bei diesen erniedrigenden Bildern, die ich selbst für Einbildungen meiner Phantasie halten möchte, wenn nicht lebende Zeugen in späteren Jahren mir das Schlimmste als allzuwahr bestätigt hätten. Wie der schmerzlichste Familienjammer nicht selten komische Situationen herbeiführt, that er es auch bei uns am Tage unserer Abreise. Der Wagen, der uns nach Breslau bringen sollte, stand bereits vor der Thüre und wurde beladen. Ich war beschäftigt, einige junge Tannen, die ich am frühen Morgen aus dem Walde geholt, vor mein Häuschen zu pflanzen. (Zwei davon sind zu mächtigen Bäumen emporgeschossen.) Louise war im Schlafzimmer, allerlei Kleiderkram zu



ordnen. Die Mutter ging ab und zu, sich hin und her tappend, Jedem und Jeder wo möglich etwas Unangenehmes zu sagen oder ein Scheltwort anzubringen. So kam es, daß ich, nachdem meine Bäume fest im Boden standen, zu Louise in's Schlafzimmer gelangte, ohne von unserer Quälerin bemerkt zu werden. Sie trat in das anstoßende Wohnzimmer, und da sie auf wiederholte Fragen, ob Jemand zugegen sei, keine Antwort von uns empfing und sich nun allein glaubte, begann sie, wie es oft ihre Art war, ein Selbstgespräch, so laut und vernehmlich, als nur ein Monolog auf dem Theater gesprochen werden kann: „Jetzt werden sie reisen; — Louise wird gewiß weinen, sie ist ja eine Schauspielerin, die können weinen, wenn sie wollen, und wenn ich nicht auch weine, werden sie glauben, ich bin nicht gerührt.“ — Während sie diese und ähnliche Phrasen ausstieß, ging sie — ist es glaublich? — zum Büffet, suchte ein Salzfaß hervor und rieb sich ihre kranken, blinden Augen herzlich ein, um Thränen heucheln zu können! Daß diese von uns gesehene Vorbereitung zu einem rührenden Abschied in uns jede letzte Spur von Rührung erstickte, und daß Louise nicht Schauspielerin genug war, sich auch nur bewegt zu stellen, wird Niemand bezweifeln.

---

Am 9ten Mai betrat „Frau von Holtei, geb. Rogée, neu engagirtes Mitglied“ die Bühne zu Breslau als „Gurli“ in Rozebue's „Indianer in England.“ Es darf angenommen werden, daß sie von jenem Abend der

allgemeine Liebling war und blieb, und dies in einem Grade, welcher die Mehrzahl der Theaterbesucher sogar gegen ihre Mängel blind machte. Der Wahrheit gemäß kamen letztere nur in seltenen Fällen zur Anschauung, weil sie für gewöhnlich in ihrer Sphäre blieb, in der sie, schlichte Natur, innige Wahrheit und weibliche Sittsamkeit anlangend, beinahe vollkommen zu nennen war. Ihre Stellung zum Theater wie zum Publikum war folglich die angenehmste, die gedacht werden kann, einiger unvermeidlicher, aus Neid und Uebelwollen anderer Schauspielerinnen hervorgehenden Reibungen zu geschweigen. Meine Stellung war eine desto schiefere. Man hatte sie gleichsam für mich erfunden, um mir, der ich nun einmal das unablässbare Anhängsel einer mit mir verheiratheten Frau blieb, die Gage, die ich empfangen sollte, nicht wie ein Geschenk anzubieten. Doch fand ich keine Beschäftigung. Ich hieß „Sekretair“ und hatte Nichts zu schreiben; ich hieß „Theaterdichter,“ und die Verpflichtung eines solchen bestand darin, jährlich drei oder vier Prologe zu machen. In die Regie- und Directions-Conferenzen wurd' ich nicht eingeladen zu kommen, ich konnte über Nichts mitreden, weil ich über Nichts befragt wurde, und so war ich denn das fünfte Rad am Wagen. Ich war eigentlich als „Mann der Frau von Holtei“ engagirt. Mein Verhältniß zu Schall zog mich auch bald nach Antritt unseres Engagements in die übelsten Widersprüche. Stabinsky, der als Regisseur und Colleague immer gut und freundlich für mich gewesen, war es nun ebenso für meine Frau und that, was wir nur wünschten.

Er war als Schauspieler sehr gern geseh'n; minder als er seine Frau, welche, obgleich sehr schön und recht verständig, doch auf den Brettern niemals entschieden günstige Wirkung machte.

Vielleicht fehlte Stavinsky darin, daß er, seinen Einfluß als Regisseur benützend, ihr Rollen zuzuwenden suchte, denen sie doch nicht gewachsen war. Aber Schall fehlte gewiß noch mehr, daß er in seinen täglich bitt'rer werdenden Zeitungsberichten, des früheren herzlichen Umgangs mit Stavinsky's vergessend, persönliche Beziehungen anbrachte. Bei einer Aufführung der alten und freilich besser nicht gegebenen „Zauberin Sidonia“ kam es zum Ausbruch. Schall griff die Wahl dieser Reprise schonungslos an und fügte seinem Angriff die Bemerkung hinzu, dergleichen Wiederholungen längst vergessener Spektakelstücke seien nur zu entschuldigen, wenn man für die Hauptrolle siegreiche Repräsentanten habe, was man von der Sidonia der Mad. St. nicht behaupten könne. So weit war er nun im vollsten Rechte. Aber er ließ diesem Aussage noch die Worte folgen: Ein rechter Regisseur muß sich vor Nichts fürchten, auch nicht vor einer Gardinenpredigt. Dieser Ausdruck setzte den, welchen er betraf, in eine wohl verzeihliche Wuth, die denn leider von einem Kreise müßiger Zechbrüder noch bösslich gesteigert wurde. Er überfiel Schall des Vormittags in seinem Arbeitszimmer und behauptete dann, sich mit seinem Stocke Genugthuung verschafft zu haben. Schall behauptete dagegen, ihm sei Nichts zugesügt worden, und er habe sein Zimmer siegreich von dem Eindringenden

befreit. Zeugen gab es nicht. Jeder in der Stadt glaubte, was er wollte, je nachdem er für oder wider gestimmt war. So sehr ich Schall liebte, so heftig meine lauten Aeußerungen gegen Stavinsky's That sich richteten, konnt' ich doch nicht umhin, in meinem Innern einer Stimme Gehör zu geben, die Stavinsky's Vertheidigung führte. Empört aber fühlte ich mich, als an dem Abende desselben Tages Stavinsky, der den „Don Juan“ spielte, bei seinem Austritte gleichsam als Held des Tages begrüßt und mit einem donnernden Beifallsruf empfangen wurde. Hätten wenigstens Diejenigen, die anderer Meinung waren, und an denen es nicht fehlte, eine Opposition gebildet! — doch dazu mochte sich die Breslauer Indolenz nicht erheben, und der Triumph blieb unverkümmert.

Ein kluger und besonnener junger Mann würde nun an meiner Stelle sich stillschweigend nach Hause begeben, sein Herz nur den Vertrautesten geöffnet und ferner vermieden haben, bei Schall Stavinsky's und bei Stavinsky Schall's Namen zu nennen. Ich aber, der ich weder klug, noch besonnen war, sprach mich hinter den Coulissen rücksichtslos aus und zerstörte dadurch für einige Zeit nicht nur unser gutes Einvernehmen mit Stavinsky's, sondern fast mit allen Schauspielern.

Dieser Vorfall gab Steffens Veranlassung, mit einem in Gubizen's „Gesellschafter“ abgedruckten, vorzüglichen Aufsatz in die Schranken zu treten, an welchem besonders die unbefangene Würdigung von Schall's Leben und Treiben in Breslau bewundert werden mußte,

der aber auf die Masse wenig Eindruck machte, weil er „zu hoch“ war. Steffens benahm sich dabei, wie immer, wenn sein Herz überströmte, edel und liebenswürdig. Während das Geträtsch: Schall hat Prügel bekommen! von Gevatterinnen mit und ohne Hosen entstellt und übertrieben durch die Gassen der guten Stadt Krähwinkel getragen wurde, während viele Philister, die sich Schall's Freunde nennen wollten, achselzuckend fragten, ob man denn noch mit ihm verkehren solle, und wie das denn eigentlich wohl gewesen sei u. s. w., kam Steffens unbekümmert um Geträtsch und Gevatterinnen zu Schall, warf sich ihm in Gegenwart mehrerer Besuchenden, unter denen ich mich auch befand, an die Brust und rief: „Du bist beschimpft worden, Deine Ehre ist verletzt, ich stelle mich neben Dich!!“

Schall befand sich damals in einer sehr gedrückten Lage. Seine Geldnoth war größer als je, und jede Hilfe, die er den Freunden abdringen mochte, nur momentan. Die bedeutendsten Opfer von unserer Seite (bedeutend für unsere Mittel!) reichten oft kaum hin, um den Andrang ungestümer Mahner von einem Tage auf den anderen zu vertrösten. Die verhältnißmäßig geringe Einnahme, die seine Zeitung ihm abwarf, war in Vorschüssen von Seiten der Verleger schon aufs Jahr hinein im Voraus verzehrt. Wohin er blickte, Gläubiger. Und dieses schauderhafte Dasein ertrug er so lange mit majestätischem Leichtsinne. Jetzt aber zog ein neuer Feind gegen ihn an, und dieser warf ihn um, weil er sich im Herzen einnistete. Schall hatte, seitdem jenes räthsel-

habe vieljährige Bündniß mit Mad. U. gelöst war, seine Freiheit in diesem Punkte bewahrt und sich von manchen frivolen Abenteuern, die ihm trotz seiner Hässlichkeit und Corpulenz gern in die Hände liefen, nicht fesseln lassen. Aber nun hatte sich das Bedürfniß: zu schmachten! auf einmal wieder geltend gemacht. In der Person einer jungen, niedlichen, recht pfliffigen kleinen Sängerin war ihm die Täuschung der Liebe entgegengetreten. Man hatte mit ihm kokettirt, hatte sich geschriebene und gedruckte Huldigungen gern gefallen lassen; als jedoch diese Huldigungen in's Gebiet der Realität überzugeh'n Miene machten, hatte man sich scherzend zurückgezogen und in aller Eil' einen hübschen Kaufmannsdiener, welcher schon lange nach den Fenstern geblickt, zu sich heraufgewinkt. Schall empfand die Leiden verschmähter Liebe und empfand sie kolossal. Ich hatte das Unglück, sein Vertrauter zu sein. Ich hatte das Unglück, ihn an meinem Halse seine Thränen ausweinen zu sehen, und wäre, ohne Uebertreibung, manchmal fast von ihm zu Boden gerissen worden, wenn er seine Arme um mich her warf und sich schluchzend mit der ganzen Wucht seines schweren Leichnams an mich hing. Mitleid, Theilnahme und — warum soll ich's leugnen? — die Lust zu lachen stritten sich oft in mir bei solchen Szenen. Auf die Länge wurden sie mir bei aller Freundschaft unerträglich, besonders deshalb, weil die sentimentalischen Schmerzen immer am heftigsten wütheten, sobald er kein Geld hatte, sich zu zerstreuen. Mitten in diesen Jammer trat ein rettender Engel. Die Schwester

der Unerbittlichen, weniger jung, weniger hübsch, doch viel klüger, als jene, traf in Breslau ein; sie verstand den Quell der Thränen von der bisherigen Bahn ab- und auf sich hinzuleiten. Schall weinte in ihren Armen, und ich hatte dann wenigstens so lange Ruhe, als er nur einigermaßen bei Kasse blieb, die nothdürftigsten Ausgaben zu decken. Endlich aber blieb mir doch Nichts übrig, als mich von ihm zurückzuziehen. Wir blieben länger als ein Jahr gespannt.

---

Ich darf über einen Wendepunkt meiner ganzen Ansicht vom Theater und von dem, was man Schauspielkunst nennt, nicht schweigen, um so weniger, weil sich an die Anschauung, durch die er herbeigeführt wurde, Erinnerungen knüpfen, die mich durch's Leben begleitet und im Wechsel des Lebens selbst Einfluß auf mich geübt haben.

Am 31. Mai verkündeten unsere Anschlagzettel, daß Herr Ludwig Löwe vom Königl. Ständ. Theater in Prag als erste Gastrolle den „Jaromir in Grillparzer's Ahnfrau“ geben werde. Ich wußte Nichts von Ludwig Löwe, als daß er der Bruder jenes Ferdinand sei, um deswillen der berühmte Federkrieg entstanden war, und gegen den ich, gewiß mit Unrecht, große Abneigung empfand. Dies nahm mich im Voraus gegen ihn ein. Auch die „Ahnfrau“ liebte ich damals nicht, oder richtiger gesagt, man hatte mich gelehrt, sie nicht zu lieben, und ich war leider gar oft ein Nachbeter. Heute, wo ich die Mängel dieses Gedichtes gewiß tiefer einsehe, als vor

zwanzig Jahren, würden mich tausend kritische Vorschreier nicht hindern, die Gewalt des Genies darin zu erkennen. Kurz, ich brachte am 31. Mai 1821 Nichts in's Theater mit, als eine trostige Stimmung. Ich wollte den strengen Zuschauer repräsentiren, um so mehr, da Schall — (die Spannung, von der ich so eben gesprochen, trat erst im Herbst vollkommen zwischen uns ein) — mich beauftragt hatte, ihm Daten für einen Bericht über den Gastspieler zu bringen. Und Ludwig Löwe trat auf. —

Was soll ich mich abquälen, meinen Lesern zu beschreiben, wie mir dabei zu Muth wurde! Das jugendlich-begeisterte Entzücken jener Abende läuft vor mir hin, als ob es gleich dem Vogel Strauß auch Flügel hätte, und ich, ein schon ermüdeter Wanderer, hinkte hinter ihm her und kann's nicht mehr erreichen, wie gern ich ihm auch eine Straußensefeder ausreißen möchte, um mit dieser zu schreiben. Genüg' es, wenn ich sage: ich hatte schon Künstler gesehen, einige große sogar; ich hatte gute Schauspieler gesehen, recht viele sogar; ich hatte darüber gedacht und verglichen und meine Theorien an der Praxis geschliffen; aber nichtsdestoweniger hatt' ich noch keinen Schauspieler gesehen, der mir vor Augen gestellt hätte, wie es einen Grad künstlerischer Vollkommenheit geben kann, der sich als reine, natürliche Wahrheit darstellt. Kraft und Feuer, durch weise Besonnenheit geleitet, hatt' ich schon bewundert; vollkommene Deklamation, dem mimischen Ausdruck auf's Innigste verschmolzen, hatt' ich schon gehört; aber nie-



malß war mir ein Tragiker vorgekommen, der, ohne aus dem tragischen Tone, aus der poetischen Haltung zu fallen, doch die Saiten der Natvetät, der treuherzigen Derbheit, des scherzhaften Humors angeschlagen. (Ich spreche hier begreiflicher Weise nicht von Löwe's Zaromir allein, sondern ziehe die ganze Reihe seiner Gastrollen in Betrachtung.) Niemals war mir ein Tragiker vorgekommen, der mich so gleichsam mit der Nase darauf hinstieß, daß in dieser Art und nur auf diese Weise manche Schöpfungen Shakespeare's, die ich bis dahin unbegreiflich gefunden, möglich würden. Es war eine Jugendfrische in diesem Manne, ein inneres und äußeres Leben, eine Hingebung der edelsten Kräfte, eine Gluth und Begeisterung! — Mag Dehlenschläger den „Correggio,“ den ich für ein sehr schönes Gedicht zu halten wage, unbekümmert um noch so viele hochgezußte Achseln, geschrieben haben, — für die Bühne, mindestens für die Deutsche, neu gedichtet, reproducirt im vollen Sinne hat ihn Ludwig Löwe. O! sie hatten ihn überall und Alle sehr, sehr gespielt, mit gelockten Haaren und seidenen Tricots, mit runden Armen und auswärtigen Füßen, mit pathetischem Jammer und predigender Weisheit. Sie hatten sich Alle bemüht, einen berühmten Maler in seiner Glorie zu trageriren. Und da kam Meister Ludwig, als Sohn des Dorfes, mit schlichter, einfacher Wahrheit, ein unschuldiges Kind, ein gläubiger Held, und lachte durch die Thränen. — Nein, das kommt nicht mehr wieder! Nicht weil ich damals jung war, erschien es mir so. Umgekehrt: wenn es mir

noch einmal erschiene, würd' ich wieder jung werden. Und ich bin es wieder geworden, wenn ich ihn noch lange nachher in seinen besten Rollen, auf dem besten Deutschen Theater, vor dem besten Publikum Deutschlands, in Wien sah. Und ich werde wieder jung, wenn ich seiner denke, wobei ich nur Eines immer neu bedaure: daß ich nie dazu gelangen konnte, von ihm den „Heinrich Percy“ zu sehen. Ich kann mir keinen Andern vorstellen in dieser Rolle, als ihn. Es giebt wenig reine Freuden auf Erden; wenig irdische Genüsse lassen uns die unverkümmerte Seligkeit eines durch's Leben dauernenden, beglückenden Andenkens nach. Diese Seligkeit der Erinnerung verdank' ich den Wochen, die Löwe in Breslau zubachte. Wenn diese Blätter in seine Hände gelangen, mög' er den schwachen, aber aufrichtigen Ausdruck unvergänglicher Dankbarkeit erkennen.

So schön verging mir der Monat Juni. Aber sein Ende brachte herben Schmerz. Denn mit ihm trat unser Heintze von der Führung des Breslauer Theaters zurück, dieselbe seinem Freunde, dem Ober-Baurath Langhans überlassend.

Herr Langhans — wer kennt diesen berühmten und bewährten Architekten nicht — nahm sich der Sache mit Eifer und Geschmaç an und förderte durch rege Umsicht und wohl angespornten Fleiß das Beste der Kasse. Aber es sei mir erlaubt, zu bemerken, daß er Mittel ergriff, welche mehr geeignet schienen, dem Augenblicke Glanz zu verleihen, als einem Kunstinstitute dauernden Fortgang

zu sichern. Er führte das Publikum in die eigentliche Schaulust ein und gab, was in den beschränkten Räumen des alten Theaters nur möglich war, den Breslauern zu sehen. Ja, er ging eigentlich noch weiter; denn er brachte Dinge zu Stande, die unmöglich waren und dennoch gelangen. Uebrigens kam, zur Ehre der Wahrheit sei's gesagt, die Poesie deshalb gerade nicht zu kurz, und unser Repertoire jener Tage war immer noch besser, als man es heute auf vielen Deutschen Bühnen finden dürfte. Er machte auch, was zu besonderem Ruhme erwähnt werden muß, weil es in Breslau etwas Seltenes ist, im Verein mit seiner geistreichen Gemahlin „ein Haus.“ — Ein Haus im ganzen Sinne des Wortes, wo Niemand sich anders Geltung erwerben konnte, als durch Bildung, Verstand und Talent, und wo die krankhafte Sucht, Excellenzen oder fürstliche Gnaden einzufangen, nicht zu spüren war. Stand ich schon nicht so zu ihm, wie zu seinem Vorgänger, weil die Bande der Dankbarkeit fehlten, die mich an jenen gekettet, so behandelte er doch, — nicht nur meine Frau, denn das war am Ende keine Kunst, — sondern auch mich stets freundlich und wohlwollend, öffnete mir sein Haus und blieb mir ein gütiger Direktor.

Unter den neuen und älteren Stücken, welche mit oder wegen meiner Frau einstudirt wurden, und von denen einige viel Glück machten, befand sich auch eines, das sich keines günstigen Erfolges zu rühmen hatte, und dessen hier nicht Erwähnung geschehen würde, wenn der

Verfasser dieses Buches nicht zugleich der Verfasser jenes Stückes wäre. Eine Trägödie — „Angelika“ — glücklich-herweise nur in einem Akte.

Ein verrücktes Ding! Wenn mein Blick jetzt darauf fällt, kann ich nicht umhin, herzlich zu lachen. Und doch erfüllt es mich auch wieder mit Wehmuth. Denn während das Ganze Nichts weiter als eine tragische Frage ist, klingt aus den einzelnen Scenen und aus der Blumenfülle der Diction ein unleugbarer Frühlingshauch. Louise hatte darin eine junge Gräfin zu spielen, welche (Nichts weiter!) ihren Vater liebt und an dieser Liebe wahnsinnig wird. Sie wurde applaudirt, das Stück mißfiel und ward nach dreimaliger Aufführung stillschweigend ad acta gelegt.

Meine Pflegemutter hatte dem Reize nicht widerstehen können, uns nach Breslau zu folgen. Sie besuchte uns zwar häufig, aber da wir nicht in einem Hause wohnten und keine gemeinschaftliche Haushaltung führten, so betrachtete sie sich, wenn sie bei uns war, nur als Gast und vertrug sich besser mit Louisen, — als auf dem Lande. Louise aber erduldete ihre Launen auch mit mehr Ruhe als früher, weil sie in andern Umständen und dadurch den nervösen Affectionen minder heftig unterworfen war; ein Fall, der um so erstaunlicher ist, als man Gründe hätte, das Gegentheil zu befürchten, der aber nicht selten eintreten soll. Auch hatte unser Hausarzt, der vortreffliche Bartels, mir ein calmirendes Mittel angerathen, dessen Gebrauch seine günstige Wirkung nicht verfehlte. Sobald sich bei meiner Frau die Vorboten der Krämpfe

zeigten, — was immer mit unwillkürlichen Zuckungen der Finger begann und in eine Ohnmacht überging, — so legte ich ihr, wenn sie auf ein Bett oder Kanapee gebracht war, eine meiner Hände auf die Stirn, die andere auf die Magenhöhle. Traten dann auch die gefürchteten Konvulsionen ein, — bisweilen blieben sie ganz aus, — so waren sie doch viel milder und dauerten kürzere Zeit, als wenn der Anfall während meiner Abwesenheit, oder ich zu spät dazu gekommen war. Hatte sie ausgetobt, so fiel sie in einen festen Schlaf, aus dem kein Schrei, kein Lärmen sie erwecken konnte, der aber augenblicklich unruhig und beängstigend wurde, wenn ich eine meiner Hände von ihrem Plaze zu nehmen versuchte. Erhob ich die Hand, welche auf der Stirne lag, so öffneten sich sogleich die Augen der Schlafenden, ohne daß sie deshalb erwacht wäre, folgten willenlos den Bewegungen, die ich mit der Hand hinter ihrem Kopfe machte, und schlossen in dem Maße, wie ich die Hand wieder sinken ließ. Andere Experimente hab' ich nie gewagt, wie sehr ich mich auch manchmal dazu verlockt fühlte. Eine heilige Scheu hielt mich immer wieder zurück; die Worte:

„begehre nimmer zu schauen,

„Was sie gnädig bedeckten mit Nacht und Grauen,“

schwebten mir immer vor.

Mit der zunehmenden Schwangerschaft nahmen die Krampfanfälle ab, kehrten aber nach der Entbindung in ihrer alten Stärke wieder.

Auf diese Entbindung (vor der ich, wie begreiflich, zitterte, weil ich von Louise's Krampfnatur das Schlimmste

befürchten mußte) freute sich meine Pflegemutter mit lebhafter Ungeduld. Sie konnte herzlich, liebevoll und umgänglich erscheinen, wenn sie den rührenden Wunsch aussprach, dies zu erleben. Aber diese unschuldige Freude war ihr nicht beschieden. Nachdem sie uns in den ersten Wochen des October gut gelaunt und heiter des Abends verlassen hatte, wurd' ich am nächsten Morgen durch die Nachricht, daß sie im Sterben liege, zu ihr beschieden. Ihr hohes Alter bedenkend und die Schilderung der vergangenen Nacht, wie der Ueberbringer der Nachricht mir dieselbe beigebracht, erwägend, meinte ich sie schon todt zu finden. Wie sehr erstaunte ich, sie im Bette aufgerichtet mit fester Stimme sprechen zu hören. Allerdings, meinte sie, sei der Anfall heftig, aber doch immer nur die Folge des vielen Pflaumentuchens gewesen, den sie bei uns gegessen, und jetzt fühlte sie sich schon besser. Der Arzt dagegen sagte mir, eine vollkommene innere Auflösung finde Statt, ihr Tod sei ganz nahe. Der Kampf, den sie gegen diesen gefürchteten Gast begann, war merkwürdig zu sehen. Sie ließ sich aus dem Bette bringen, versuchte umherzugehen, bekümmerte sich um häusliche Angelegenheiten und zwang sich zu heitern Unterhaltungen.

In der ängstlichen Hast aber, womit sie dies Alles that, sah man nur zu deutlich ihre Furcht vor dem Tode. Nachdem sie einige Tage so hingebracht, zum höchsten Erstaunen des Arztes, der immer, wenn er wieder kam, sich gar nicht genug verwundern konnte, sie noch lebend zu finden, schien sie eines Morgens ernstlichere Anstalten

zum Sterben zu treffen. Sie ließ einen Prediger zu sich einladen, und dieser hielt ihr nun in meiner Gegenwart eine lange Rede, ganz und gar in ihrem Sinne und wie sie es liebte, mit Bibelsprüchen und Liederversen durchwebt. Ich beobachtete sie sehr genau dabei und war erstaunt, zu bemerken, daß die trostreichsten Hinweisungen auf baldige Vereinigung mit dem Erlöser und auf himmlische Seligkeit, worauf sie sich stets so sehr gefreut hatte, jetzt ihren alten Zauber verloren. Der Prediger mochte in sie hinein schreien, wie er wollte, sie wurde nur unruhiger, warf sich in dem Sopha, auf dem sie saß, hin und her und drückte zuletzt eine so entschiedene Abneigung aus, ferner zuzuhören, daß der Redner, nachdem er mich mehrmals fragend angesehen, sich entfernte. Mir that die alte Frau sehr leid. Der Gedanke, daß die wohlbekannten Formeln und Hofsätze, welche durch achtzig Jahre ihre tägliche Seelenspeise gewesen, jetzt, im Augenblicke, wo es galt, sich unwirksam beweisen, die alte Macht nicht an ihr bewähren sollten, erfüllte mich mit Bedauern. Ich schlug ihr vor, ein Lied anzuhören, von dem ich mich erinnerte, in frühesten Kindheit es ihr bisweilen „vorgebetet“ zu haben. Sie ging auf den Sinn meines Vorschlages ein, schien zu verstehen, was ich damit wollte, und hieß mich beginnen. Ich las nun eins jener wohlgemeinten, in ihrer kindlichen Ehrlichkeit wahrhaft poetischen Gedichte aus dem alten Burg'schen Gesangbuche. Es fängt mit den Worten an:

„Zweene Jünger geh'n mit Schonen  
Nebst Feld nach Emaus 1c.“

Bei den ersten Strophen nickte sie, das Metrum und den Rhythmus begleitend, beifällig mit dem Kopfe und gab zu verstehen, daß sie jener längst vergangenen Tage gedenke, wo ich ein Kind war. Aber diese beruhigende Stimmung währte nicht so lange, als mein Lied, ihre Gedanken waren sichtlich wo anders. Sie unterbrach mich mit der Frage nach Louise — die ich ihrer Schwangerschaft wegen so fern als möglich gehalten. Ich sandte nach ihr. Unterdessen trat eine unserer näheren Verwandtinnen, gegen welche sie, wie ich wohl wußte, oft über Louise geklagt und ihr überhaupt sehr vertraut hatte, lieblos und mit zärtlichen Worten an sie heran, wurde jedoch auf eine unbegreiflich unfreundliche Weise zurückgestoßen. Dagegen stieg von Minute zu Minute die Unruhe der Leidenden, und ihre Ungeduld nach Louise machte sich in unaufhörlichen Ausrufungen kund, so daß ich Gott danke, als die Ersehnte endlich erschien. Kaum ließ sie, eintretend, ihre Stimme vernehmen, und kaum war sie näher getreten, so streckte meine Pflegemutter ihr beide Hände entgegen, zog sie an sich und drückte durch Gebärden und Worte die lebhafteste Freude aus, sie bei sich zu wissen. Dann beehrte sie meine Hand, vereinigte sie mit Louise's, preßte beide fest zusammen und murmelte eine Art von Segensspruch. Sobald dies geschehen war, deutete sie uns an, daß sie nun abgeschlossen habe; sie rückte sich, anscheinend noch mit voller Körperkraft, in die Ecke des Sophas und ließ sich — wenn mir der Ausdruck vergönnt ist — sterben. In einer Viertelstunde war sie todt. Ich blieb allein mit der Leiche.



Wie oft hatt' ich an diesen unausbleiblich nahen Tod gedacht! Wie oft hatt' ich, wenn es eben gar nicht mehr mit ihr auszuhalten war, ihn herbeigewünscht! Und jetzt, wo sie den letzten Athemzug gethan, brach ein verzweifelnder Schmerz aus mir hervor, der mich in völlige Raserei versetzte. Ich war wieder acht Jahre alt. Was dazwischen gelegen, war verschwunden. Ich weinte vor dem Leichnam meiner Pflegerin — und weil ich niemals das Glück gekannt, eine Mutter zu haben, so beweint' ich in ihr meine Mutter.

Sechs Wochen nach dem Begräbniß gebar Louise allen Besorgnissen entgegen leicht und glücklich einen Sohn, welcher dem Tage seiner Geburt zu Ehren den Namen Andreas, von seinen Taufpathen aber ihre eigenen, von Steffens: Heinrich, von Schaubert: Wolfgang erhielt.

Ich fand es sehr lächerlich, Vater eines Kindes zu sein, da ich mich selbst nur noch zu viel Kind fühlte. Bald jedoch sollte ich darauf hingewiesen werden, es auch höchst ernsthaft zu finden, um so mehr, weil mancherlei Sorgen über mich kamen. Ich hatte der Verstorbenen wiederholt versprochen und noch einige Wochen vor ihrem Tode gelobt, die in ihrem Testamente mir zugedachte Rolle eines Universal-Erben zu übernehmen und durchzuführen. Das aber war nicht so leicht. Ihr Testament war gleichsam der dritte Akt einer in aufeinander folgenden Zeiträumen spielenden Tragödie von drei verschiedenen Verfassern; den ersten Akt hatte ihr Mann, der Geheimrath, den zweiten dessen Tochter,

„Tante Corel“ geschrieben; einer sollte aus dem andern hervorgehen, aber die Collaborateurs hatten bei'm Entwerfen des gemeinschaftlichen Plans nicht gehörig alle Schwierigkeiten in Erwägung gezogen; da fiel die schlimmste Arbeit auf den dritten Akt. Beide, der Geheimerrath und die Tochter, hatten eine Menge von Legaten an Verwandte und Freunde ausgesetzt, deren Zinsgenuß der Wittwe blieb, so lange sie lebte, die aber nach ihrem Tode ausgezahlt werden sollten. Im Laufe der Zeit und der Zeiten ging, wie schon erwähnt, ein Kapital nach dem andern verloren, und einige Jahre vor ihrem Tode blieb der Geheimeräthin fast Nichts, als die Einkünfte der für Andere bestimmten Legate. Sie konnte folglich mir, ihrem Universal-Erben, Nichts hinterlassen, als die mühselige Verpflichtung, für Befriedigung jener Testaments-Gläubiger Sorge zu tragen. Das hatt' ich ihr versprochen und war bereit, mein Versprechen zu erfüllen. Ich stieß aber auf große Schwierigkeiten. Denn mit den Hypotheken, die noch lebendig waren, und auf die wir bau'ten, stand es auch schlecht. Sie waren nicht anders zu realisiren, als mit bedeutendem Verlust; trat dieser ein, so reichten die Summen wieder nicht zur Deckung der Legate. Endlich fand sich ein Hypothekenhändler vom Handwerk, welcher den Nominalwerth in Staatsschuldscheinen — (1821) zu geben sich entschloß. Diesen hielt ich fest, und sekundirt von meinem gütigen, unermüdblichen Gönner und Freunde, dem Herrn Justizrath Gelinek, gelang es mir, fast sämtliche Lega-

tarien dahin zu bewegen, daß auch sie sich ihrerseits mir dem Empfange des Nominalwerthes zufriedenstellen wollten. Freilich mußte ich noch einige tausend Thaler von meinem kleinen (mütterlichen) Eigenthume hinzufügen; aber ich lösete mein Wort. Die Staatsschuldscheine stiegen gar bald in die Höhe, so daß Alle bei dem Geschäfte gewannen, — außer dem Universal-Erben und jenem Hypothekenkäufer, welcher in allzuheftige Eile den Schuldner drängte, eine Subhastation herbeiführte und beim Verkauf der Güter sammt seiner Forderung leer ausging. Ich hatte folglich sehr weise gehandelt, nahm unzählige Lobsprüche ein, sehe mich aber durch mein Gewissen genöthigt, in bester Form an Freund Gelinek I. zu cediren.

Zum 1. Januar 1822 wurde ein Neujahrsvorspiel gegeben, welches ich Kraft meines Amtes gemacht hatte, und welches so stürmischen Beifall fand, daß man es, was bei einem solchen Gelegenheitsstücke noch niemals vorgekommen war, am nächsten Tage vor überfülltem Hause wiederholte. Von den vielen Glückwünschen, die mir ehrlich oder nicht ehrlich gemeint zu Theil wurden, sind mir nur diejenigen noch erinnerlich, welche das logenmeisterliche Ehepaar Schumann beim wohlbekannten Kaminfeuer spendete. Schumann, wenn er guter Laune war, oft in Reimen mit mir redend, sagte bei dieser Gelegenheit:

„Unser Theaterdichter hat  
Mit seinem Vorspiel gelodet die ganze Stadt;  
Das Haus ist zu klein für diesen Zweck;  
Die keinen Platz mehr fanden, stehen draußen im —“

Welchem jungen Theaterschriftsteller sollten so wohlklingende Verse nicht gefallen?

Am 3. Januar trat Louise nach ihrer Niederkunft zum ersten Male wieder auf, in Göthe's „Geschwister“ als „Marianne.“ Sie spielte diese Rolle hinreißend schön. Wahrscheinlich ohne zu wissen, wie und warum? Nach ächt Breslauischer Weise war das Theater an diesem Abende ganz leer, und die vielen Kränze und Blumen, welche ein spärlich versammeltes Häuflein von Freunden aus Logen und Parterre mit lautem Jubel auf die Bühne warf, stachen gegen die unbefetzten Bänke seltsam ab.

An der Spitze der Blumenenthustasten stand der schon in diesem Bande erwähnte Kuirassier-Lieutenant von Kerkow. Dieser junge Mann, in Breslau die Siege fortsetzend, deren er sich aus Frankreich und Berlin rühmen durfte — und rühmte, war gewissermaßen der Schlesi'sche Don Juan. Meines Wissens hat er wenig Widerstand gefunden, und wenn sein „Perle“ (denn diesen schönen Namen führte K's Diener) nur ein Bischofen Leporello gewesen wäre, — an Stoff zu einer langen Piste würd' es ihm nicht gefehlt haben. Der Zufall hatte uns, die frühere Bekanntschaft, die noch aus der Bekanntschaft unserer Mütter forterbte, erneuernd, wieder zusammen geführt, und er pflegte den Umgang mit

mir so eifrig, daß er sehr bald in die Rechte eines Hausfreundes trat. Eine junge, schöne Schauspielerin zur Frau und Kerkow zum Hausfreunde haben — das hieß denn doch dem Wolfe den Schafstall öffnen. Und ich that es mit einer Zuversicht, die sich auf Nichts gründete, als auf die dunkle Ahnung, daß der gefährliche Eroberer einer Persönlichkeit, wie Louise's, keine Gefahr bringen, und daß sie ihm bei näherer Bekanntschaft nichts Anderes einflößen könne, als innige Anhänglichkeit. Louise übte nur, während sie auf der Bühne stand, den Zauber, der eine Leidenschaft zu erwecken vermag. Im Umgang, im Leben wirkte sie durch stille, bescheidene Bürgerlichkeit kalmirend. Eine große zu Extremen führende Passion vermochte sie dem, welcher sie täglich sah, niemals weder zu erregen, noch zu gestatten, und für eine vorübergehende Liebelei in was immer für einem Sinne war sie zu sitstsam und zu rein. Kerkow mag seiner Meinung nach wie ein Liebender bei uns eingetreten sein. Schon in den ersten Tagen war er ein bescheidener, gehorsamer, brüderlicher Freund und ist es geblieben, so lange wir in Breslau lebten; wobei es mir heute noch schwer wird, zu entscheiden, welchem von uns Beiden er am herzlichsten ergeben gewesen, ob mir oder meiner Frau. Er bildete den ersten Stamm eines rasch heranwachsenden Kreises von jüngeren und älteren Freunden, welcher sich nach und nach um Louise's Theetisch versammelte und zuletzt in einen förmlich konstituirten Verein überging, der unter dem Titel: „die Mannschaft“ nur allzubekannt in Breslau

wurde. Gelehrte und Maler, Officiere und Studenten, Schriftsteller und Schauspieler, reisende Virtuosen und Kaufleute, Advokaten und Postbeamte, — es wurde ein bunter Kranz, — aber wer dumm war oder angewillig, der spann eben keine Seide unter uns. Als Zierde unserer „Mannschaft“ galt „Antonio Meyer“ aus Triest, seines Zeichens Nichts mehr und Nichts weniger wie ein Komptoir-Diener, doch dabei unbedenklich einer der liebenswürdigsten, witzigsten, geistreichsten, lustigsten und zugleich gutmüthigsten Menschen, die je gelebt haben. Anderen einzelnen Gliedern dieses Kreises werden wir begegnen.

Zu meinem Geburtstage hatte mir Louise mehrere Bücher geschenkt und unter diesen auf Dr. Eöbells Anrathen auch die gesammelten Schriften des Wandsecker Boten, von denen der erste und ein Theil des zweiten Bandes mich dermaßen entzückten, daß ich mit beiden Beinen in die Idee hineinsprang, etwas Aehnliches zu versuchen. Tagesblätter in Breslau hatten seit Fülleborn's Erzähler keines mehr gedeihen noch bestehen wollen; deshalb fand ich auch keinen Verleger zu meiner projectirten Zeitschrift und entschloß mich daher, das Blatt auf meine eigene Kosten drucken und es dann für die Provinz durch die Post, für Breslau durch Kolporteurs vertreiben zu lassen. Die Pränumeration des ersten Quartals belief sich auf mehr als 600 Exemplare (Dank sei es einer nicht mißlungenen Ankündigung, an welcher Freund Eöbell geistelt hatte), und am 4. März 1824 erschien die erste Nummer der Wochenschrift:

„Der Obernigter Bote.“ Planlos begonnen, nur im Anfang mit einigen schwachen Nachahmungen Claudius'scher Scherzhastigkeit durchweht, bald sentimental, bald polemisch, bald albern und nüchtern, bald gar frömmelnd, hatte dieses Blatt eben so wenig Haltung, als sein Herausgeber. Einiges Gute, was etwa darin vorkam, verlor sich im Wüste des Schlechten; von den Pränumeranten trat mit Ablauf des ersten Quartals ein Drittheil zurück, und ich erndtete Tadel, Spott und wohlverdiente Vorwürfe von allen Seiten. Ich war noch viel zu jugendlich in meinem ganzen Wesen. Hätt' ich nur Konsequenz besessen, dem Dinge seine ursprüngliche Absicht zu bewahren und eine Farbe festzuhalten, so wäre bei der großen Theilnahme, die anfänglich in der Provinz dafür herrschte, vielleicht ein bestehendes Volksblatt daraus geworden.

Der Sommer führte schon wieder einen Wechsel der Theaterdirektion herbei. Langhans legte sein Scepter nieder und vermachte dasselbe dem Baron von Forkade\*), der früherem Brauche gemäß zwei Kollegen

---

\*) Während ist es: Nachdem endlich der Bau des neuen Theaters durch Aktien begründet zu Stande kam, und Forkade, als ob er im Dienste des Baumeisters stände, diesem durch alle nur möglichen Hilfsleistungen zur Hand ging, stürzte der arme Mann von der Höhe des Schnürbodens herab und fand den Tod in dem noch nicht vollendeten Gebäude, für dessen Errichtung er so lange thätig gewesen. Als ich, fern von der Heimath, die Nachricht in öffentlichen Blättern las, war mir um's Herz, als ob ich höhnisches Gelächter aufschlagen müßte über diese blutige Ironie.

für Kasse und Garderobe in den Herren Schumann und Maisan, Bresl. Kaufleuten, bekam. Von diesem Zeitpunkt datirt der entschiedene Verfall der Anstalt. Forkade war ein gutmüthiger, in seiner Weise kunstsinziger Mensch, eben so beschränkt, als pedantisch; an Kleinigkeiten hastend, umständlich, peinlich, ennuyant. Er sah nur ein Heil vor Augen, den Bau eines neuen Schauspielhauses! Und während er im Vereine mit seinem Freunde, dem Grafen Larisch, Tag und Nacht an Pläne und Berechnungen für eine äußerlich glänzende Zukunft setzte, ließ er die Gegenwart gehen, wie sie mochte, ohne mit Energie zwischen die Hemmungen zu fahren, die bei jedem Theater unausbleiblich sind. Da er nebenbei auf die Idee gerieth, eine schwärmerische unnütz zur Schau getragene Neigung für meine Frau zu fassen, und wegen dieser von uns und unserm Anhang lieblos verhöhnt wurde, so trat ein keinesweges erfreuliches Verhältniß zwischen dem Theatersekretair und dessen Direktor ein. Ich habe mein hartes Benehmen später selbst bereut und Gelegenheit gefunden, es gut zu machen.

In jener Zeit brachte ich auch ein neues Drama: „Stanislaus“ auf die Breslauer Bühne, welches, nur einigemal aufgeführt, ziemlich spurlos vorüberging. Auch stiftete ich das „Jahrbuch deutscher Nachspiele“ (jetzt von Gubitz unter dem Titel: „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ fortgesetzt) und gerieth durch die Redaktion desselben in mancherlei schriftliche Verbindungen, die mir angenehm und nützlich wurden. Dane-



ben beschäftigte ich mich mit einem meinem gewöhnlichen Treiben sehr fern liegenden Studium. Ich sammelte ältere Kirchenlieder und biographische Notizen über deren zum Theil verschollene oder wenig bekannte Verfasser. Dieser Zweig deutscher Lyrik hat mich immer sehr angesprochen, er trägt schöne Blüthen. Ich weiß auch nicht, warum mein empfängliches Gemüth die Dichter nicht bewundern soll, welche aus der Fülle ihres Glaubens, von Heuchelei fern, singen und besingen, was ich nicht glaube!? Niemals ist es mir eingefallen, den Fernando von Portugal zu loben, daß er über die sogenannten Heiden herfallen will, um sie zu vernichten; niemals ist mir der Mann anders erschienen, als ein Don Quichote im besten Sinne, und dennoch bin ich entzückt von Calderon's „Standhaftem Prinzen,“ und bin es, weil ich glaube, daß Calderon an ihn glaubte. Sollen unsere alten protestantischen Liederdichter nicht dasselbe Recht haben?

Ich häufte eine Unzahl von Büchern, in dies Fach einschlagend, zusammen und arbeitete fleißig an einer „Anthologie“ mit biographischem Anhang. Als ich mit dem Manuscript des ersten Bandes zu Herrn Joseph Max trat und diesem den Antrag machte, das Werk zu verlegen, schob er mir statt einer Antwort die kürzlich in vier dicken Bänden erschienene „Anthologie von Rambaeh“ entgegen, — was freilich Antwort genug war. Mir ist denn von jenen Bemühungen Nichts geworden, als eine schwere Kiste alter, in wurmfressiges Schweinsleder gebundener Bücher, die mich, weil ich mich

immer nicht entschließen konnte, sie im Stiche zu lassen, bei meinen Umzügen durch die Welt viel Frachtgeld zu Lande wie zu Wasser gekostet.

Im Jahre 1822 erschien auch bei Graß, Barth u. Comp. unter dem vieldeutigen Titel „Erinnerungen“ eine Sammlung kleiner Erzählungen, Aufsätze und Gedichte von mir, die in Schlessien viel gekauft, von der ich aber nicht weiß, ob sie sonst im Deutschen Buchhandel beachtet worden ist. Nur zwei Beurtheilungen davon kamen mir zu Händen; die eine von Büsching in den schlessischen Provinzialblättern lobte mich und das Buch, die andere in den Brockhaus'schen liter. Bl. tadelte das Buch und mich, was mich um so mehr niederschlug, weil ich, durch eine Rekommandation von Steffens ermutigt, dem verstorb. Brockhaus meine Handschrift vorher angeboten und von ihm eine sehr liebevolle Antwort empfangen hatte. Ich habe trotz aller Bemühung niemals erfahren können, von wem jene strenge Kritik herrührte.

---

Genug der Literatur! Das Leben will wieder heran!

Da wär' ich denn vor einem Graben. Soll ich ihn umgehen, sein säuberlich einen Umweg machen, oder soll ich springen, auf gut Glück und auf die Gefahr, bis über die Kniee im Sumpfe zu versinken, wenn der Sprung mißlingt? An Muth fehlt mir's nicht, das hab' ich in den vorigen Bänden bewiesen. Aber man wird so irre gemacht, von allen Seiten dringen Warnungen,

Mahnungen, Belehrungen ein, und so geht zuletzt die Unbefangenheit verloren, die meines Erachtens in diesem Falle das Wichtigste bleibt und das Beste. Ein Freund u. A. schreibt mir: „Ich bitte Dich, suche die Linie herauszufühlen, an welcher die Hingebung aufhört und die Prostitution anfängt; diese Linie hast Du nach meiner Meinung im 2ten Bande mehrmals überschritten.“ — Soll ich mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß ablegen, so läuft dies darauf hinaus, daß vernünftiger Weise kein Mensch anstehen dürfte zu erzählen, was er gethan und begangen, weil er ja doch keinen Anstand nahm, es zu thun, und daß, wenn alle Menschen aufrichtig wären und nicht besser scheinen wollten, als sie sind, alle Menschen überhaupt besser sein würden. So lange dies aber nicht nur nicht der Fall, sondern die Mehrzahl der gebildeten Menschen, vorzüglich der tugendhaften, moralischen, frommen, hochgeachteten, aus Heuchlern zusammengesetzt ist, so lange freilich wird Derjenige, der sich giebt, wie er ist, sich häufig prostituiren. Wie denn aber dann, wenn bei künftiger Fortdauer nach dem Erdentode — die ich mir trotz aller rationellen Einwürfe, ohne Rückerinnerung an unser menschliches Leben und Treiben ebenso wenig denken kann, als eine gotteslästerliche Marter-Höllen-Anstalt mit Heulen und ewigem Zähnklappen — jene Hölle hauptsächlich darin bestünde, daß kein Flor, keine Erde, kein Sammet und Tuch, kein Band und kein Stern mehr im Stande wäre zu verbergen, was man hienieden höchst sorgfältig und glücklich verborgen gehalten; wenn

die körperliche Durchsichtigkeit eines späteren Daseins jede Verstellung ausschöpfe, jedes Geheimniß auflösete? Würden dann die auf Erden Prostituirten nicht Manches vor den meisten Tugendhaften, Moralischen, Frommen, Hochgeachteten voraus haben? Es ist nur eine bescheidene Frage, die ich weder an die berufenen und verordneten Ausleger der Schrift, noch an die Verwerfer des Gesetzes zu richten wage. Ich lege sie einigen Menschen vor. — —

Es war eine Sängerin von Ruf angelangt, um Gastrollen zu geben. Sie war schön, sie sang vortrefflich, aber sie hatte mich kalt gelassen. Eines Morgens führte mich der Weg beim Schauspielhause vorbei; die Fenster im oberen Stockwerke des Zuschauer-Raumes standen geöffnet, und ich vernahm die Klänge des Orchesters, welches die Oper „der Freischütz“ probirte. Ohne zu wissen weshalb, trat ich hinein, ging, ohne mich auf der Bühne aufzuhalten, weiter und tappte mich durch den wohlbekannten dunklen Gang in's Parterre. Aus dem hellen, heißen Sommertage in eine düstere, kühle Theaterprobe zu treten, gewährt mir immer ein eigenthümliches Vergnügen; gar bei einer Musikprobe. Die Zauberwirkungen, die sich für den Knaben an's Theater knüpften und sich natürlich schon seit langer Zeit nicht mehr einstellen, wollen sich heute noch, sei es nur auf Augenblicke, in mir regen, wenn ich aus dem Glanze des lebendigen Tages in das mystische Dunkel gerathe. Wie viel mehr damals! Eben als ich in's Parterre trat, begann die schöne Ravatine des dritten Aktes und wurde

von der Fremden meisterhaft gesungen, mit dem innigsten Gefühle, — wie denn überhaupt gute Sänger und Sängerinnen sehr oft in den Proben mehr ergriffen sind, als in den Vorstellungen, und deshalb auch mächtiger ergreifen. Bei den Worten:

„Für mich auch wird der Vater sorgen“

durchrieselte mich ein wollüstiger Schauer, ich konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ach wie unzählig oft, wenn ich Tieck's „gestiefelten Kater“ vorgelesen, hab' ich bei Pinze's Klage, daß er keine Nachtigall hören könne ohne Appetit sie zu fressen, an jene Morgenstimmung gedacht, die mich aus dem reinsten Entzücken über Weber's rührendes Gebet in den Wunsch übergehen ließ, der Sängerin persönliche Bekanntschaft zu machen, was mir bis dahin gar nicht eingefallen war! Ich ging meinen Geschäften nach und beschloß, zur Zeit, wenn nach meiner Berechnung die Probe beendet sein könnte, einen Besuch abzustatten. Erst auf dem Wege bemerkt' ich, daß mein Hut — und ein Hut spielt bei solcher Visite eine große Rolle, da man ihn nicht aus den Händen legt — nicht mehr der neueste sei. Sogleich kauft' ich einen andern, wie man damals eben trug: grau mit grünem Futter und Aufschlag, setzt' ihn im Laden vor einem Spiegel sorgfältig auf, fand ihn sehr schön und mich noch schöner. Dies eitle Benehmen lag ganz außer meinem Wesen, und bei nur einiger Aufmerksamkeit auf mich selbst hätt' ich bedenklich werden müssen. — Ich wurde so zuvorkommend empfangen, wie der Gatte einer schönen und bewunderten Frau von einer schönen und bewunderten

Rosette stets empfangen wird. Ich glaube die Erfahrung gemacht zu haben, daß Nichts so glückbringend für verbotene Liebeshändel ist, als der Besitz einer schönen Gattin. Einer solchen, wenn auch nur momentan vorgezogen zu werden, reizt sogar bisweilen edlere weibliche Naturen. Zudem war ich Herausgeber einer Wochenschrift, und mochte dieses ein noch so schlechtes Lokalblatt sein, — sie wurde doch gedruckt, sie wurde doch gelesen. — Meinem Besuche folgte, was bisher im stolzen Uebergewicht der vornehmeren Oper gegen das arme recitirende Schauspiel unterblieben war, ein Gegenbesuch, der natürlich meiner Frau gemacht werden mußte, im Grunde doch mir galt, — wie ich mir selbst zu sagen nicht unterließ. Und vielleicht hätte die Sache dabei ihr Bewenden gehabt und meine Bewunderung für die Sängerin sich in Verse und in weiter Nichts aufgelöst, wenn nicht unglücklicherweise gerade zur gefährlichsten Periode ein Urlaub eingetreten wäre, den meine Frau zu einer sommerlichen Erholungsreise auf's Land benützen sollte. Sie verließ Breslau, und ich blieb in unserer geräumigen Wohnung um so einsamer zurück, als die Diensthoten weit von unseren Wohngemächern ihren Aufenthalt hatten. Ich kam mir auf einmal so ungebunden, so frei vor; ich wußte gar nicht, was ich mit dieser Freiheit anfangen sollte! Weib, Kind, Amme, — Alles was mich bisher dicht umgeben, manchmal eingeengt hatte, war fort, unsere Geselligkeit in Ermangelung der Hausfrau zerstört, meine Berufsgeschäfte täglich binnen einer Stunde abgemacht, die Sirene ließ ihre

lockenden Pieder tönen, — und ich sank kopfüber in die Wogen, die denn auch alsbald über mir zusammschlugen. Meine Leidenschaft ward nur allzubald das öffentliche Geheimniß, ich selbst war weit entfernt, mit Vorsicht zu handeln, wie stets trug ich meine Thorheit zur Schau, und sehr bald sah ich alle Damen unserer Bekanntschaft in offenem Kriege gegen mich. Alle waren sie Gönnerinnen meiner Frau, Alle fanden sie mein Benehmen sträflich, Einige sagten es mir ehrlich und derb in's Gesicht. Aber Keiner ließ sich durch die Rücksicht für Louise abhalten, mich einzuladen, wenn der Sängerin zu Ehren große oder kleine Feste gegeben wurden, und wenn man wünschte, daß sie singen solle, und merkte, daß sie nicht dazu aufgelegt sei, sandte man mich an sie ab, um ihr Lust zu machen. Das ist die moralische Consequenz der guten Gesellschaft. Vierzehn Tage verlebte ich in taumelndem Wahnsinn, als aber der Tag kam, wo ich verabredeter Maßen Louise auf's Land folgen sollte, um sie zurückzuholen, erwacht ich; den Gedanken, mich durch irgend einen Vorwand zu entschuldigen und in der Stadt zu bleiben, so lange die Fremde noch weilte, schlug ich, wie er auftauchen wollte, sogleich nieder, ich schied mit dem Versprechen baldiger Rückkehr, doch mit dem Vorsatze, dieß Versprechen nicht zu halten. Als wir heimkehrten, war die Lust rein, und unter allen Frauen von unserer Bekanntschaft fand sich keine, welche Louise auch nur durch eine Andeutung hätte beunruhigen wollen. Das ist gewiß ein deutliches Zeichen, wie beliebt sie war.

Louise aber schien zu ahnen, was Niemand ihr sagte. Sie vermied jede Erinnerung an die Zeit unserer Trennung, und der Name der Entfernten ward nicht mehr genannt.

---

Mit dem September ging das zweite Vierteljahr meiner Wochenschrift und mit ihm „der Obernigker Bote“ überhaupt zu Grabe. Einer meiner literarischen Gegner, Buchhändler Reinhard Friedrich Schöne, ein geistreicher Mensch, um den es wohl Schade ist, daß er durch dissolutes Leben seinen Untergang herbeigeführt, veranstaltete die Ausgabe eines Extrablattes zum „Boten,“ welches mit Bild und Wort mein Begräbniß feierte, und wobei er natürlich die Lächer sehr auf seiner Seite hatte. Ich besaß noch nicht Selbstständigkeit genug, mich den Lachern anzuschließen, und verfochte meinen Grimm und meine Beschämung nur mühsam in mir selbst. Den gewichtigsten Trost dieser Niedergeschlagenheit gewährte mir die Aussicht auf ein neues, größeres Unternehmen. Ein Journal zu gründen, welches mit den besseren Deutschen Zeitschriften — (deren damals noch nicht so viele erschienen, als jetzt) — in die Schranken treten dürfte, erschien mir höchst wünschenswerth und belohnend. Die Buchhandlung Graß, Barth u. Comp. ging auf meine Vorschläge ein. Der Vertrag wurde abgeschlossen, freilich nicht sehr zu meinen Gunsten, denn während der Verleger Papier, Druck und Versendung übernahm, verpflichtete ich mich, aus eigenen Mitteln



daß Honorar für die Mitarbeiter zu decken und so lange unentgeltlich zu redigiren, bis der Ertrag hoch genug gestiegen sein würde, meine Mühen zu belohnen. Ankündigungen wurden erlassen, Correspondenzen eröffnet, mein Herz war voll Zuversicht. Unter den Gelehrten, die ich an Ort und Stelle für dies neue Journal zu gewinnen suchte, befand sich auch Steffens, der es sogar nicht unter seiner Würde gehalten, mich bei'm „Obernigker Boten“ mit einem schönen Aufsatz über „Nettelbeck in Colberg“ zu unterstützen. Freundlich wie immer versprach er mir seinen Schutz und fragte dann mit einer gewissen Abßichtlichkeit, welchen Theil Schall an der Sache haben würde. „Gar keinen,“ erwiderte ich, „wir sehen uns nicht schon seit geraumer Zeit und sind ganz auseinander.“ „Daß wollt' ich nur hören,“ rief Steffens, „nur aus Ihrem eigenen Munde hören, weil ich es Anderen nicht glauben konnte. Sie wissen, ich habe Sie immer lieb gehabt, aber diese Trennung von Schall ist ein Fleck, der in meinen Augen auf Ihnen haftet.“ Ich entschuldigte mich, daß es mir nicht möglich gewesen wäre, länger seinen sentimentalen Liebesjammer als Vertrauter entgegen zu nehmen, daß seine Geldforderungen mich erschöpft hätten, und daß ich noch kürzlich bei der Ordnung meiner pflegemütterlichen Verlassenschaft die Summe von beinahe 1200 Thlrn. zahlen müssen, für die ich mich Schall's wegen verbürgte. Steffens stuzte und schwieg; aber nur einen Augenblick. Dann ergriff er um desto lebhafter wieder das Wort: „Wir Alle, die wir seine Freunde sind, wissen, wie es in

diesem Punkte mit Schall steht, Jeder hat mehr oder weniger sein Opfer gebracht, das geht bis zu einer gewissen Grenze, dann erklärt man seine eigene Armuth und damit gut. Sie hätten weit freundschaftlicher an Schall gehandelt, wenn Sie verweigert hätten, jene Bürgschaft zu unterzeichnen, und ihm treu geblieben wären, als daß Sie nun, nachdem Sie sich für ihn verbürgt und für ihn bezahlt haben, mit ihm zürnen wollten, mit ihm, dem Sie so viel verdanken“ . . . und nun begann Steffens mit seiner hinreißenden Beredsamkeit Schall's liebenswürdigste Eigenschaften und seine unwandelbare Liebe für mich, die sich auch jetzt, wo ich ihn gemieden, nie verleugnet hätte, so rührend zu schildern, daß mir weich um's Herz wurde, und daß ich aus dem experimental-physikalischen Laboratorium, in welchem ich bearbeitet worden, geraden Weges in Schall's Arme lief. Die bald geschlossene Versöhnung wurde von seiner Seite mit dem Versprechen besiegelt, mich ehestens vollständig zu bezahlen, — wozu ich freilich nur lächeln konnte; wußte doch ich nicht, viel weniger mocht' er wissen, wie viel er mir seit sechs Jahren schuldig geworden? — und mir blieb, wie ich nun einmal zu ihm stand, nichts Anderes übrig, als ihm die Mitredaktion meines neuen Journals anzutragen, wobei ich fest überzeugt war, daß er keinen Federstrich dafür ansehen werde, eine Ueberzeugung, deren Richtigkeit sich im Laufe der Zeit glorreich bewährte.

---

Am 15. Oktober wurde zur Feier des Tages — (das Geburtsfest des Kronprinzen) — mein Festspiel „Schwur und Erfüllung“ gegeben, welches im Allgemeinen wenig Wiederklang finden wollte. Am 16. mußte Louise in dem Concert eines reisenden Virtuosen, der an uns empfohlen war, deklamiren; sie that es, obgleich über Unwohlsein klagend, um ihre Zusage zu erfüllen. Nach dem Concert wünschte sie Ruhe und ließ uns am Theetisch ohne Wirthin. Die Nacht ging ungestört vorüber, doch am andern Morgen traten neue Leiden ein, und sie sagte mir, daß wenn nicht mehrere Monate zur gesuchten Frist fehlten, sie glauben müßte, entbunden zu werden. Ich wollte lange zweifeln, zuletzt schien mir's doch auch bedenklich, in der Angst wurden unsere Leute nach Hilfe ausgesendet, ich blieb mit der Kranken allein, gewiß der unberufenste Beistand, den sie in dieser Situation finden konnte. Louise schrie und wollte vor Schmerzen vergehen, unser Herr Sohn in seiner Wiege schrie wo möglich noch mehr, ich schrie vor Angst und Mitleid, meine rechte Hand wurde von der Leidenden mit krampfhafter Gewalt festgehalten, mit der linken rührte ich die Wiege, um wo möglich den kleinen Schreihals zu beruhigen. So fand mich die weise Frau, die trotz ihrer Weisheit sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen. Aber während sie nach der Küche eilte, nothwendigste Anstalten zu treffen, fühlte mein musikalischer Sinn heraus, daß unser Terzett in ein Quartett überging. Ohne behindert, aber auch ohne befördert zu werden, hatte sich gänzlich auf eigene Hand ein Wesen zu uns gefunden, welches

von der in Hast wieder eintretenden Hebamme für ein wirkliches und wahrhaftiges, wenn auch etwas voreiliges Kind erklärt wurde. Die hohe Sopranlage der wohlklingenden Stimme deutete auf weibliches Geschlecht. Ein Gesicht war nicht vorhanden, mit Haaren, Nägeln und derlei Luxusartikeln war die junge Sängerin nicht versehen; doch meinte die Hebamme, daß wir erst nach Verlauf von zwei Monaten berechtigt sein würden, solche Ansprüche geltend zu machen. Mir war verzweifelt bange. Erst einige Wochen zuvor hatte sich ein Mitglied unserer Bühne, ein wunderschönes junges Weib, die Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen täuschend, im Wochenbettfieber mit einem Prodmesser den Tod gegeben. Dies tragische Ereigniß hatte natürlich auf Louise einen tiefen Eindruck gemacht, und mein Trost war nur immer gewesen, daß noch einige Monate vergehen müßten, bis sie selbst entbinden würde. Nun rückte das unerwartet so nahe zusammen. Ich fürchtete das Schlimmste von nervösen Phantasieen und Fieberträumen. Aber es ging Alles glücklich vorüber, die Wöchnerin war sehr bald auf den Beinen, und unsere kleine Marie beeilte sich, in das Menschenthum hinein zu wachsen.

Also schon zwei Kinder! Haupt einer Familie! — Und selbst noch ein Kind, ein verzogenes, eigenwilliges, launenhaftes, wenn auch gutmüthiges. Ich beging unsägliche Ueberrheiten, zog mir unsägliche kleine Händel zu, bald durch übereilte, vorlaute Aeußerungen, bald durch unüberlegtes, heftiges Benehmen. Auch gegen Louise war ich oft heftig und jähzornig; nicht aus

bösem Willen oder aus Mangel herzlicher Gesinnung, sondern mehr in Folge einer kränzlich gereizten Aufwallung, die augenblicklich, wie sie sich regte, sich auch wieder legte und niemals andere Folgen nach sich zog, als zärtliche Versöhnungen; deshalb hing Louise sehr an mir, mit jedem Tage stieg ihre Liebe, ihr ganzes Wesen war Hingebung. Traurig genug, daß ich es eingestehen muß, diese Hingebung genügte nicht, mich geistig an sie zu fesseln, wie ich gemüthlich an sie gebunden war. Mein Herz gehörte ihr, aber mitten im Genuß eines uneingeschränkten, durch Nichts gestörten Besitzes fing ich an mich zu langweilen. Ich fühlte Etwas in mir, wie das Bedürfniß, von der Liebe zu leiden. Nicht selten überkam mich einem brennenden Schmerze gleich der Gedanke, daß ich nun auf Lebenszeit ein Sklave der Verhältnisse, daß ich nicht mehr frei wäre. Hätte das harmlose, friedlich hinlebende Weib verstehen wollen oder verstanden, meine Phantasie durch Zweifel an ihrer treuen Liebe zu beschäftigen, mich eifersüchtig zu machen, und jene Waffen angewendet, die ohne tödtlich zu treffen leicht verwunden, um ebenso leicht geheilt zu werden, ich würde wie ein schmachsender Anbeter ihr zu Füßen gelegen haben. Doch darauf kam ihr gerader, biederer Hausverstand nicht. Sie sagte, sie zeigte nichts Anderes, als daß sie mein sei, ausschließlich mit Leib und Seele, und begehrte dafür Nichts weiter, als von meiner Seite das Nämlche. Das aber schien mir ein ungleicher Austausch. Sie hatte ihres Lebens Ziel erreicht als Mutter und Hausfrau; mir kam es vor, als sollte mein Leben

erst beginnen, als läge noch eine Welt von Abenteuern, romantischen Erfahrungen vor mir. Ich sehnte mich hinaus — und war an Breslau gekettet.

Auch unser Umgang, meine Freunde verdarben mich, indem sie mich verwöhnten. Wie Einzelne, ja die Meisten von denen, die unsern Kreis bildeten, mir weit überlegen sein mochten an Wissen, oder an Geist, oder an Erfahrung, Alle kamen darin überein, mir ein gewisses Uebergewicht zu gestatten; zum Theil vielleicht, weil es mein Haus war, wo sie sich versammelten, zum Theil aber auch, weil Etwas aus mir sprach, was mir bei ihnen Geltung gewann. Einer wie der Andere fügte sich meinen Launen, meinen Thorheiten, ohne mir seine Freundschaft entziehen zu wollen. Da sie nun sämmtlich auch Louisen ehrten und liebten, so bildeten sie einen stillschweigend geschlossenen Verein, der jedes Gerücht, wodurch sie unangenehm hätte berührt werden können, von ihr fern zu halten suchte oder abzuleugnen mußte. Nur unter diesem Schutze war es möglich, daß meiner Frau verborgen blieb, worüber die ganze Stadt skandalirte, — und wohl nicht mit Unrecht, obgleich die gute Stadt, wie es Städten zu gehen pflegt, doch auch wieder über die Hauptsache gar sehr im Irrthum war. Ich hatte nämlich gefunden, was ich gesucht: eine leidende Liebe, oder ein liebendes Leiden. Hatt' es gefunden in einer schönen, sehr schönen, noch jugendlichen Frau, die mir lebhaft entgegenkam, mich lockend herausforderte und dann plötzlich Halt machte, ohne weiter zu gehen, — aber auch ohne rückwärts zu schreiten. Ich habe nie zur Klarheit

kommen können, ob sie kalt, verschmigt, oder ob sie nur ehrlich und gut gewesen. Unser Roman währte ziemlich lange. Könnt' ich, dürft' ich ihn in seinen kleinsten Nüancen recht ausführlich darstellen, so würd' er, das weiß ich, durch und durch interessant sein. Aber da ich es mir zum Gesetz gemacht, jede schlüpfrige Darstellung zu vermeiden, und da ohne detaillirende Ausmalung die Erzählung in's Gebiet des Alltäglichen zu sinken droht, so zieh' ich es vor, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Für diejenigen, welche geneigt sein möchten aus eigener Schöpfungskraft ein Drama zu gestalten, will ich hinzufügen, daß es an Stoff nicht mangelt: ein junger Herrmann; *persona publica*; eine junge Gattin, mehr als zu viel bekannt und bewundert; diese beiden bilden das Hauptpersonal; an einem eifersüchtigen Gemahl, einer doppelzüngigen Schwiegermutter, zwischentragenden Verwandten und Freunden, habfüchtigen Diensthoten, vielfachen Nebenbuhlern, anonymen Briefen *ic.* fehlt es auch nicht. Die Scenerie ist ländlich: Wald und einfaches Wohnhaus; die Stadt nahe. Sommer, Herbst und Winter bieten regen Wechsel. Wozu noch mehr?

Ich habe bei Amalien schöne Stunden verlebt, auch qualvolle, das will ich nicht leugnen; jetzt in der Erinnerung leuchten die schönen vor, wie ihre eigene, persönliche Schönheit und Fülle. Nun sollt' ich, um den Gerechten gerecht zu werden, sagen: aber ich bereue jetzt auch, daß ich meine Pflicht verlegend straucheln, daß ich sündigen Trieben folgen mochte! Und viele meiner Leser werden so etwas erwarten. Ich aber sag' es nicht.

Nicht weil ich in wildem Troße gegen Sitte und Form mich verhärten wollte, sondern nur deshalb nicht, weil ich mit der Neue überhaupt nicht so frühzeitig anfangen darf. Was bliebe mir denn für die spätere Hälfte meiner Jahre? O erlaßt mir's. Gestattet mir, an Amalien zu denken ohne Neue!

---

Für den 1. Jan. des Jahres 1823 hatte ich wieder ein Vorspiel geschrieben, mit dem lebhaften Willen, eine ähnliche Wirkung dadurch hervorzubringen, wie vor einem Jahre; hatte auch mir und Andern das Beste davon versprochen. Wenn ich beide kleine Stücke jetzt durchlese, so seh' ich ein, daß das letztere weit über dem ersteren steht, daß es poetischer in Stoff und Form ist; — nichts desto weniger ließ es kalt und erregte gar keine Theilnahme.

Weil denn nun die Rede von Gelegenheitsstücken ist, will ich einen dahingehörigen, in seiner Art gewiß einzigen Schwank hier einschalten, obwohl derselbe, so viel ich weiß, erst einige Wochen oder Monate später zur Ausführung kam.

Es war damals in Preußen Mode geworden, „akademische Erinnerungsfeste“ zu feiern. Ein solches war auch für Schlesien ausgeschrieben und Breslau der Versammlungsort. Von allen Ecken und Enden zogen alte Herren ein, die vor 20 bis 30 bis 40 Jahren, was weiß ich, in Halle oder sonst wo studirt hatten. Stavinöth, — dem ich mich seit dem Zweikampfe mit Schall



wieder genähert, — sprach in der Garderobe davon, daß morgen dieses Fest statt finden sollte, und daß sich die Herren Burschen aus dem vorigen Jahrhundert die Oper „der Freischütz“ bestellt hatten. Ich warf ein, es sei doch Schade, nicht früher Vorbereitungen getroffen zu haben, weil für diesen Tag ein feierliches Festspiel nicht übel angebracht gewesen wäre. Dies mein Wort fand Anklang, und da sich die Anwesenden anheischig machten, in einem solchen Stücke bis morgen Abend ihre Rollen noch zu lernen, so machte ich mich anheischig, das Stück bis morgen früh zu liefern. Ich begab mich demnach in meine Klause und schrieb ein kleines Schauspiel, welches, die Umstände in Erwägung gezogen, wahrlich nicht so übel ist. — Wenigstens hab' ich manche andere gemacht, zu denen ich mir jahrelang Zeit ließ, und die schlechter sind. Um Mitternacht war ich fertig; nachdem ich es unseren noch um den Theetisch versammelten Freunden vorgelesen, schrieb ich sogleich die Rollen aus, so daß die darin Beschäftigten schon vor Sonnenaufgang Jedweder sein Theil in Händen hatten. Nachmittag wurde es zweimal durchprobirt und um 6 Uhr aufgeführt. Da meine Handschrift von der Art war, daß der Souffleur Mühe gehabt haben würde, sich daraus zu vernehmen, so soufflirte ich selbst. Es ging vortrefflich, auch nicht ein Wörtchen fehlte den Spielenden, und ich wurde ihrer und meiner so sicher, daß ich fast zu souffliren aufhörte und mich der Autormonne des Zuschauens in kontemplativer Spannung hingab. Schon hub der Schlußaustritt an. Stavinskij sollte ihn durch eine lange,

salbungreiche Rede zu Ende führen. Plötzlich verstummte seine Zunge. Ich meinte, das sei eine Kunstpause und blickte staunend zu ihm hinaus. Er blickte fragend zu mir hinab. Die Pause wurde immer länger. Als ich merkte, daß ihm die Worte mangelten, suchte ich sie im Manuskript und konnte sie vor Angst und Schreck nicht mehr finden. Er suchte sich zu helfen, so gut er konnte, ließ das Schlußcouplet eintreten, und der Vorhang fiel zum Erstaunen der Versammlung, welche heut noch nicht weiß, wie eigentlich der Ausgang ihres Festspiels gemeint gewesen.

Der 2. Januar brachte nun auch die erste Nummer der „Deutschen Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater, herausgegeben von Karl Schall und Karl von Holtei.“ Eine „viestimmige Introduction“ überschrieben: „Vor-Urtheile. Vor- und Nachreden. Rath- und andere Schläge“ diente als Prolog. Schall und ich hatten diesen Scherz gemeinschaftlich zusammengereimt, wie denn überhaupt jene Zeit für uns eine Zeit des gemeinschaftlichen Verseschmiedens war. Karl Witte, der nach abgestreiftem Wunderkindthum zur juristischen Fakultät in Breslau versetzt und unser lieber Freund geworden war, brachte den Sonettenraptus unter uns. Baron Baerst, schon durch den geistvollen Schmidt aus Weimar angesteckt, ging mit energischem Willen in die Tollheit ein. Schall wie ich ließen es uns nicht zweimal sagen, und Meyer aus Triest (siehe oben) benützte jede Gelegenheit, uns anzureizen. Wo nur zwei oder drei von uns beisammen saßen, genügte,

daß Einer irgend ein zweifelhafteß Wort aussprach, um die Sonettenfabrikation in Gang zu bringen. „Hast schon die Schlangen gesehen?“ fragte Witte; — und „angen, engen, ingen, ongen, ungen,“ sprach Meyer — und Feder und Papier war zur Hand; aus a und e wurden die Quatrains, aus i, o, u die Terzinen gebildet, und ein Sonett stand da. Neben dem verrücktesten Zeuge gedieh' auf solche Art manches Vortreffliche, zu dessen Erkenntniß freilich eine Gattung von Humor gehört, die vielen, namentlich den vernünftigen Leuten, abzugehen pflegt. Dennoch verspürt' ich in mir einen prickelnden Kitzel, wenigstens eines dieser kleinen Scheusale hier einzuschalten, und besann mich schon seit mehreren Tagen auf eines, welches Baerst, Schall und ich gebaut. Aber wie ich auch sinnen mochte, mein Gedächtniß verließ mich an einigen Stellen, und ich war nicht mehr im Stande, die Terzinen herzustellen. Da erhalt' ich gestern (März 1844, in ganz anderen Angelegenheiten) einen Brief von Baerst, und dieser schickt mir ohne Aufforderung von meiner und ohne nähere Veranlassung von seiner Seite die Abschrift des gesuchten Sonettes, welche ihm gerade zufällig in die Hände gerathen. So mög' es denn hier stehen, und auch, wie es entstand. Baerst, Meyer und ich waren bei Schall. Dieser hatte ein neues Rezept zur Bereitung von Stieselwischse bekommen. Meyer erwischte das Blättchen und schrieb wie rasend: achse, echse, ichse, ochse, uchsel — Natürlich mußte das Feldgeschrei honorirt werden, und das Sonettenbanner ward entfaltet.

„Daß durch Chemie ein glänzend Werk erwachse,  
Rühr' Du zusammen mit behender Fleiß  
Der mystischen Mixturen myst'sche Sechse,  
Dann kann's gebrauchen Preuße, so wie Sachse.

Fischthran, zwei Loth. Fehlt der, nim'm Fett vom Dache.  
Des süßen Syrops dann fünfloth'ge Kleckse.  
Vom Vitriol, so will's die Zauberhege,  
Ein Fünfst! Loth. Das ist die rechte Lage.

Saft 'ner Zitrone träufle in die Büchse,  
Nicht faul, damit das Ganze uns nicht hochse,  
Und ohne, daß der Mißer zögend druckse.

Gebrannter Zahn, — doch nicht vom Fuchs und Luchse —  
Vom Elephas, vier Loth! — Zuletzt, Du Ochse,  
Wasser ein Quart: so wird die Stiefelwichse.“

L. L. v. Laesterhottschai.

Diese Unterschrift war aus den in unsern drei Namen enthaltenen Buchstaben gebildet. Schall und Baerst zusammen, ohne andre Beimischung, hießen St. Erval-lasch. Wie Witte's Name in den unsrigen aufging, weiß ich nicht mehr.

War nun auch die Introduction für die Deutschen Blätter nicht ganz in diesem Genre, so blieb sie doch immer verwunderlich genug und erregte vielerlei spitze Anmerkungen. Uebrigens hatt' ich mir fest vorgenommen, dieses Blatt, welchem ich eine allgemeine Deutsche Verbreitung zu sichern hoffte, durchaus nicht zur Niederlage eigener Versuche zu machen. Außer dem Antheil, den ich an den Einleitungsversen gehabt, enthielt es Nichts von mir. Der Mitarbeiter zählt' ich viele. Wilhelm Müller trat mit seinen schönen Trink- und

Griechen-Liedern, Joh. Gab. Seidl mit seinen Liedern der Nacht, Immermann mit lyrischen Gedichten, Eichendorff mit seinem „Lugenernichte“ und „Krieg den Philistern“ zuerst in meinem Journale auf. Halirsch, Agnes Franz, Contessa, Wilibald Alexis, Michael Beer, Franz Horn, Fr. v. Gaudy, v. Biedenfeld, W. A. Gerle, Halbkart, W. Keller, W. v. Chezy, K. Witte, K. E. Kannegießer\*), Büsching, Fouqué, Raßmann, Lebrün, Bärmann, Castelli und manche Andere waren mehr oder minder thätige Theilnehmer. Auch Friedr. v. Raumer, der Breslau schon mit Berlin vertauscht hatte, sandte bisweilen ein pikantes Artikelehen. Schall that, wie vorauszusetzen stand, gar Nichts dafür. Ich schrieb und beantwortete alle Briefe, las alle Manuscripte, die centnerweise eingingen, und von denen  $\frac{1}{2}$  verworfen werden mußten, stellte die Beiträge zusammen, machte die Korrekturen — und hatte außerdem noch die Freude, sämtliche Honorare zu zahlen. Dabei aber mußte ich Schall's Redaktion unausgesetzt loben hören — und gelobt lesen, was mir jedoch weiter keinen Gram verursachte. Schall war unaussprechlich komisch, wenn er in meiner Gegenwart Lobsprüche über sein unsichtiges Arrangement der Blätter, die er vor

---

\*) Karl Ludwig Kannegießer, ein fruchtbarer Dichter und anerkannter Uebersetzer italienischer Meister, wird noch immer bisweilen mit Peter Fried. Kannegießer, meinem in den ersten Bänden oft erwähnten Lehrer, verwechselt.

ihrem öffentlichen Erscheinen mit keinem Auge gesehen, empfang und entgegennahm. Er wußte, daß ich nicht hineinreden würde, und so ging's. Wohl einsehend, daß er meinen Opfern und seinem Namen, der auf dem Titel prangte, doch Etwas schuldig sei, vertröstete er mich auf den Abdruck seiner „Vorträge über Shakespeare,“ die er zur Hebung der immer mehr sinkenden Finanzen angekündigt und während des Winters auch wirklich vor einem zahlreichen Auditorium begonnen. Aber weil er von einem Sonntage zum andern, was er vortragen wollte, immer erst zurecht machen mußte und mit seiner Aufgabe am Sonnabend gewöhnlich noch im Reste war, so trugen diese fragmentarischen Arbeiten, wenn sie sich — von ihm — gesprochen schon recht hübsch ausnahmen, doch zu sehr das Gepräge der Flüchtigkeit, um gedruckt der Lesewelt vorgelegt zu werden. An ein nachträgliches Ausführen war bei ihm nicht zu denken. Ich hatte den Verkauf seiner Abonnementskarten betrieben und etwa 150 Friedrichsd'or für ihn eingenommen. Aber dieses kleine Goldhäufchen zerrann, als es erst aus meinen Händen war, in den seinigen wie Butter an der Sommer Sonne, und während er über seiner zweiten Vorlesung schrieb, war jede Spur des Ertrages für alle zwölf schon verschwunden. Eines Sonntags (am 26. Jan.), wo er eben über „Romeo und Julie“ gesprochen, war dieses Trauerspiel für den Abend im Theater angekündigt. Steffens, der sich wenig um's Theater bekümmerte, hatte mich beauftragt, ihm zu sagen, wenn es wieder gegeben würde,

weil er Louise, seine Frau Gevatterin, als Julie — die sie anmuthsvoll und innig gab — sehen wollte. Als Schall geendet hatte und wir aus der Vorlesung gehen wollten erinnerte ich ihn daran. Nun erfreuten wir uns in jenem Januar — (es war der berühmte Winter, den der unglückliche Berliner Wetterprophet als einen vorzugsweise milden angekündigt) — einer Kaiserlich Sibirischen Kälte, und gerade am 26ten lag eine Zobeljagd näher, als Romeo's Liebesgeflüster zum italienischen Balkone hinauf. Seid ihr rasend? rief Steffens. Heute? Soll die Frau im Sarge wirklich todt liegen bleiben?? Der dramaturgische Direktor, Baron Forkade, war im Saale. Auf diesen stürzte Steffens los und drohte ihm mit Fluch und Schande, wenn er nicht augenblicklich eine Aenderung trafe. Der arme Baron ward so eingeschüchtert, daß er gehorchte, und Shakespeare's Liebesdrama wurde glücklich vertagt. — (Das alte Breslauer Theater vertrug kein anderes Feuer in seinen Räumen, als das der Kunst. Ich bin, als ich noch engagirt war, einmal so steif gefroren, daß ich nicht empfand, ob der Schneibergchülse mir die Schuhe schon abgezogen.) —

---

Zwei Jahre unseres Breslauer Engagements waren beinahe verflossen; schon nahte das zweite seinem Ende, und wir hatten bereits einen neuen Vertrag, durch welchen ich auch als Mitglied der Regie einen Platz in den Direktions-Conferenzen erhielt, auf die Dauer von drei folgenden Jahren und mit bedeutender Gehaltszulage

unterzeichnet. Eine größere, stattliche Wohnung war gemiethet und hübsch eingerichtet, unsere „Mannschaft“ wuchs täglich, in den besten Häusern waren wir heimisch und gern gesehen, Louise schien „das Kind der Stadt,“ und sogar der feierlich-ernste „akademische Zirkel,“ dessen Statuten die Schauspieler ausschlossen, machte zu unsern Gunsten eine noch nicht dagewesene Ausnahme und verlieh uns die Ehren seiner Mitgliedschaft. Louise's Pflegemutter, in der festen Ueberzeugung, daß wir in Breslau leben und sterben würden, baute sich ein schönes Haus und pflanzte sich einen reizenden Garten an. „Die Deutschen Blätter“ prosperirten, wie man es nur von einer eben entstehenden Zeitschrift wünschen kann, und ohne fabelhafte Hoffnungen zu hegen, ließ sich erwarten, daß sie schon im nächsten Jahre rentiren würden. Mein Verhältniß zum dramaturgischen Director hatte sich nach einigen ausgleichenden Erörterungen, die dem neuen Contractabschluß vorangingen, auch wieder günstig gestellt. Kurz, es blieb Nichts zu wünschen, und da ich meine Redaktionsführung so geordnet hatte, daß sie mir verhältnißmäßig wenig Zeit raubte, so konnte ich mit eifrigem Fleiß an den Entwurf und die Ausarbeitung größerer dramatischer Arbeiten mich wagen. Da kam ein Hund, der warf Alles über den Haufen. Dieser Hund war nicht etwa ein Mensch, ein neidischer, heimtückischer Störenfried — nein, es war ein wirklicher vierbeiniger Hund, ein Bulldogg noch dazu. Ich bitte um Geduld für eine umständliche Erzählung. Sie ist unerläßlich. —



Die große brillante Kunstreitergesellschaft des Herrn Tourniaire weilte längere Zeit in Breslau. Ich, mit einigen meiner jüngeren Freunde, gehörte zu den eifrigsten Besuchern ihrer ergößlichen Vorstellungen und wurde sehr bald ein Günstling des übrigens gegen alle Menschen unfreundlichen, groben und brummigen Papa Tourniaire, der oft geneigt schien, die Zuschauer mit dem Scepter zu beherrschen, den er bei Regierung seines monarchischen Staates zu schwingen pflegte, — ich meine die große Stallpeitsche, — für mich aber stets ein mildes Lächeln und die Einladung: *allons prendre un verre de Ponche!* in Bereitschaft hielt. Er war zugleich ein begeisterter Verehrer meiner Frau, besuchte so oft es ihm möglich das Schauspiel, wenn sie auftrat, und sagte mir dann stets in seinem etwas corrumpirten Französisch: *ah, voilà la seule actrice allemande, qui joue „à ma fantaisie.“* Bei seiner Truppe befand sich eine Frau, deren Wuchs, Gestalt und Haltung über allen Ausdruck edel und fast erhaben war. Wenn „Sophie“ im Römischen Kostüm auf dem Pferde stand und, ohne Sprünge oder unweibliche Kapriolen zu machen, nur die einfachsten Stellungen malerisch zur Schau gab, so war das ein Anblick, der weder den guten Geschmack verletzte, noch, nicht im Geringsten herausfordernde Nebengedanken erweckend, den Anstand beleidigen wollte. Das wahrhaft Schöne kann niemals unschicklich sein. Ich war mit Sophie in so weit bekannt geworden, als wir uns am Ein- und Ausgange grüßten, ein artiges Wort wechselten, wenn wir uns begegneten, und einige Kom-

plimente austauschten, die meinerseits ihrem Erscheinen in der Manège, ihrerseits dem Spiele meiner Frau galten, indem sie jeden Dialog mit der Phrase: oh quel talent, que Madame Holtei! krönte. Ich sah hundertmal, wie Hunderte unserer Elegants mit und ohne Bart sich ihr ausdringlich oder bescheiden zu nähern suchten, und wie sie Einen um den Andern auf eine Weise abtrumpfte, die ihm die Lust verleidete, wiederzukehren. Mich und meine bescheidene Erscheinung mit jenen Rittern der Mode vergleichend, hätt' es mir niemals einfallen können, von ihr mit anderen als gleichgültigen Augen angesehen zu werden, und ich mochte ebenso leicht auf den Thron von China rechnen, als auf einen Platz in Sophien's Gunst. Deshalb machten auch die heimlichen Neckereien, die meine Gefährten mir hinwarfen, und die Behauptung Kerkow's, daß die „klassische Reiterin“ mich auszeichne, keinen Eindruck auf mich, und ich ging meines Weges ruhig fort. Eines Abends sagte mir der Stallmeister: wir werden heute nach der Vorstellung einen neuen Feuerhund probiren; wollen Sie das mit ansehen? — (Jetzt komm' ich auf den Hund.) — Ich blieb. Die Zuschauer hatten sich verlaufen, und ich stand mit meinen Freunden in dem großen, fast dunklen Raume. Der mittlere Kronleuchter wurde herabgelassen, mit geladenen Kartouchen bewaffnet, inmitten derselben war ein Bündel grauer Lappen befestigt, und auf diese wurde nun der Hund geheßt, damit er sich fest verbeißen und dann, wenn die Kartouchen angezündet und der Leuchter wieder emporgezogen wäre, hoch oben im vollen

Feuer hängen sollte. Während der langwierigen Voranstalten zu dieser Feuertaufe hört' ich neben mir Etwas rauschen; ich blickte links und sah, in Shawls und Tücher verhummt, Sophien, die ich längst zu Hause wähnte. Sie redete mich leise flüsternd in Deutschen Worten, die sie nur mühsam Silbe nach Silbe vorzählte, an. Auf meine Frage, warum sie sich diese Mühe mache, entgegnete sie: weil Sie keine andere Sprache verstehen wollen.

Ich kann unser Gespräch nicht vollständig wiedergeben. Mir war so seltsam zu Muth — nicht nur der Kronleuchter, die Raketen, der Hund — die ganze Manège schien sich mit mir und um mich zu drehen. Endlich verkündete das Geschrei der Knechte, daß der Hund gebissen habe! Die Feuerröhren sprühten, die Krone hob sich, der Hund hing fest in der Höhe, der Funken nicht achtend, die ihm das Fell versengten, — und in diesem Augenblicke fühlt' ich Sophien's Hand auf meinem linken Arme, mit einem Druck so kräftig, daß es schmerzte; sie sah mich zornig an, murmelte: wenn ich dürste, möcht' ich Sie „empoigner,“ wie der Hund da — Um mich zu erwürgen? fragt' ich mit erzwungenem Scherze. — *Peut être!* sagte sie, ging und ließ mich stehen.

— Na, lächelt mein junger Leser, jetzt wollen wir sehen, das wird eine schöne Geschichte werden. — Nein, Du bist im Irrthum. Es wird freilich eine „schöne Geschichte,“ aber in anderem Sinne, als Du zu erwarten scheinst. Von jenem Abende bestand allerdings, das

will ich nicht leugnen, zwischen Sophien und mir ein Verhältniß. Aber worin bestand es? Nur in den Zeichen der Vertraulichkeit, die vor dem Angesichte des versammelten Publikums gegeben werden konnten. Sie hielt ihr Pferd, wenn die Diener Etwas ordnen oder ändern sollten, stets auf dem Platze an, wo ich an der Barrière stand; sie murmelte mit kaum bewegten Lippen, die Augen zu Boden geschlagen, ein kaum vernehmbares: *je t'aime!* gab dann ihrem Rosse die Peitsche und sprengte davon, mir erst einen Blick zuwerfend, wenn sie fern war. — Darin bestand es! —

Und damit war ich zufrieden? — Im Anfang wohl, denn, offen gestanden, ich fürchtete mich vor ihr, wie sehr sie mich auch entzückte. Aber zuletzt siegte doch Eitelkeit über Furcht. Sie muß Dich ja für einen Klotz halten, sagt' ich mir, und sie kann doch nicht mehr thun, als sie gethan! Jetzt ist's an Dir! Jedesmal, wenn ich sie unter dem Jubelgeschrei der Menge ihren Kreislauf vollenden sah, nahm ich mir vor, heute sprichst Du! Und jedesmal, wenn ich mich ihr zu nahen suchte, hatte sie Jemand in ihrer Umgebung und machte es mir offenbar mit Absicht unmöglich, zu sagen, was ich wollte. Da schrieb ich denn: Wenn sie mir nicht an dem und dem Abende an dem und dem Orte eine Zusammenkunft gestatte, so würd' ich von morgen an die Reitbahn nicht mehr besuchen. Zum Zeichen der Gewährung sollte sie morgen, wenn sie das erste Mal im Circus anhielte, ein Tuch von einem Diener begehren.

Als das Tuch ihr überreicht wurde und sie es nahm,

sagte ein neben mir stehender Herr zu seinem Nachbar: man sollte glauben, sie hätte sich dieses Tuch bringen lassen, um uns damit zuzuwinken. Diese Worte trugen eben nicht dazu bei, den Sturm in meinem Innern zu beschwichtigen. Am festgesetzten Abend fand ich mich an dem bestimmten Orte ein. Es war das Haus, wo die Reitertruppe kasernirte, und wo Sophie mit ihrer Familie wohnte. Ich hatte für unsere Zusammenkunft den kleinen Vorflur angegeben, der im oberen Stockwerke zu einem großen und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten benützten Saale führte. Kerkow hielt, in seinen Reitermantel und in tiefe Nacht gehüllt, im Hofraum Wache. Ich tappte mich durch die Finsterniß mühsam hinauf, wo Sophie vor Frost klappernd meiner schon harrete. Vergessen waren in diesem Augenblicke die ausführlichen Aareben, die ich mir sorgfältig vorbereitet. Ich umarmte sie schweigend, und sie ließ mich schweigend gewähren, hingebend, wie ein schwaches, willenloses Mädchen. Plötzlich empfand ich ein Zucken in ihren Gliedern, und mit unglaublicher Körperkraft mich überwältigend, machte sie sich von mir los. Und nun redete sie mich französisch an: „Sie sehen, ich bin stärker als Sie, und vermag mich zu wehren. Aber ich will es nicht thun; ich will thun, was Sie wollen, wie ich auch, weil Sie es wollten, hierher gekommen bin. Nur Eines mögen Sie bedenken. Ich liebe Sie, aus Liebe — (je vous aime, d’amour! dieser Ausdruck läßt sich Deutsch nicht geben) — aber eben deshalb möcht’ ich nicht, daß Sie mich verachteten. Sie haben die Wahl. Verlassen

Sie mich jetzt, so werd' ich an Sie denken, wie an einen wahren Freund, und Sie an mich, wie an eine achtungswerthe Frau. Unsere Liebe wird in unserer Erinnerung leben, wie ein „erster Maitag.“ Wo nicht, — eh bien, je suis toute à vous! — wenn Sie nichts Anderes kennen! Sie werden mir dann eben nur ein Mann sein, wie schon Manche, die ich gern wieder vergaß, und ich werde für Sie zu den „letzten der Frauen“ gehören. Wenn das Sie glücklich machen kann“ — — Hier brach sie in Thränen aus und warf sich an meinen Hals. — Wir küßten uns die Thränen aus den Augen, und ich versprach, ihr zu gehorchen. Aber trotz aller Versprechungen ging ich nicht und entdeckte immer neue Thränen-spuren. Da rasselte Kerkow's Säbel von unten herauf. Das war ein Zeichen, daß die Herren Bereiter vom Gastgelage, welches ein Weinkaufmann ihnen gegeben, heimgekehrt waren. Wir schieden. „Liebe Deine Frau und denke an mich!“ mit diesen Worten schlüpfte sie über die Treppe in ihre Behausung, und nachdem ich dort die Thüre schließen höre, verließ auch ich jene Stelle, aber nur zögernd, als ob noch Etwas zu erwarten wäre! Seit jenem Abende hab' ich Sophien nicht mehr ohne Zeugen gesprochen.

Ihr Mann war ein eitler, vielschwäzender und wenig sagender Franzose, ein guter Seiltänzer, guter Gatte und noch besserer Hauswirth, er tanzte, sparte und — erzählte, das war sein Leben. So erzählte er mir denn auch mit großem Aufwande von pantomimischen Actionen von den Erfolgen, die er durch Einübung

verschiedener Spektakel-Pantomimen auf mehreren Theatern, namentlich in Wien, hervorgebracht. Wenn und ein Deutscher Seiltänzer den Scenenbau einer solchen theatralischen Handlung im Gespräche deutlich machen wollte, würden wir Mühe haben, seinen Beschreibungen zu folgen. Der Franzose machte das so klar, spielte mir, indem er sie nannte, die einzelnen Charaktere, komische wie ernste, anschaulich vor und brachte mich, der ich in dieser Gattung noch Nichts gesehen hatte, sehr bald dahin, seinen Paraden eine poetische Seite abzusehen, die sie doch wahrlich nicht haben. Nun war unglücklicherweise kurze Zeit vorher auf unserer Bühne ein Harlekins-Schwank mit all' seinen alten, abgedroschenen, in Breslau aber ganz fremden Farcen und Gemeinheiten gegeben und, — weil wir keine Tänzer hatten, — von den recitirenden Schauspielern bereitwilligst eingeübt, auch ganz nett ausgeführt worden. Hatte dieser schon gute Rasse gemacht, — wie viel bessere, meint' ich, müsse die Pantomime machen, die theilweise auf vier Füßen einherstolzirte. Die Gelegenheit schien um so günstiger, als Sophien's Themann ohnedies Willens war, sich bei der nahe bevorstehenden Abreise von der Tourniaire'schen Truppe zu trennen und auf eigene Hand ein Geschäft zu etabliren. Ich theilte meinen Vorschlag der Direktion mit. Diese, schon seit einigen Monaten durch geringere Einnahmen\*) beängstigt, fand den Gedanken, das

---

\*) Noch ist zu erwähnen, daß die Direktion für ähnliche Zwecke mit der Tänzer- und Springer-Gesellschaft Kobler bereits Unterhand-

Publikum bei herannahendem Sommer mit Pferden in's Theater zu ziehen, ganz annehmbar; die Bewilligung des „Aususses“, eines mystischen, aus sieben Aktionairs bestehenden geheimen Obertribunals, wurde eingeholt und mir, — nachdem man sich erst durch Sachverständige überzeugt, die Bühne sei fest genug, um Pferde zu tragen, — der Auftrag erteilt, die Unterhandlungen einzuleiten und resp. abzuschließen. Das ging seinen raschen Gang. Die größere Hälfte der Reitertruppe verließ Breslau, die kleinere Zahl blieb zurück, richtete sich ein, kaufte Futtermittel, und schon stand auf dem Repertoire der Tag verzeichnet, wo die erste Arrangements-Probe beginnen sollte. Von unsern Schauspielern war auf vier oder fünf zur Mitwirkung gerechnet; zunächst auf Schmella, dem der komische Hauptpart zugebach war, wie er denn schon in der Fasnachtspantomime die ergößlichsten und wunderbarsten Sprünge geleistet hatte. Desto unerwarteter kam mir seine durch Baron Forkade an mich gebrachte Weigerung, die mir mit dem Bemerkten insinuiert wurde, ich möge mich doch bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Fest überzeugt, daß dieses mir gelingen müsse, war ich nicht wenig erschreckt, aus seinen verlegenen Entschuldigungen herauszuhören, wie keinesweges eigene hypochondrische Komikerlaune, sondern vielmehr die Stimme der übrigen Schauspieler aus ihm sprach,

---

lungen eingeleitet, die Ankunft dieser Leute sich aber wider Erwarten verzögert hatte.



die es unter ihrer Würde fanden, mit Seiltänzern und Kunstreitern in Gemeinschaft auf die Bühne zu treten. Schmeltz war ein viel zu wandelbarer Mensch, als daß ich ihn nicht sehr leicht hätte umstimmen sollen. Die Versicherung, die ich ihm gab, daß meine Frau bereit sei, auch eine Rolle zu übernehmen, genügte, ihm das erneuerte Versprechen abzugewinnen, er wolle die ihm zugedachte nicht ablehnen! Auf diese Weise der beiden Hauptpersonen gewiß, glaubt' ich es auch der übrigen sein zu können. Aber ebenso rasch, wie er sich durch mich bewegen lassen, ließ er sich wieder durch seine Kollegen bewegen, und am nächsten Tage sagt' er mir bedauernd, er müsse sein Versprechen zurücknehmen. Ich erfuhr nun, daß die Mitglieder des Theaters — (natürlich wenn ich fern war) — einen Bund geschlossen und sich gegenseitig verpflichtet hatten, keinen Theil an den neuen Pantomimen zu nehmen. Auf meine deshalb an die Direktoren gerichtete Frage, „wie sie sich dabei benehmen wollten,“ zuckten sie verlegen die Achseln, und auf meine zweite Frage, „wie wir die Ansprüche der bereits engagirten Reiter und Springer befriedigen würden,“ zuckten sie noch verlegener. Nun riß mir die Geduld. Ich eilte zu Sophien's Garten und trug diesem mit möglichster Schonung vor, welche Schwierigkeiten seinen Darstellungen sich entgegensetzten, wobei ich mich bereit erklärte, in dem Entschädigungsprozesse, den er gegen die Direktion anhängig machen wolle, rücksichtslos als Zeuge für sein gutes Recht aufzutreten. Wie sehr muß' ich erstaunen, als der von unsern Mimen

so tief verachtete und geringgeschätzte Seiltänzer mit vollkommener Ruhe erwiderte: wenn die Herren Schauspieler zu stolz wären, mit ihm aufzutreten, so sei er zu stolz, sich irgendwie aufdrängen zu wollen. — Er bezahlte seine Wohnung, verkaufte seinen Hafer, packte seine Sachen und reisete, ohne nur die Idee einer Entschädigung anzusprechen, augenblicklich ab. Darauf war ich am allerwenigsten vorbereitet. Ich hatte, seine Geldgier kennend, auf die unangenehmsten Verwickelungen mich gefaßt gemacht. Jetzt schien mir der Mann in seiner Art erhaben, und ich sah mich geneigt, ihn und sein nobles Benehmen im Geiste mit Manchen von Denen zu vergleichen, die ihn ihrer edlen Nähe unwürdig hielten. Auch ärgerte ich mich sehr über das wirklich feige und inconsequente Benehmen der Direktion. Und in diesem Aerger schrieb ich einen unüberlegten Aufsatz nieder, den ich Schall's Händen übergab, und den Schall, wohl mehr die Leser seiner politischen Zeitung und deren Amusement, als mich und mein Schicksal im Auge, unverändert abdrucken ließ. In diesem Aufsatze theilt ich dem Publikum die Thatsachen mit und durchwebte ihn mit mancherlei Anzüglichkeiten. Der Hauptpunkt war, daß ein guter Seiltänzer mehr werth sei, als ein schlechter Schauspieler, und daß die letzteren den Triumph nicht feiern würden, ihren Willen gegen die Direktion behauptet zu haben, wäre diese nicht zu nachsichtig und schwach gewesen. Die letzten Zeilen des Aufsatzes lauteten:

„Heil der Oeffentlichkeit! Was bei dunklem Lampen-  
 „schimmer hinter düst'ren Couliſſen besprochen ward,  
 „zieht sie an's hellere Licht und beurtheilt es  
 „schonungs- und parteilos. Aber schlimm genug,  
 „wenn es nöthig wird, an sie zu appelliren. Oder  
 „auch nicht schlimm, oder in diesem Falle vor-  
 „trefflich! Denn auf welcher hohen Stufe der vollen-  
 „deten Bildung muß ein Theater stehen, dessen  
 „Mitglieder sich weigern, mit einem Seiltänzer  
 „aufzutreten? Nicht wahr, Ihr Herren Tadeln unserer  
 „Bühne, jetzt werdet Ihr verstummen? Ich thu' es  
 „nun auch, wenigstens für heute!“

Der Lärm, den dieser Aufsatz und ein sehr bald  
 darauf folgender zweiter verbreitete, war so groß, daß er  
 mich verwirrte. Die Schauspieler schrien Zeter und  
 rannten wie besessen durch die Stadt, um Recht und  
 Hilfe zu suchen. Durch ein sehr einfaches Verfahren,  
 welches bei literarischen Streitigkeiten auch nicht selten  
 mit Vortheil angewendet wird, durch das Weglassen  
 zweier Worte bemühten sie sich, meine Aufsätze anrüchig  
 zu machen. Ich hatte sagen wollen und gesagt: ein  
 guter Seiltänzer sei mir lieber, als ein schlechter  
 Schauspieler. Sie lasen: ein Seiltänzer stehe mir höher  
 als ein Schauspieler! Und daran knüpften sie ihr Wehe-  
 geschrei. Aber, erstaunlich, Breslau ging nicht darauf  
 ein. Breslau, mein liebes, gutes Breslau, dem all' und  
 jede Gelegenheit willkommen gewesen, mich zu verfezern,  
 und gegen welches ich leider mit solchen Gelegenheiten  
 nie sparsam war; Breslau, das ich eigentlich ein Bis-

hen im Verdacht hielt (und nicht mit Unrecht), es steigere die Begeisterung für meine Frau in dem Grade, als ihr Mann dadurch in den Schatten gestellt werde; Breslau nahm in dieser Angelegenheit, wo ich doch gewiß dumme Streiche gemacht hatte, so entschieden meine Partei, daß mit Ausnahme einiger zum Theater gehöriger und mit Theater-Personen nah' verkehrender Leute, und mit Ausnahme derjenigen Aktionairs, die zum „Ausfluß“ zählten, Alles gegen die Schauspieler war. Diese konnten trotz ihrer Bemühungen anfänglich nicht einmal einen Stribenten finden, der für sie wider mich aufgetreten wäre. Meine Hauptgegner: Herr Schöne, auch Redakteur eines Journals, sprach in diesem für mich, und Dr. Grattenauer sandte mir folgende Zeilen:

„Die Stadtklättscher wollen wissen, daß ich wider  
 „den von Em. in der letzten Zeitung bekannt gemach-  
 „ten vortrefflichen Aufsatz schreibe oder schreiben  
 „werde. Ich erkläre dies hiermit für Lüge und  
 „Verleumdung. In dem Aufsatz ist die Wahrheit  
 „zu meiner und aller verständigen, gebildeten Men-  
 „schen Freude mit gehörigem Nachdruck u. u. Herr  
 „Schmelka hat mich zwar zu einer Schreibung  
 „gegen Sie aufgefordert, ich habe die Aufforderung  
 „aber mit der entschiedensten Mißbilligung abge-  
 „wiesen und werde nicht eine Zeile gegen meine  
 „Ueberzeugung schreiben.“

Männer, die mich sonst über die Achsel angesehen, traten mir entgegen, um mich zu beloben, und wo ich

mich sehen ließ, empfing ich Glückwünsche. Was ich eben im Allgemeinen aussprach, war nicht etwa Theilnahme für mich, — so thöricht bin ich schon damals nicht gewesen, diese zu erwarten, — es war der Haß gegen die Schauspielerwelt; bei literarisch gebildeten oder sonst freisinnigen Personen hervorgerufen durch die dunkelhafte Unmaßung und Komöbianterei, in welcher die Coulissenhelden einherstolziren; bei den Philistern aber hervorgerufen durch berechnenden Neid, welcher die Gaulelei zu theuer bezahlt findet. Und mocht' ich in der Form noch so sehr gefehlt haben, in der Sache hatt' ich gewiß Recht, eben so sehr gegen die rathlose Direktion, als gegen die Schauspielergesellschaft, welche obenein gerade damals recht schwach war und, mit einigen Ausnahmen, weder bedeutende Talente noch ausgezeichnete Persönlichkeiten enthielt. Unter den letzteren befand sich ein Mann von anerkanntem Werthe und gebiegenen Kenntnissen; ein Mann, der es gewiß nicht verdiente, mit anderen meiner Gegner in einen Topf geworfen zu werden, und dem dennoch, wie die Dinge standen oder eigentlich lagen, nichts Anderes übrig blieb, als sich dem Bündniß wider mich anzuschließen, woraus denn auch hervorging, daß er sich geistig an die Spitze stellen mußte. Schon damals mit dem Gedanken vertraut und dafür arbeitend, daß er die Bühne verlassen und seiner musikalischen gründlichen Gelehrsamkeit den nützlichen Wirkungskreis anweisen wollte, den er sich auch bald nachher errang, und den er bis an seinen Tod thätig und ehrenvoll behauptet, war es ihm wohl nicht ange-

nehm, gegen Schall, mich und viele unserer Freunde, welche eben auch die seinigen waren, die Fahne des Streites zu schwingen. Aber da wir leichtsinnig versäumt hatten, ihn durch sondernde Erwähnung außerhalb des Treffens zu stellen, konnt' er nicht davon bleiben. Ihm nur gelang es — muß ich erst aussprechen, daß ich von Mosewius rede? — endlich auch eine würdige Feder in Bewegung zu setzen, welche die Sache der Poesie gegen die Prosa, die Rechte der Schauspielkunst und ihrer Priester gegen Pantomimenskandal und Pferdeknechte führte. Professor Brarisch ließ sich dazu bereit finden. Aber in seiner logischen und philosophischen Schärfe schrieb er eine Abhandlung, die vielleicht zu tief einging, um populär zu werden, und die, weil fast Niemand sie las, wirkungslos bleiben mußte. Was die Publicität anlangt, so stand der Sieg auf meiner Seite und ward mir nicht entzissen. Anders gestalteten sich die Verhältnisse zum Theater, dessen Beamter ich doch einmal war. Die Schauspieler\*) reichten bei der Direktion eine Klage gegen mich ein. Die Direktion erklärte sich für inkompetent, weil sie selbst Partei sei und selbst klagen wolle. Schauspieler und Direktion verklagten mich bei'm „Aus-

---

\*) Ich habe zu erwähnen, daß während dieser Händel Stabinsky auf einer Kunstreise abwesend war. Nur seine Abwesenheit führte den Ausbruch herbei. Bei seiner Gegenwart hätte sich Alles anders gewendet, und er als Regisseur unbedenklich durch sein Beispiel den Rücktritt der Uebrigen unmöglich gemacht. Er war von derlei theatralischen Abwechselungen ein Freund und stand auch im guten Einvernehmen mit unsern Meistern und Tänzern.

schuß der Herren Theater-Aktionair's"; Erstere, weil ich das Publikum gegen sie aufgeregt und den Kredit der Anstalt gefährdet; Letztere, weil ich sie nachsichtig und schwach genannt. Der Ausschuß ließ — unglaublich, aber wahr! — mir diese Klage im „Auszuge“ zukommen und verlangte meine Vertheidigung. Hätt' ich mich nun zu einem Advokaten begeben und diesen ganz einfach in meinem Namen erwiedern lassen, so würde unter strenger Beobachtung juristischer Formen evident erwiesen worden sein, daß die sogenannten Theatergesetze, auf die ich als Theaterdichter und Secretair kontraktlich hingewiesen war, „nur in so fern dieselben auf meine Stellung Anwendung finden könnten,“ mich nicht so enge banden, wie Einen, der ihnen als Schauspieler total unterworfen war, und man hätte mir endlich Nichts thun, als mich mit einer Ordnungsstrafe belegen können. Ich aber, den der Hafer stach, — (der Hafer vielleicht, welchen die abreisenden Reiter verkaufen müssen) — verfaßte meine Vertheidigungsschrift selbst, und war der animus iniuriandi in den Zeitungsaufsätzen etwa zweifelhaft geblieben, so trat er in jener unseligen Vertheidigung desto deutlicher hervor. Sie war, ich muß es bekennen, ein Muster von Inkonsequenz, Widerspruch — und Grobheit, obschon nicht gerade schlecht geschrieben. Der Ausschuß dekretirte sofort in einem Erlaß vom 6. Mai meine „zur Erhaltung der nothwendigen Ordnung“ erforderliche augenblickliche Entlassung. Juristische Freunde meinten, dazu hätte derselbe kein Recht, und ich solle das meinige weiter suchen. Doch darum war es mir nicht zu thun.

In mir tobten die wildesten Stürme! Ich wollte mich nicht demüthigen, wollte keine halbe Versöhnung. Meine Frau, so sehr sie ihre Häuslichkeit und ihre Kinder liebte, so sanft sie war, so innig sie Frieden und Ruhe wünschte, auch sie war aus ihrer stillen Bahn getreten; auch sie, die lammfromme, taubenmilde, war von Zorn erfüllt, denn die niedrige Gemeinheit mehrerer, ja vieler Theatermitglieder hatte ihr entgelten lassen, was ich doch nur allein verschuldet haben konnte. Es war ein Schurke darauf gesetzt worden, wenn Jemand während der Proben oder Vorstellungen mit ihr ein Wort wechselte, und unser guter Remie, der seit jener Zeit, wo er, als ich Breslau verließ, meine Zelle bezogen, fest und treu an mir hing, war der Einzige, der es (unter der Maske seines Amtes als Inspektor) noch wagte, sich ihr zu nähern. Ich nahm also die mir zugesandte Entlassung dankbarlichst an, und auf das Blatt, welches meine Erklärung enthielt, schrieb Louise noch in kurzen, klaren Worten die übrige: daß, nachdem mein Kontrakt auf solche Weise gelöst sei, auch der übrige, der nur in Gemeinschaft mit jenem abgeschlossen, nicht ferner gelten könne, und daß sie sich ihrer Verpflichtungen, auf der Breslauer Bühne zu erscheinen, von heute an für frei und ledig erkläre. Diesem dünnen Briefchen war ein dickes, sehr dickes Packet von Rollen beigelegt.

Wir ist unbekannt, ob die Herren diesen Ausgang erwartet hatten. Hatten sie es nicht, so muß man ihr Benehmen gegen mich unüberlegt nennen; waren sie jedoch darauf vorbereitet, dann hätten sie auch sogleich



geeignete Vorbereitungen in ihrem Interesse treffen, das Publikum ihrerseits anreden und sich vor dem Ausbruch öffentlichen Unwillens sicher stellen sollen. Das aber versäumten sie. Und so erhob sich denn schon nach wenigen Tagen, als der Abgang Louisen's bekannt worden war, ein furchtbarer Tumult, der, wie höchst wahrscheinlich ist, von unseren näheren Bekannten heimlich angeregt, jedoch von unzähligen, und ganz Fremden ausgeführt, Abend für Abend das Schauspielhaus erfüllte und dann am Uergsten ausbrach, sobald sich eine andere Schauspielerin in einer bisher von meiner Frau gespielten Rolle zeigte. Der „Auschuß“ sah sich schon am 11ten genöthigt, eine gedruckte Versicherung zu verbreiten, „daß die laut ausgesprochenen Wünsche ihm eine angenehme (!?) Veranlassung geben“ 2c. — Das war aber nur ein blauer Dunst, den man dem Publikum vormachte, denn die an uns erlassene Aufforderung enthielt weiter Nichts, als den Vorschlag: meine Frau möge wieder und zwar mit einjährigem Kontrakt in ihr Engagement eintreten; — von mir war gar nicht die Rede. Natürlich wiesen wir diesen Antrag augenblicklich zurück mit aller nur denkbaren Verbheit, die nun wirklich an ihrer Stelle war, weil der Auschuß (offenbar unter sich uneinig) hin und her schwankte und gegen mich vollkommen ungerecht wurde. Mein Rechtsfreund schlug in meinem Namen eine Zusammenkunft sämmtlicher Auschuß- und Directions-Mitglieder vor, damit mündlich und in meiner Gegenwart besprochen werden könne, welche Wendung der Sache, für beide Theile günstig, zu geben sei. Dieser

in jedes besonnenen Menschen Augen höchst praktische Vorschlag ward zurückgewiesen — und zu derselben Zeit den Theaterfreunden weiß gemacht, man thue Alles, um ihre Wünsche zu erfüllen. Das führte zur Erbitterung, und am Ende hörten auf beiden Seiten Vernunft und Billigkeit zu reden auf. Der Zustand wurde unerträglich. Der größte Theil des Publikums konnte nicht begreifen, und ich selbst hab' es erst nicht begreifen können, was den Ausschuß, dessen Präses ein gebildeter, loyaler und höchst wohlwollender Mann war, zu solchen Extremitäten antrieb. Später ist es mir wohl deutlich geworden. Der Plan, die Theaterführung nicht mehr durch eine aus der Mitte der Aktionairs erwählte Direction leiten, sondern das ganze Geschäft verpachten zu wollen, war durch die innere Zerrüttung der Finanzen erregt und bereits im Stillen vorbereitet. Meine Frau und ich hatten einen dreijährigen Kontrakt. Die Wiederherstellung desselben, worauf wir zunächst bestanden, wäre den Pacht-Abichten höchst hinderlich gewesen. Deshalb opferte man das zunächst liegende Interesse dem künftigen auf, und die Vertreter des Aktien-Vereines ließen lieber das Parterre trommeln, pfeifen und schimpfen, als daß sie durch einen erneuerten Kontrakt von so langer Dauer sich gegen uns und gegen einen Pächter schwer abzuwickelnde Verpflichtungen auflegen wollten, von denen meine Festigkeit sie so glücklich und unerwartet befreit hatte. In der letzten Zuschrift, welche der Ausschuß an mich erließ, und die sehr flug und umsichtig abgefaßt ist, war dies denn auch offenkundig

ausgesprochen, und der Vorschlag, meine Frau möge wieder auftreten, unter den nämlichen unannehmbaren Bedingungen wiederholt. Darauf schrieb sie denn, — und dieses Schreiben schloß die Akten, — „Es ist dem „Charakter meines Mannes ebenso zuwider, sich dem „hiesigen Theater aufdringen zu wollen, als es mir „unmöglich ist, eine Bühne wieder zu betreten, von der „mein Mann unrechtmäßig entlassen worden ist. Ich „verlasse das hiesige Theater und dessen Administration „mit ebenso leichtem Herzen, als ich Breslau und seine „Bewohner mit schwerem Herzen verlasse.“

Die Unruhen im Theater dauerten fort und wiederholten sich bei jeder Gelegenheit. Ich konnte es nicht vermeiden, von Vielen, sogar solchen, die uns recht wohl wollten, als der Urheber derselben angesehen zu werden, und wäre gern sogleich von Breslau aufgebrochen, wenn nicht hundert Bande uns gehalten hätten. Unsere neue Wohnung war, mit dem nun umgestürzten Theaterkontrakt correspondirend, auf drei Jahre gemiethet, die Deutschen Blätter und ihre wachsende Entfaltung nahmen die thätige Gegenwart des Redakteurs in vollen Anspruch, Aussichten auf Gastrollen für Louise eröffneten sich nirgends, und unsere zwei kleinen Kinder auf eine Reise mitzunehmen, welche weder Zweck noch Ziel hatte, schien doch unmöglich. Ich besand mich also in einer verzweifelten Lage und hätte unterliegen müssen, hätten nicht die Freunde mir zur Seite gestanden, und hätte nicht Louise einen heitern Muth gezeigt, der um so lebendiger wirkte, je weniger ihre sonstige Schüchternheit

ihn zu erwarten berechtigte. Neben den Freunden aber, die durch That und Wort, durch Mund und Feder bewiesen, daß sie uns ergeben waren, muß ich eine Freundin meiner Frau und unseres Hauses nennen, welche ein seltenes Beispiel festen Sinnes und energischer Consequenz an den Tag legte. Die Schauspielerin Louise Wagner, ohne ihre Aeltern in Breslau lebend und seit einem Jahre bei uns heimisch, bot dem Bannfluch, den die verbündeten Mimen gegen uns ausgesprochen, fröhlich Troß. Sie brachte unveränderlich und ohne Scheu jede Stunde des Tages, welche von ihren Berufspflichten nicht in Anspruch genommen wurde, bei meiner Frau zu und stellte den Drohungen einiger rohen und albernen Schauspieler, welche ihr darüber plumpe Vorwürfe machten, ein kühnes Lächeln entgegen. Ja, sie rühmte sich der ganzen Schaar in's Angesicht ihrer unerschütterlichen Treue und Festigkeit und legte durch geistreiche Entgegnungen bisweilen den lautesten Garderoben-Schreiern Stillschweigen auf. Ein so edles Benehmen, wie es zu den seltenen Ausnahmen in der Theater- und auch in der übrigen Welt gehört, sollte hier ebenso ausnahmsweise durch sich selbst seinen Lohn finden. Denn weil die Regie nicht mehr wagen durfte, die von meiner Frau gespielten Rollen anderen Damen zu übergeben, aus Furcht, die Opposition unserer großen Partei gegen dieselben hervorzurufen, so zog dieselbe vor, dergleichen Rollen durch Demoiselle Wagner zu besetzen, welche als anerkannte Freundin der Abgegangenen vor jeder Unbill sicher war. Auf diese Weise gelangte ihr

jugendliches Talent, bisher durch die Beliebtheit meiner Frau in den Schatten gestellt, glücklich dazu, sich entfaltend zu üben, und schon ein Jahr nach unserer Trennung von Breslau erfreute sie sich der allgemeinsten Anerkennung. Wohl fanden die Göthe'schen Worte:

»Es bildet ein Talent sich in der Stille,

Sich ein Charakter im Geräusch der Welt.«

auf dieses junge Mädchen volle Anwendung, denn ein „Charakter“ gehörte dazu, in jenem feindseligen Coullissen-Geräusch ohne Schutz, ohne Anhalt fest zu stehen und mit der Stimme des Gefühles für Freundschaft und Recht die gellenden Stimmen des Neides, der Bosheit und des Spottes zu überbieten. Minder erfreulich wendete sich das Schicksal eines unserer treuesten Anhänger, des schon mehrmals genannten Herrn von Kerkow. Dieser junge Officier, in welchem ein sarmatischer Ursprung nicht zu verkennen war, gab sich der Wirksamkeit für unsere Sache mit voller Leidenschaft hin, und trotz unserer dringendsten Bitten, die nicht selten Vorwürfe, Anklagen wurden und sogar heftigen Zwist zwischen ihm und mir hervorriefen, ließ er sich's nicht wehren, immer neuen Theatertumult anzuregen, wobei ihm besonders die jungen in Breslau studirenden Polen, seine quasi Landsleute, als nur zu williges Hilfskorps dienten. Ein unseliger Zufall führte dies allerdings tadelnswerthe Benehmen zum traurigsten Ausgange. Es waren ein paar blinde Virtuosen angelangt, um in Breslau Concert zu geben. In ihrer Blindheit scharfsichtig genug, einzusehen, daß das öffentliche Erscheinen

einer Schauspielerin, deren Auftritt auf der Bühne mit so vielem Geschrei vergebens begehrt wurde, ihrem Concert ersprießlich sein dürfte, forderten sie meine Frau dringend auf, bei ihnen zu deklamiren, und wir waren eitel genug, zuzusagen. Nun hatten sie außerdem noch andere Hilfs-Kräfte in Anspruch genommen und unter diesen eine — ob schon mit Unrecht, doch beliebte — Sängerin vom Theater, welche ihnen auch versprochen hatte zu singen, sich aber dann, als es zur Sache kam, zurückzog mit der abgeschmackten Entschuldigung, „daß sie mit Frau von Holtei in einem und demselben Concerte nicht wirken könne!“ Das war nun freilich die Parteinuth bis zur Raserei getrieben, und eine strenge Züchtigung konnte dieser übermüthigen, nebenbei unglaublich dummen Person nicht schaden. Diese wurde ihr denn auch redlich zu Theil, denn als sie nach jenem Concert zum ersten Male die Bühne betrat, ward sie — (wie mir erzählt worden, ich selbst hatte mich, um fern vom Schusse zu sein, auf eine kleine Reise in's Land begeben) — mit einer ächt spöttischen Kriegsmusik von helltönenden Pfeifen empfangen. Bis dahin wäre Alles gut gewesen, und auch Freund Kerkow wäre, wie thöricht er immer handelte, sich in voller Uniform, die große Pfeife im Munde, in's Parterre zu setzen, mit einem Arrest davon gekommen, wenn es die musikalischen Seelen bei'm ersten tutti bewenden lassen. Sie wollten sich aber nicht beruhigen und piffen unausgesetzt und immer wieder mit frischem Athem, sobald Madame sich nur zeigte. Das schien den ehrlichen Spießbürgern, die

ihre vier Groschen erlegt hatten, um die Musik im Orchester, nicht aber jene im Parterre zu hören, ungerath; sie geboten: Ruhe! Und als diese nicht eintrat, wurden sie grob, beklagten sich laut und warfen den Pfeisenden allerlei Schmähungen und Schimpfnamen von der Gallerie hinunter. Fast alle an diesem Abende im Theater anwesenden Officiere hatten sich verständiger Weise in Logen begeben und waren dort, wenn sie auch nicht ganz unthätig blieben, vielmehr unbemerkt mitzuwirken suchten, doch nicht in Gefahr, unter die Lärmer im Parterre zu gerathen und mit diesen verwechselt zu werden. Nur Kerkow und noch ein Anderer unserer Hausfreunde hatten sich so leichtsinnig exponirt, und nun blieb ihnen bei der strengen Censur, welche in ihrem Regimente über Ehrenpunkte herrschte, nichts Anderes zu thun, als — ihren Abschied zu nehmen; denn mit den Gesellen, die vom „Gänsestall“ herab auf sie geschimpft hatten, konnten sie sich nicht schlagen. So trat Kerkow aus der Laufbahn, der er zugehörte, und für die er paßte, in ein müßiges, zweckloses Leben; der schmucke Reiterofficier wurde ein Pflastertreter, — ein Speculant, — Commerciant, — und eine angenehme, liebenswürdige Persönlichkeit ging in fabelhaften Unternehmungen, schlechter Gesellschaft, endlichem Mangel traurig und elend zu Grunde. Es gehört zu den trübsten Erinnerungen meines Daseins, daß im Umgang mit mir sein Untergang herbeigeführt wurde. Daß es so mit ihm enden würde, konnten wir, konnt' er damals nicht ahnen; sein Entschluß, den Abschied zu nehmen,

trug vielmehr nur dazu bei, die Aufregung unserer Freunde täglich zu vergrößern. Natürlich wurden die Ruhigeren unter den Theaterbesuchern der Sache zuletzt überdrüssig, und es hätte der freundlichen Vorstellungen des Polizeipräsidenten, welcher übrigens der Direktion und den Schauspielern mir gegenüber Unrecht gab, gar nicht bedurft, um mich zu überzeugen, daß wir unsere Abreise beschleunigen mußten, wollten wir nicht in den Verdacht gerathen, Lust am Skandale zu finden.

Die Mit-Redaktion der „Deutschen Blätter“ übergab ich einem unserer Genossen, dem Lieutenant Friedrich Barth (Karl Barbarina), der meine junge Stiftung denn glücklich mit seinen eigenen und einiger wohlfeil zu honorirender Mitarbeiter Beiträgen ersickte.

Unsere Wohnung wurden wir, sowie die darin befindliche Einrichtung, mit schweren Opfern los. Aber die Kinder! — Mitnehmen konnten wir sie nicht; das Mädchen war kaum aus den Windeln. Der Knabe, den seine Amme leichtsinnig fallen lassen, und der ein Krüppel zu bleiben drohte, war der orthopädischen Behandlung des Dr. Küstner unterworfen, die nicht unterbrochen werden durfte. Da trat dieser wackere Arzt, der während der kurzen Dauer unserer Bekanntschaft ein Freund geworden war, mit dem Anerbieten hervor, in Gemeinschaft mit seiner Frau die Sorge für unsere Kinder zu übernehmen. Eine kleine Wohnung dicht neben seinem Amtsalokale wurde gemiethet, der zuverlässigen Kinderfrau wurde noch ein weiblicher Diensthote beigegeben, und Louise riß sich mit bewun-



dernswürdiger Kraft von den kleinen hilflosen Wesen, an denen sie mütterlich hing. Mit welchen Gefühlen wir diese Reise antraten, die zunächst kein anderes Ziel als einen mehrtägigen Sommeraufenthalt in Grafenort, dann aber auch nicht die Spur einer gesicherten Zukunft hatte, — das zu schildern würde schwer sein. Je näher die Stunde der Abreise (es war am 23. Juni des Abends) rückte, desto voller wurden unsere Zimmer. Die Freunde standen mit Thränen im Blick um uns her. Wir übersahen jetzt erst, wie umfangreich der Kreis gewesen, der uns für seinen Mittelpunkt hielt, der sich um uns bewegte. Keiner hatte so recht daran geglaubt, daß wir wirklich scheiden würden. Bis zum letzten Augenblicke hatten Alle — (und vielleicht wir selbst) — noch auf eine unerwartet günstige Wendung gerechnet. Jetzt wurd' es Ernst, und ich empfand ihn tief.

---

Die Erlaubniß, in Grafenort zu verweilen, bevor wir unsern Stab in die weite Welt setzten, hatt' ich mir erbeten, theils um daselbst die Entscheidung verschiedener Theater-Direktionen, an die ich geschrieben, abzuwarten, theils um mich in der schönen, reinen Vergnügen zu erholen. Denn ich fühlte wohl, daß ich, geistig leidend von den furchtbaren Kämpfen, die ich im Innern durchgelebe, auch nahe daran war, körperlich zu unterliegen. Je mehr ich mich bemüht, unter der Maske leichtsinniger Reue zu verbergen, was in mir vorgegangen, desto heftiger war ich im Herzen davon ergriffen worden.

Eine krankhafte Reizbarkeit hatte sich meiner bemächtigt. Der heitere, jugendliche Sinn war verschwunden, um hypochondrischen Launen Platz zu machen. Jeder Widerspruch regte mich bis zur Hestigkeit auf. Das Blut in mir sieberte und tobte. Um Stirn und Brust lag es wie eiserne Ketten. Während die Freunde, die uns nach Grafenort begleiten mögen, Lustfahrten und Spaziergänge machten, saß ich, bald fröstelnd, bald brennend vor Hitze, im öden Zimmer und seufzte vor mich hin. Fast möcht' ich behaupten, daß ich seit jener Zeit nicht mehr ganz genesen bin. Wenigstens jenes glückselige Gefühl innerster, vollkommener Gesundheit, wie ich es sonst gekannt, ist seitdem nicht mehr in mich eingezogen, und wenn ich mich auch im Allgemeinen wohl befand, konnt' ich doch nie mehr in rechter Lust eines unverkümmerten Behagens aufsaugen, wie ich es früher vermocht. Dabei schleppt' ich mich immer umher, ordnete die theatralischen Vorstellungen, die wir sonntäglich gaben, und machte mich stärker, als ich war.

Mit Louise ging es erträglich. Ihre Krämpfe fanden sich zwar täglich ein, oft mit schauderhafter Gewalt, doch wurde daraus schon wenig mehr gemacht. Die Nachrichten, die Freund Rüstner uns über die Kinder zukommen ließ, lauteten befriedigend. Desto niederschlagender waren die Briefe, die von den Direktionen der verschiedenen deutschen Theater an uns ergingen und sämmtlich das gewünschte Gastspiel verweigerten. Dieselben Bühnenvorstände, die Louise noch vor einigen Monaten dringend eingeladen und ihr die besten Anträge

gemacht, hüllten sich jetzt in nichtsagende, ausweichende Entschuldigungen, offenbar in Folge der Breslauer Streitigkeiten, welche auch von Seiten ihres Personales Opposition gegen uns befürchten ließ. Was sollte daraus werden? Irgend Etwas mußte gescheh'n, irgendwo mußte das Eis gebrochen werden! Ich erwählte mir Prag, und zwar deshalb, weil dies der einzige Ort war, von wo ich auf meine Anfrage keine Antwort empfangen. Als ich mit Louise Grafenort verließ, begann eigentlich erst die vollkommene Trennung von Allem, was uns lieb und theuer gewesen. Nun erst waren wir auf uns selbst gewiesen, nun erst allein in der fremden Welt. Mir war so bang und weh! Zwar zwang ich mich, lustig zu sein, und trieb im Wagen neben Louise die tollsten Späße und Dummheiten, um sie frohen Sinnes zu machen; wir lachten wie die Thoren, — und doch waren unsere Herzen voll Thränen. Wie so kleine Begebenheiten, hingeworfene Worte bei solcher Stimmung den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck machen! In einem kleinen böhmischen Städtchen fütterten wir die Pferde und uns. Im Gastzimmer, wo wir speiseten, saßen einige ältere Herren, offenbar herrschaftliche Beamtete, und diese ließen sich mit uns, nachdem sie vom Kutscher erfahren hatten, daß wir „Breslauer Schauspieler“ seien, in's Gespräch ein, wobei sie uns echt kleinstädtisch über unserer Reise Zweck bis auf's und ausfragten. Wir gaben gutmüthig Bescheid und unterhielten uns zwei Stunden lang recht traulich. Als wir wieder in den Wagen stiegen, rief uns der Ältere nach:

„Na, glückliche Reise; einem so sauberen jungen Paare muß es überall gut gehen!“ Diese Verheißung klingt mir heute noch wie eine recht freudige im Ohre, und ich sehe den alten Herrn mit dem Sammetmützchen auf dem grauen Kopfe noch vor unserem Wagen stehen.

Es war in der Abenddämmerung, als wir Prag's Thürme erblickten. Mich überkam dabei ein poetischer Schauer, und mit wehmüthiger Begeisterung hub ich das Schenkendorf'sche Lied auf Scharnhorst's Tod, in welchem er „die alte Stadt, wo Heil'ge von den Brücken sanken“ anredet, nach der schönen Melodie des „Prinzen Eugenius“ zu singen an. Wir gelangten in wahrhaft feierlicher Stimmung an's Thor, um durch einen verwünschten Zöllner in die niedrigste und ekelhafteste Prosa gezogen zu werden. Kaum jedoch hatte der Mann Louisen's Stimme gehört, ihr beim Scheine seiner Laterne in's Auge gesehen und aus unserem Bericht an den wachhabenden Polizeisoldaten das Wort „Schauspieler“ \*)

---

\*) Als wir Breslau verließen, hatte ich mich auf unserem Reisepasse nicht als Theater-Sekretair zc., sondern ausdrücklich als Schauspieler bezeichnen lassen. Warum? — Weil die alte Neigung mit voller Kraft wieder ausbrach! Weil ich in einem Zeitpunkt, wo das ganze Schauspielerthum gegen mich, einen Schmähenden, an seiner künstlerischen Bedeutung Zweifelnden, in Waffen stand, Nichts sehnlicher wünschte, als wieder auf die Bühne zu klettern, und weil ich fest entschlossen war, dies bei der nächsten Gelegenheit, welche unsere Reise darbieten würde, zu thun. Ich entschuldigte meine Inconsequenz vor mir selbst und vor Andern mit der Ausflucht: dies geschehe nur, um zu zeigen, daß ich die Existenz eines Schauspielers nicht verächtlich fände, — wie man mir Schuld gegeben, — und um mit Louisen durch mein Opfer die Theaterwelt zu versöhnen.

vernommen, als er unserer Versicherung, daß wir „nir Mauthbares führten,“ sogleich willig Glauben schenkte. Wie der Polizeisoldat fragte, wo wir zu wohnen gedächten, sagte der Zöllner, indem er Louisen fixirte: „Scheint mir, im Engel!?“

Diesem galanten Winke folgend, beehrten wir das Gasthaus zum „Engel“ mit unserem Besuche.

Herr von Holbein, Pächter und Direktor des Ständischen Theaters, dem ich mich am nächsten Morgen vorstellte, war sehr erstaunt, mich zu sehen, und verlangte, ich solle gelesen haben, was er in gelese-  
nen Blättern kürzlich bekannt gemacht, daß bei ihm keine Antwort eine verneinende sei. Auf dem Lande verweilend, hatte ich diese Anzeige einer neuen Form zu correspondiren nicht zu Gesichte bekommen. Er fertigte mich kurz und entschieden ab; vom Gastspiel war keine Rede, um so weniger, als jetzt eben der berühmte Bassist Fischer und der junge Sänger Eduard Devrient aus Berlin auftreten sollten.

Da saßen wir nun in der großen, wunderbaren Stadt ohne Freund, ohne Rath, ohne Hoffnung — und wußten uns nicht zu helfen. Mitten in meiner Trübsal fiel mir ein, daß ein Mitarbeiter und Correspondent der Deutschen Blätter, W. A. Gerle, Professor am Conservatorium, hier weile. Diesen freundlichen Mann suchte ich auf, wurde durch ihn mit dem jungen, lebenslustigen Marsano, dem Verfasser hübscher Lustspiele, und durch diesen wieder mit all' den fröhlichen Gesellen bekannt, die sich in der sogenannten „Wolfschlucht“

versammelten. Anfänglich machten mir die dort verkehrenden Schauspieler wohl schiefe Gesichter, doch gab sich's bald, und schon am ersten Abend vernahm ich von vielen Händedrücken begleitet die tröstliche Versicherung, man habe gar nicht geglaubt, daß ich ein so „fidel und umgänglicher Kerl“ sei. Weil aber in der Prager Wölfschlucht keine Freikugeln gegossen wurden, mit denen ich unser Ziel hätte treffen können, und weil meine Kasse nicht vergönnte, so lange in Böhmen's Residenz zu verweilen, als die Schönheit der Stadt wünschen ließ, so traf ich Anstalten zur Weiterreise nach Wien. Als ich zu diesem Zwecke mich auf dem Paßbureau einfand, erklärte mir der dort fungirende Oberbeamte in sehr kurzem und entschiedenem Tone, daß mein Paß — (allerdings lautete derselbe: über Prag nach Dresden; denn er war in Breslau ausgestellt, als ich noch auf Dresden gehofft) — zu einer Reise nach Wien nicht berechtige, und daß mir nur die Wahl bliebe, den bezeichneten Weg zu verfolgen oder nach Breslau zurückgebracht zu werden. Ich stand sprachlos. Nach einer Pause warf mir der strenge Mann einen fragenden Blick zu, und als er mich betrachtete, mochte wohl der Ausdruck des Schrecks in meinem Gesicht ihn milder stimmen, denn er fügte hinzu: Sie müßten denn Jemand hier kennen, der sich für Sie verbürgen könnte? — Ich nannte meine Bekannten, aber erfolglos. Schon ergriff er die Feder, um sein gefürchtetes: Zurück nach Breslau! auf den Paß zu setzen, da griff ich wie von einem Blitz erleuchtet nach meiner Briestafche und flüsterte: ich habe wohl zwei

Briefe mit, aber da Seine Excellenz abwesend sind — die Briefe waren von bedeutenden Personen an den damaligen Oberst-Burggrafen von Böhmen, den edlen Grafen Kollovrat gerichtet, dieser aber auf einer seiner Herrschaften zum Besuch. — Der Chef des Paßbüreau's ergriff sie, las die Adressen und las — sie waren unversegelt, und ich ersuchte ihn darum — auch den Inhalt und die Unterschriften. Hierauf bat er mich, Platz zu nehmen, fragte staunend, wie es zuginge, daß Herr von Holbein keine Gastrollen bewilliget habe, und rieth mir, meine Briefe sogleich im Hôtel des Oberst-Burggrafen, von wo aus täglich verschiedene Reitende expedirt würden, mit einem Schreiben von meiner Hand begleitet, abzugeben. Die Reise nach Wien hat jezt, äußerte er, gar keinen Anstand mehr, aber ich würde Ihnen rathen, noch einige Tage hier zuzubringen. Diesen Vorschlägen fügte ich mich um so lieber, weil zu den Prager Freunden sich mittlerweile auch Fischer (der oft angefochtene, nach meinem Geschmack aber in Deutschland noch nicht ersetzte dramatische Sänger), Ed. Devrient und in den letzten Tagen gar unser geliebter Wolff und der auf der Reise nach Italien begriffene Maler Hensel gesellt hatten, mit denen wir Stadt und Feld durchzogen. Wolff war anfänglich ein wenig ernst und zurückhaltend gegen mich; der Breslauer Theaterskandal hatte auch ihn unangenehm berührt. Aber an der Seite seines geliebten Pflegekinde's, der in seinem Hause und bei der Pflege der Seinigen zweimal vom Tode geretteten Louise, konnte er auch mir nicht

lange grollen, und nachdem wir die ärgerlichen Zwistigkeiten lang und breit durchgesprochen, fand er es bequemer, darüber zu lachen und Alles leicht zu nehmen. Als er uns, nach Wien voranreisend, verließ, standen wir im innigsten Einvernehmen, an unser baldiges Wiedersehen in der Kaiserstadt schöne Hoffnungen knüpfend. Diese nicht weiter hinauszuschieben und des erfolglosen Harrens in Prag müde, wollt' ich nicht länger zögern. Ich nahm einen Eohnkutscher für Wien auf und ging eben nach dem Polizeibureau, mir unsern Paß zu holen, als eine Botschaft des Herrn Stadthauptmanns an mich gelangte mit dem Befehle, mich augenblicklich zu ihm zu verfügen. — Jetzt werden sie uns doch zurückschicken! dacht' ich und trat sehr betrübt bei Herrn von Hoch — (in späteren Jahren ein furchtbarer Name für die Wiener Literatur!) — ein. Der Herr Stadthauptmann fragte mich, ob meine Angelegenheiten mit Herrn von Holwein im Reinen wären. Ja wohl, war meine Antwort, ganz im Reinen; gleich vom ersten Tage unserer Ankunft war entschieden, daß wir auf Nichts zu rechnen hätten, und deshalb wollt' ich jetzt eben unsern Paß mit einer Visa nach Wien erbitten, damit wir morgen reisen könnten. „Also es ist seit gestern Nichts an Sie ergangen?“ — Nein, Herr Stadthauptmann! — „Hm, das wundert mich. Nun, warten Sie nur noch ein Paar Stunden ab. Wir seh'n uns wieder. Und Ihren Paß mögen Sie für's Erste noch auf dem Bureau liegen lassen.“ Unfähig, den Sinn dieser räthselhaften Worte zu erforschen, kehrte ich nachdenklich zu meiner Frau zurück und fand,



nachdem schon der Anblick des vor der Thür Wache haltenden Theaterdieners mich in Erstaunen gesetzt hatte, zu meinem noch größeren Erstaunen bei ihr auf dem Sopha sitzend den Herrn Theater-Direktor; auf dem Tische lag ein „Besetzungsbuch,“ und sie waren eben beschäftigt, Stücke ausfindig zu machen, in denen Louise auftreten könne. — Die Verhältnisse hatten sich unerwartet so günstig gefügt, daß unseren Wünschen noch Erfüllung zu Theil werden konnte! —

Jetzt verstand ich den Stadthauptmann. Und um uns durchaus nicht in Zweifel zu lassen, wem wir diese glückliche Wendung verdankten, beehrte uns ein jüngerer Graf Kollovrat, Neffe des Oberst-Burggrafen, mit seinem Besuche und mit dem Anerbieten, etwaige Wünsche an seinen Oheim zu übernehmen und zu befördern.

Wie wichtig bei der Lage der Dinge es für uns sein mußte, in der ersten Stadt, die wir nach der Breslauer Katastrophe berührten, mit dem Theater in Verbindung zu kommen, ist leicht einzusehen. Ohne Gastrollen von Prag abreisen, hieß gewissermaßen auch alle übrigen deutschen Bühnen Louisen verschließen. Ich hatte dies trotz meines Leichtsinns nur zu wohl begriffen und mir nicht verheimlicht, — wenn ich es schon meiner Frau zu verbergen suchte, — daß an dieses Mißlingen des ersten Schrittes unsere bei allen übrigen Theatern durch meinen unseligen Federkrieg erregten Gegner die nachtheiligsten Folgerungen für uns knüpfen und Muth fassen würden, uns entgegen zu wirken. Deshalb bestand ich darauf, in Prag auch als Schauspieler aufzutreten.

Natürlich wähl' ich Rollen, deren ich mich sicher glaubte, und kam denn auch in einigen Naturburschen und in einer kleinen, von mir selbst zusammengestellten Verkleidungspoße glücklich durch. Louise war ihres Erfolges ohnehin gewiß.

Am ersten Abende begegnete mir ein sehr ergötzliches Mißverständniß, welches den Schauspielern Stoff zu herzlichem Gelächter gab. Es war uns für jedes Gastspiel ein Dritttheil der jedesmaligen Tageseinnahme zugesichert; ich, mit den Theaterverhältnissen österreichischer Bühnen unbekannt, wußte nicht, wie bedeutend daselbst das Abonnement zu sein pflegt, und wähnte daher, als ich die meisten Logen besetzt und das Parterre leidlich gefüllt sah, wir hätten eine recht ergiebige Einnahme gemacht. Im Zwischenakte brachte mir der Cassirer meinen Antheil in die Garderobe. Ich wog das wohlverpackte Päckchen in Händen und glaubte in demselben eine nicht unbeträchtliche Anzahl massiger Goldstücke zu fühlen, äußerte auch meine dankbare Anerkennung für eine so zarte Aufmerksamkeit, den Reisenden nicht mit schwerem Silber zu belasten. Als ich aber dem Reize, meine Schätze zu überzählen, nicht widerstehen konnte und die Berechnung entriegelte, ergab sich, daß nach Abzug der mit 100 Gulden Wiener Währung notirten Tageskosten die baare Gesamteinnahme die Summe von 11 Fl. 48 Kr., mithin mein Dritttheil 3 Fl. 56 Kr. W. W. betrug, und daß meine Goldstücke Kupfermünzen waren! — An den folgenden Abenden stellte sich das Ergebniß etwas besser. Gleichviel! Wir hatten in Prag

gespielt, die Bahn war gebrochen, und froheren Muthes reiseten wir nach Wien. Unser Eohnkutscher setzte uns im Gasthose zum „wilden Mann“ ab, wo, wie wir wußten, Wolff haufete, und wo später auch Karl Maria von Weber, den ich aus Dresden \*) kannte, und der mir dort liebevoll entgegengelommen war, wohnen sollte.

Die Mitarbeiter an den Deutschen Blättern: Halirsch, Seidl, Castelli, Biedenfeld u. A., die ich sogleich aufsuchte, machten mich alsobald wieder mit ihren Bekannten bekannt, die Pforten der „Eudlam“ thaten sich mir auf, und nachdem erst das gehörige Maaß bitteren Spottes über mein schuldiges Haupt ausgegossen, auch meines Seiltänzer- und Reiter-Bündnisses in dem Eudlam'snamen „Eudllei, Schirmherr der Abbruzzern“ — („die Räuber in den Abbruzzern“ sollte jene verunglückte Breslauer Pantomime heißen) — gebührend gedacht worden, war davon weiter nicht mehr die Rede, und weder Schauspieler, noch Sänger und Musiker beachteten den kleinstädtischen Theaterkandal. Ebenso wenig geschah bei der Direktion des Hofburgtheaters oder bei der Regie dieses vortrefflichen Institutes der Breslauer Vorgänge irgend Erwähnung. Ohne Bedenken zeigte sich Schreyvogel, der unter dem Titel Hof-Theatral-Sekretair jene Bühne geistig leitete, willig, Louisen auftreten zu lassen, wenn wir uns

---

\*) Ich habe vergessen zu bemerken, daß ich im Sommer des Jahres 1822, von der Direktion mit Engagement's-Aufträgen gesendet, eine kleine Reise unternommen und auf dieser auch Dresden berührt hatte.

etwa einen Monat gedulden wollten; — und sein Chef, Graf Moriz Dietrichstein, zur Zeit abwesend, gab in Erwiederung der deshalb an ihn gerichteten Zuschriften eine bejahende Entscheidung. Wir hatten nun vollkommen Zeit und Muße, uns in und um Wien umzuschauen, und wurden in diesen fröhlichen Bestrebungen von vielen heitern Freunden und Genossen auf die liebenswürdigste Weise unterstützt.

Welch' eine Natur in der nächsten Nähe von Wien! Welch' frisches, süppiges Grün, welch' reine Vergnügen! Und dennoch entrißten wir uns fast täglich den schönen Abenden in Gottes Freiheit, um uns in die dumpfigen Theaterräume sperren zu lassen. Wer aber auf unseren Berufs-Begen hätte nicht dergleichen gethan! Berge, Wälder und Gärten harrten unserer anderswo auch noch. Aber was die Kunstwelt Wien's damals ihren Freunden und Jüngern bot, durften wir in solchem Verein anderswo nicht mehr wieder zu finden wännen.

Die Oper, von Barbaja in Entreprise genommen, zählte David, Donzelli, Ambroggi, Lablache, Mad. Fodor-Mainville. Was für Wirkung diese Leute durch ihre zu einem vollkommenen Ensemble verbundenen großen Talente hervorbrachten, kann sich die lebhafteste Einbildungskraft kaum versinnlichen. Die Deutsche Oper unter derselben Direktion, aber von dieser wie vom Publikum zurückgesetzt, hatte gleichwohl reiche Mittel. Mad. Grünbaum und Herr Forti, erstere noch immer eine der größten Deutschen Sängerrinnen, obschon durch die Mainville verdrängt, und

dann neben diesen und einigen andern würdigen Mitgliedern der alten Wiener Oper die jugendlich erblühenden Talente eines Haizinger, einer Unglher, einer Henriette Sontag!! —

Oper und Pantomime, für welche der Eintrittspreis sehr hoch gestellt war, kosteten uns viel Geld, doch war dies eine Opfer leicht zu bringen, da die Gastfreiheit der übrigen Direktionen uns alle Theater öffnete. Das Theater an der Wien, damals noch dem Grafen Ferdinand Palffy gehörig, welcher jedoch schon im Begriff stand, mit Barbaja eine Art von Compagnieschaft zu schließen, war glänzend ausgestatteten Spektakelstücken gewidmet, in denen Spizeder eben anfang, seine vis comica zu prüfen und zu bewähren. Das Josefstädter wurde von seinem Besitzer, dem allbekannten und produktiven Verfasser so vieler auch nach Norddeutschland verpflanzter Zauber- und Volkspossen, dem braven, alten Hensler, geleitet und gewährte durch seine bunten, lebhaft in einander greifenden Vorstellungen reichliche Abwechslung. Das Leopoldstädter stand in seiner besten Epoche. Ignaz Schuster war ein wirklicher und wahrer Künstler. Der alte Sartori und dessen Frau, er als gutmüthiger und polternder Vater, sie als komische Alte, durften vortrefflich genannt werden. Korntheuer, weniger geeignet für charakteristische Auffassung, blieb in seiner stabilen Maske nicht minder wirksam. Eine ganze Reihe subordinirter Schauspieler half zum Ganzen um so tüchtiger, als die Verfasser der neuen Stücke Jedem in die Hand arbeiteten. Die

Frauen: Gunkl, Huber und deren Nachahmerin, die später so beliebte Krones, vereinigten Beruf und Schönheit. Ferdinand Raimund jedoch, noch nicht durch hochstrebende poetische Phantasieen aus der Bahn eines naiven Komikers gelenkt, verbreitete über alle Pössen, in denen er auftrat, die Weihe, die nur der Genius spendet, die auch dann noch fühlbar bleibt, wenn er sich in niedern Sphären bewegt. Der Kapellmeister Wenzel Müller, dieser in seiner Art einzige Komponist, leitete den musikalischen Theil der Bühne. Meisl, Gleich und manche andere Schriftsteller lieferten unermüdlich Neues. Der talentvollste von sämmtlichen Lokal-Dichtern war Adolph Bäuerle. Seine Stücke bildeten für Ignaz Schuster ein Repertoire, in welchem dieser sich mit vollkommener Entfaltung charakteristischer Studien aus dem Gebiete des Volkslebens, nicht etwa als farceur eines Vorstadt-Theaters, sondern als gediegener Meister in der Darstellungskunst bewegte. „Die Bürger in Wien“ mit ihrem Gefolge von „Staberl's," — „Faust's Zaubermantel," — „Kein Menschenhaß und keine Reue," — „Die falsche Prima-Donna," — sind Stücke, die voll von parodischer und komischer Gewalt, lebendiger Wahrheit und naturgetreuer Auffassung Wienerischer Zustände immer ihren Platz in der Bühnenliteratur verdienen, und die auch heute noch, als keinesweges veraltet, Beifall finden müßten, wenn man im Stande wäre, sie darzustellen wie damals. Auch für Raimund — (Schuster und Raimund traten, und so viel ich weiß, hat nur

eine Ausnahme stattgefunden, niemals mit einander in einem Stücke auf, sondern wechselten einen Tag um den andern ab;) — auch für Raimund hat Herr Bäuerle geschrieben, und eben, als wir in Wien lebten, wurde seine „Aline“ häufig gegeben. Dieses bezaubernde Zauberspiel, im edleren Sinne eine Parodie der alten Reine de Golconde, an dem wir uns gar nicht satt sehen konnten, bildet für meine theatralischen Rückerinnerungen einen hellen, freudigen Glanzpunkt. Nicht nur Raimund's wild-phantastischer Humor, Korntheuer's poetische Thorheiten, nicht nur die Anmuth der Ennökl und Krones, die reizende Ausstattung, die kühnen Grotesk-Tänze, die lieblichen Wenzel Müller'schen Melodien; mehr als Alles dies die wahrhaft heimatliche Begeisterung, die wehmüthig-srohe Sehnsucht der Oestreicher nach ihrem Wien und seinen Umgegenden, welche aus jenem Spiele zum innersten Herzen erklangen, bewegten mich, wie nur ein hochpoetisches Drama ergreifen und bewegen kann. Und wie rein, wie frei von Allem, was als gemeine Lockspeise für niedrige Gesinnung gelten könnte, waren diese Scherze! Keine Mutter brauchte zu erröthen, wenn sie mit ihren Töchtern in der Loge saß. Ach, und welch' glückliche Abende haben wir, Wolff, Weber, ich, mit andern Freunden in dem alten kleinen Hause verlebt! Regelmäßig des Morgens beim Anordnen der Tageseintheilung beschlossen wir, Dieser dort, Jener da den Abend zuzubringen, und brachen dann in ein herzliches Gelächter aus, wenn wir uns doch wieder in der Leopoldstadt begegneten. Ich bin noch von jener

Zeit her dem damaligen Leopoldstädter Theater zu aufrichtigem Danke verpflichtet; Schuster und Raimund können ihn nicht mehr vernehmen, aber an Herrn Bäuerle darf ich ihn richten — nicht an den Herrn Adolph Bäuerle, welcher die Allgemeine Wiener Theaterzeitung redigirt, sondern an den Schöpfer der jugendlich-lebensfrohen Bilder, die so vielen Tausenden Freude gemacht haben, unverkümmerte, harmlose Freude, wie man sie leider heut' zu Tage nicht mehr kennt.

Ich hätte noch vom Kaiserl. Hof-Burg-Theater zu reden, ich meine nicht die Bühne, die jetzt (1844) diesen Namen führt, sondern von jener, die ihn im Sommer und Herbst des Jahres 1823 führte.

Das war ein Kaiserliches Schauspiel, es war das erste, war das einzige Deutschlands. Ja, was man auch an diesem meinem Ausdrucke zu tadeln finden möge, ich wiederhol' es: das einzige! Nicht weil Krüger, Koch, Unsckuß und dessen Frau, Wilhelmi, Korn, Heurteur (in seiner Kraft); Costenoble, Fr. v. Weissensturn, Julie Löwe, Sophie Schröder, Sophie Müller — wer nennt sie Alle — neben einander wirkten; ich will diese Namen nicht gegen andere Namen bei anderen Theatern abwägen, obwohl die Schaafe auch in dieser Beziehung auf Wien's Seite sinken möchte; — sondern einfach deshalb, weil diese Anstalt die einzige war (und Gott sei Dank, das ist sie geblieben!), die lediglich und ausschließlich dem recitirenden Drama gewidmet ihren ernstesten, schönen Weg ungehindert und ungestört durch Triller und Quersprünge



verfolgen durfte, weil nur Tragödie, Schauspiel und Lustspiel sich ablöseten, weil Kaiserliche Opulenz und Freigebigkeit nicht auf Schaugepränge und Statistens-  
fram, vielmehr auf Bezahlung der theuersten und besten Talente verwendet werden durfte, weil Schreyvogel nur ein Ziel kannte: die Ehre seiner Bühne in artistischer Richtung, und weil er Kraft, ja nöthigenfalls Grobheit in Vorrath hatte, um Einwirkungen hinter und schlechtem Geschmack vor der Bühne zu begegnen. Er ließ sich das Parterre nicht über den Kopf wachsen; er wich auch nicht vor dem Bierkreuzer-\*) Publikum, und da consequente Ausdauer dem Publikum stets imponirt, so war das Publikum im Burgtheater ebenso das beste Publikum, wie das Burgtheater das beste Theater in Deutschland war. Ueber alle Vorstellungen des Hof-Burg-Theaters im Allgemeinen war immer auch bei einzelnen Mängeln eine gewisse Würde verbreitet, die dem Fremden Hochachtung einflößen mußte. Wir wurden davon bis in's Innerste durchdrungen, und je näher der Tag rückte, an welchem Louise endlich ihre Gastrollen beginnen sollte, desto banger schlugen unsere Herzen. (Von meinem Austritt hätte auf diesem

---

\*) In Wien besteht der durch Maria Theresia eingeführte Brauch noch immer, daß Kaiserliche Officiere jedes Ranges, sobald sie in Uniform erscheinen, ein Legegeld von nur 4 Kr. Conv.-M. für's erste Parterre zu entrichten haben. Man begreift, daß die jungen Herren von den Ungarischen und anderen Garden eben nicht entzückt waren, zehnmal in einem Monate »König Lear« und »Othello« mit anhören zu müssen.

geweihten Boden nicht die Rede sein können, dazu war ich doch zu vernünftig.)

Louise gab fünf Rollen. Sie wurde applaudirt und hervorgerufen und in den Journalen belobt, — aber der rechte, eigentliche und durchdringende Beifall war es doch nicht, den sie erndtete. Um diesen zu erringen, — wie er ja immer und überall von Denen gesendet wird, welche in und für Neuerlichkeiten leben, — hätte sie besser verstehen müssen, zu blenden. Schreyvogel ließ ihr vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, wies jedoch meine Anträge wegen eines Engagements mit der kurzen, nach meiner Meinung nicht völlig begründeten Erklärung zurück, daß für's Burgtheater meine Frau ein zu schwaches, bei jeder Anstrengung in eine schneidende Höhe übergehendes Sprachorgan habe. Sehr bezeichnend für den damaligen Zustand jenes Parterre's mag Folgendes hier seinen Platz finden. Louise gab u. A. die „Gurli,“ und gab sie, ihrem Wesen treu, mit weiblicher Zartheit. Sie gefiel sehr, in dieser Rolle gerade am meisten. Die durchaus günstige Stimmung der Zuschauer hatte mich sogar ermutigt, nach dem ersten Akte von der Bühne herab in den Zuschauerraum zu schleichen und von dort, in einen Winkel gedrückt, zu beobachten. In — ich weiß nicht welcher Scene, wo Gurli wenig zu sprechen und für stummes Spiel Zeit und Raum hat, pflegte sie die Leere durch allerlei kleine Posen auszufüllen und machte auch, wie sie es in Berlin und Breslau gethan, aus einem weißen Tuche eine Puppe, mit der sie nach Kinderart spielte, natürlich

ohne im Geringsten dabei zu übertreiben. Während dies geschah, empfand ich, obgleich keine Silbe laut wurde, daß die mich Umstehenden diesen Scherz nicht billigten, und ich muß bekennen, daß er mir selbst nicht mehr recht passend erschien, ich weiß nicht warum. Beim Hinausgeh'n hört' ich dann im Gedränge die verschiedensten Aeußerungen sich begrüßender Zuschauer, als z. B.: „Recht brav! — Sehr lieb! — Und sauber (hübsch) is' sie! — A gute Schauspielerin! — Wann s' nur den Wurschtel \*) nicht gedreht hätte!“ — — —

Ewige Musen! Wie hat sich das geändert! Was für „Wurschtel,“ leibliche wie geistige, sind gedreht worden, seitdem der würdige Schreyvogel, ein Opfer seiner geraden, rücksichtslosen Derbheit, mit Füßen getreten, dem Gram in die Arme und dem Grabe in den Schooß gesunken ist! —

---

Ich habe oben flüchtige Erwähnung meiner Aufnahme in die „Ludlamshöhle“ gethan. Es ist bekannt, daß diese Gesellschaft von Schriftstellern, Componisten, Malern, Virtuosen, Schauspielern, Sängern und Kunstfreunden in der Erinnerung an Dehlenschläger's Besuch den Namen „Ludlam“ beibehielt und unter seiner Europäischen Firma Handel trieb mit Allem, was Kunst,

---

\*) »Wurschtel,« für: Hannswurst. Daher: »Wurschtel-Prater,« die Gegend des Prater's, wo die Gaukler und Puppenspieler ihr Wesen treiben.

Poesie, Musik, Wiß, Uebermuth, Thorheit und Wahnsinn erzeugen und empfangen mögen. Warum eine hohe Polizeibehörde diesen Verein, der länger blühte, als irgend eine Gesellschaft solcher Art sonst zu dauern pflegt, endlich aufgehoben und zerstört hat, darüber sind die Meinungen in Wien selbst sehr getheilt. Fast scheint es, als ob ein Beamter durch seine Strenge gegen die Eudlam sich zur Zeit der Demagogenriechei hätte höhern Orts beliebt machen wollen. Gewiß aber ist es, daß Räte und Schreiber, welche die schwierige Aufgabe hatten, einzelne Mitglieder der Eudlam amtlich zu verhören, während der Verhöre peinliche Stunden verbracht haben, weil ihr erzwungener Berufs-Ernst kaum Stich zu halten vermochte gegen den unwiderstehlichen Trieb, in lautes Gelächter auszubrechen über die abgelegten Bekenntnisse der lustigsten Malefikanten aus sämtlichen Kaiserlichen Erbstaaten. Wenn der Inquirent auf seine Frage: was für eine Bedeutung legen Sie, meine Herren, dem in Ihren Papieren oftmals vorkommenden bedenklichen Spruche: „Schwarz ist roth und roth ist schwarz“ unter? — die feierliche Antwort empfing: Weil der Kalif Schwarz heißt und der rothe Mohr ist! — Wenn er dann weiter fragte: Kalif? Weshalb? — Und es ward ihm erwidert: „weil er der Dümme ist und eine schöne Tochter hat.“ — Ja, welcher inquirirende Festungs-Bevölkerer, trag' er auch den redlichsten Willen, politische Verbrecher zu machen in seiner Brust, hätte da Stand halten können! — Die Eudlam war in gewisser Beziehung das Merk-

würdigste, was Wien darbot. Denn für alles Andere, was in Wissenschaft und Kunst, in aristokratischer Pracht und Fülle des Volkslebens, in Instituten und Palästen dem Fremden ausstaunenswerth und bewundernswürdig entgegentritt, giebt es in andern Städten der Welt Vergleiche und Aehnlichkeiten. Für die Eudlam gab es Nichts, sie war einzig in ihrer Art, sie konnte nur in Wien bestehen! Nur in Wien konnten ernste, tüchtige Männer in solchem Grade Kinder mit Kindern werden, nur in der größten Stadt Deutschlands, wo auf deutsche Gründlichkeit welsches Blut gepropft heiter durch die Adern der Bewohner rinnt, konnte dieses Bündniß gegen deutsche Kleinstädtereie in's Leben treten. Anfänglich schreckte der vorwaltende Eynismus jeden bescheidenen Neuling zurück. Ich sehe noch Weber's bange Mienen, als am Abende seiner Reception — er erhielt den Bundesnamen: „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel“ — ihm zu Ehren der „Höhlen-Zote“ und dessen würdigster Genosse, der „Zoten-Infant“ ihres Urquells Bronnen, der kein fastalischer war, öffneten. Beim Nachhausegehen sagt er mir ängstlich: Daß ist doch zu toll, das ist Nichts für mich; müßt' ich nicht wegen meines Vorhabens — er war in Wien, um „Euryanthe“ in Scene zu bringen — in dem Kreise aushalten, ich bliebe weg! — Aber diese Stimmung währte nicht lange. Nur zu bald machten Sang und Klang, Wort und Lied, Geist und Gemüth sich geltend, und wie von Zauberbanden umwunden, wurde Carl Maria der treu'ste Eudlamit. — In der Hoftei, Bierzig Jahre. III.

Eudlam, so sagt' er mir noch kurz vor seiner letzten Abreise nach London, hab' ich die glücklichsten Stunden meines Lebens zugebracht. Dasselbe kann, wer es hören will, noch heute aus Grillparzer's Munde hören. Was braucht es anderes Zeugniß? Es bleibt ein unerseßlicher Verlust für jeden Deutschen, der „guten schlechten Spaß“ versteht, daß durch die Zerstörung der Gesellschaft auch der Verlust des „Archives“ der Eudlam herbeigeführt worden. Ich wollte einen ganzen Meßkatalog voll Bücher, auch den, welcher vorliegende Bände enthält, freudig opfern, wenn ich jene Urten des süßesten Wahnsinns zu retten wüßte.

---

Ueber Brünn, wo wir einen Monat lang weilten, wo Louise viel spielte, wo auch ich es wieder wagte, aufzutreten und nicht ohne Beifall, wo es uns recht gut ging und wir in dem damaligen Director Schmidt einen Freund gewannen, gingen wir nach Breslau, erfreuten uns einige Tage hindurch am Anblick unserer Kinder, am Umgange unserer vielen treuen Freunde und eilten dann nach Berlin, weil es Wolff's vermitteln-der Fürsorge unterdeß gelungen war, für Louisen Gastrollen beim Hoftheater — ein anderes gab es noch nicht, denn in der Königsstadt bau'te man erst — auszumachen.

Auch in Berlin war der üble Ruf der Breslauer Theaterstreitigkeiten längst verklungen. Die Hofschauspieler vermieden, davon zu sprechen. Nur Meister Debrient, wie er stets unfähig gewesen, sich zu ver-

stellen, ließ mich empfinden, daß er mir Unrecht gab, und grollte eigentlich so lange mit mir, bis er mir nach Jahren einmal bei einer zufälligen Begegnung, aus welcher ein improvisirter Spaziergang wurde, sein ganzes Herz geöffnet und mir aufrichtig gesagt hatte, was ihn gedrückt. Ich war höchlichst erstaunt, ihn in dieser von mir schon halb vergessenen Sache so genau unterrichtet zu finden, daß er meine Inconsequenzen und Uebereilungen bis in die kleinsten Einzelheiten zu verfolgen vermochte.

Louise spielte im Dezember und Anfang Januar zwölf bis vierzehn Gastrollen auf dem Berliner Hoftheater. Sie wurde mit dem lebhaftesten Beifall begrüßt, machte auch in einzelnen Rollen entschiedenes Glück, aber es schien, als wäre sie dem Publikum, dessen Liebling das jungfräuliche Mädchen gewesen, einigermaßen entfremdet worden, seitdem sie Frau und Mutter war. „Es ist doch nicht mehr unsere kleine Rogée!“ hörte man häufig sagen. Graf Brühl zeigte sich wenig geneigt, ihr ein Engagement zu bieten. Wir aber hatten Nichts im Sinne, als diesen Wunsch. Bei mir würd' er so dringend, daß ich mich sogar bereit erklärte, die in mir neu erwachten und in Brunn frisch genährten eigenen Schauspielergelüste zu unterdrücken, wenn es Louise gelänge, bei'm Hoftheater einen Platz zu finden. Ich wollte dann der Literatur, die mir doch in Berlin ein ganz anderes Gesicht zu haben schien als in Breslau, mit ganzer Seele leben. Auch war es hier seit unserer Trennung von Breslau zum ersten Male, daß ich früher schon angefangene theatralesche Dichtungen hervorsuchte und Nächte

hindurch daran arbeitete. Aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß Graf Brühl einen Schritt that, und nachdem ich mich endlich entschloß, ihm den Antrag zu machen, wurd' ich in artigen Worten abgewiesen. Das war ein harter Schlag. Wir hatten schon fest darauf gehofft, in Berlin heimisch zu werden. Unsere Angelegenheiten persönlich weiter zu betreiben, war nicht mehr möglich, weil ein mit Hamburg abgeschlossener Vertrag Louise verpflichtete, Mitte Januar dort einzutreffen. So saßen wir am Tage vor unserer Abreise betrübt bei Wolff's, sprachen unsere Klagen durch und wollten uns eben aufmachen, um das schauerhafte Werk des Einpackens zu vollenden, als mir plötzlich der glorreiche Gedanke kam, an den König zu schreiben und Diesem in kurzen Worten kund zu thun, daß meine Frau Nichts mehr und Nichts sehnlicher wünsche, wie Mitglied Seines Hoftheaters zu werden. Ich weiß eigentlich selbst nicht, was mich auf diesen Gedanken brachte; wenn es nicht die in mir aufstauende Erinnerung war, den theaterliebenden Monarchen einmal während einer Vorstellung Louise's in Seiner Loge beobachtet und in Seinen Zügen den Ausdruck unverkennbarer Theilnahme gelesen zu haben. Die Eingabe an den König ging ab, und wir reiseten durch Winternacht und Sturm nach Hamburg.

Hamburg! — Es stand noch das alte Schröder'sche Schauspielhaus (wollte Gott, es stünde heute noch! Wollte Gott, alle alten, kleinen, engen, düstern, ärmlichen Schauspielhäuser stünden noch überall in Deutsch-



land!!) auf dem Gänsemarkt; und in seinem Parterre dicht hinter dem Orchester standen noch die alten Herren, die zu Schröder's Zeiten da gestanden; und des großen Mannes Schüler, Genossen, Erben: Herzfeld und Schmidt, leiteten ein in sich durch collegialische Freundschaft verbundenes Personal. Trauliche Abendstunden, die wir da verplaudert: Lenz, Weiß, Lebrün, Herzfeld der Sohn, Jakobi, Schäfer u. Den Leuten war es um die Sache selbst zu thun, um das Gelingen des Ganzen. Einer nahm Theil am Andern. Sie förderten sich gegenseitig, und das recitirende Drama, besonders das bürgerliche, welches halt doch trotz aller hochfahrenden Gegenrede der Kern der Deutschen Komödie bleibt und bleiben wird, war so gut und wurde unter der Regide alter Theaterkenner so hoch geachtet, daß die Oper noch nicht ausbuchen konnte. — Herzfeld ist bei Zeiten schlafen gegangen, eh' noch der Tumult im großen neuen Hause begann. Dem armen Schmidt ist es nicht so gut geworden.

Hier war Louisen's bescheidenes Talent an seinem Platz; hier wurd' es in seiner schüchternen Weiblichkeit gewürdigt und erkannt. Als „Marianne“ in Göthe's Geschwistern, die sie mehrfach wiederholen mußte, und in ähnlichen Rollen gewann sie alle Stimmen für sich. — Nein, doch nicht alle. Eine ließ sich gegen sie vernehmen, und noch dazu eine gedruckte, und noch dazu die einer Schriftstellerin. Madame Amalie Schoppe war es, — ich erwähne diese höchst unbedeutende Theatercorrespondenz hier nur als ein trauriges Beispiel, zu welchen Unge-

rechtfertigten Partheisucht führt — die in einem Berichte für die Weimariſche Modenzeitung gegen die arme Louiſe zu Felde zog und ihr unter anderen Vorwürfen auch den machte, — ich erinn're mich der Worte noch ziemlich genau — ſie habe irgend eine naive Rolle ſo tief herabgezogen, daß ſie „wie eine Stallmagd“ erſchienen ſei. Wer die Verſtorbene nur einmal auf der Bühne geſehen, wird eingestehen, daß von all' und jedem Tadel, der ſie mit Recht oder Unrecht treffen konnte, gerade ein ſolcher der unhaltbarſte und aus der Feder einer Dame gewiß der unerwartetſte, ja eigentlich unerklärlich ſcheinen mußte! Und dennoch, er war ſehr erklärlich. Er ging aus der Intimität, welche die Schreiberin mit einer Hamburger Schauspielerin verband, in deren Rollenfache Louiſe ſich bewegte, hervor. Dieſe Frau, — welche unſerer abgeſchmackten Deutſchen Titelsucht zu Ehren auch in ihrem Theaterberufe nicht anders als Frau Doctorin (!! ) genannt wurde, weil ihr Gatte den myſtiſchen Titel Phil. Doctor führte, fand in dem Beifall, wie ihn das Publikum einer Jüngeren zu zollen wagte, eine Verletzung der dem reiferen Alter zu zollenden Ehrfurcht, — und deßhalb mußte die arme Louiſe mit einer Stallmagd verglichen werden. Daß aber gehört unter die Freuden des Schauspielerlebens. —

Ich vollendete hier ein romantiſches Schauspiel, „die Sterne,“ deſſen erſte Akte ich in Berlin ſchon meinem alten Freunde Wilibald Alexis vorgeleſen hatte und es nun in Hamburg dem Bühnenkundigen Schmidt vorlegte. Dieſer ſandte mir mein Kind mit einem belehren-

den Briefe zurück, in welchem zwar vielerlei scenische Rügen enthalten waren, der mich aber doch beseligte, weil er mit den mir ewig unvergesslichen Worten: „Mein jünger, wahrhaft poetischer Freund!“ anhub. Lieber Gott, es war die erste Aufmunterung dieser Art, die mir zu Theil wurde.

So gut es uns nun auch in Hamburg gefiel — gefällt es uns nicht fast immer da, wo wir gefallen? — und so bereit die Directoren auch schienen, in ihrem Etat eine Stelle für meine Frau zu finden, durften wir doch nicht daran denken, weil auf Louise das Hamburger Klima entschieden nachtheilig wirkte, und weil sie unaufhörlich kränkelte. Deshalb fand eine Zuschrift der Berliner General-Intendanz, die wie vom Himmel in unsere Unschlüssigkeit fiel, freudige Aufnahme. Meine Eingabe an den König hatte geholfen: Graf Brühl, natürlich ohne dabei der Weisung von Oben zu gedenken, sendete wie aus eigenem Antriebe die Contracte für Louise; setzte uns jedoch gewissermaßen das Messer an die Kehle, indem er darauf bestand, daß wir uns ohne Zögern entschließen, entweder mit umgehender Post den unterzeichneten Contract ihm zurücksenden, oder die Unterhandlung für abgebrochen ansehen mußten. Das war nun freilich ein leerer Schreckschuß; denn hatte, wie ersichtlich, der König Louise's Anstellung einmal befohlen, so wurde ein solcher Befehl durch unsere Gegenbedingungen nicht unwirksam. Wir aber, jung und unerfahren, wie wir in die Welt traten, glaubten slavischen Gehorsam schuldig zu sein und unterzeichneten fünf

Minuten nach Sicht das inhaltschwere Papier, durch welches sich meine Frau für eine verhältnißmäßig armselige Gage mit Leib und Seele dem Dienste des Hoftheaters verpflichtete. Ich machte in meinem Begleitschreiben nur eine Bedingung: daß Louisen die Rolle des in Berlin noch nie aufgeführten „Räthchen von Heilbronn“ zufallen, und daß dieses Gedicht noch im Laufe des ersten Contractjahres zur Darstellung gelangen solle. Diese *conditio sine qua non* ward angenommen, und noch, bevor wir Hamburg verließen, war meine Frau wieder eine „Königliche Hofschauspielerin.“

Der Abschied von Hamburg wurde uns nicht leicht. Die meisten Mitglieder des Theaters hatten uns lieb gewonnen und legten beim Lebwohl ihre Gesinnungen auf unzweideutige Weise an den Tag. In dem Gasthose, wo wir wohnten und von Wirth und Wirthin nur Liebes und Gutes erfuhren, waren wir, ohne selbst zu wissen wie, der Mittelpunkt der am Mittags- und Abendtische sich zahlreich versammelnden Gesellschaft geworden. Es war, als ob wir Jahre dort verlebt hätten. Am Tage unserer Abreise, die für den Nachmittag festgesetzt war, begegnete mir noch etwas Seltsames. Ich hatte, durch die vielfachen Beschreibungen der vortrefflichen Hamburger Lösch-Anstalten aufgeregt, mehrmals den frevelhaften Wunsch geäußert, eine Feuersbrunst, wenn denn überhaupt eine solche bevorstehe, möge doch während meiner Anwesenheit ausbrechen, damit ich Gelegenheit fände, jene Anstalten zu bewundern. Als wir nun zur sogenannten Hcnkersmahlzeit versammelt und eben im

Gespräche darüber begriffen waren, daß ich nun doch abreisen würde, ohne ein Feuer in H. erlebt zu haben, fielen mehrere Schüsse, die von Kundigen alsogleich für Lärmsignale erklärt wurden. Wir eilten zur Brandstätte, wo bereits die verschiedenartigsten Hilfsleistungen im Gange waren, deren Großartigkeit mich in stummes Erstaunen versetzte. Dabei fiel mir die hingeworfene Aeußerung eines meiner Begleiter auf, der unumwunden aussprach, nach seiner Meinung sei diese hochgepriesene Anstalt dennoch mangelhaft, und bei einem wirklich großen Brande würde sie dem Unglück nicht gewachsen sein. Diese Bemerkung schien mir höchst ungerecht, und ich war wohl weit entfernt zu ahnen, daß sie dereinst zu einer furchtbaren, wenn gleich unbegründeten, doch eintreffenden Prophezeiung werden sollte!

Unterdessen waren unsere Pferde angelangt, der Wagen bereitet und der Postillon blies sein Adio! den am Eingange zum Hause versammelten Tischgenossen. So rollten wir raschen Trabes aus dem lieben Hamburg. Kaum aber hatten wir die Stadt verlassen, als die Pferde in einen unerträglich langsamen Schritt übergingen, und weder Drohungen noch Versprechen konnten den Postillon bewegen, sie anzutreiben. Je mehr ich mich ereiferte, desto ruhiger lächelte mich der Mensch an, und es würde unbedenklich zu einer Rauferei zwischen mir und ihm gekommen sein, hätte mich Louise nicht flehentlich um Mäßigung gebeten. Als wir kaum eine Meile weit gefahren, wendete der Unerschütterliche sein Gespann einem vom Wege weit abliegenden Gasthose zu. Daß

war denn doch mehr, als ich ertragen wollte und konnte; ich erhob mich von meinem Sitze, packte ihn beim Kragen und schrie Zeter. Er aber, ohne sich auf Entgegnung einzulassen, setzte sein Horn an den Mund und blies. Und kaum waren die ersten Töne erklingen, als unsere gesammte Hamburger Tischgesellschaft aus den Pforten des Gasthauses trat. Der ehrliche Kutscher war im Complotte gewesen; er mußte wohl langsam fahren, damit die Freunde uns auf schlechten Feld- und Nebenwegen unbemerkt überholen konnten. Das Gastzimmer war mit Blumen und grünen Zweigen ausgeschmückt, eine Collation aufgestellt, — man weiß, was das in Hamburg sagen will! — und spät erst trennten wir uns, mit feuchten Augen und dankbaren Herzen.

---

Unser Weg ging ohne Aufschub nach Breslau, um dort die Kinder aufzuladen und mit ihnen in den neuen Wohnort zu ziehen. Aber die Breslauer Freunde waren auch nicht müßig gewesen. Sie hatten bei dem dortigen, unterdessen wirklich aus der so lange mit Ehren geführten Actionairs-Verwaltung an einen Pächter übergegangenen Theater für Louise ein Gastspiel angeordnet, und der Pächter, Herr Bierer, obgleich 8 Monate vorher an der Spitze unserer Gegner, hatte dem Reize nicht widerstehen können, seiner Kasse diese Gefälligkeit zu erweisen. Ja, er hatte Louise unter für sie auch sehr annehmbaren Bedingungen eine Reihe von Gastrollen bewilligt, und dieselben Schauspieler, die sich im Juni 1823

hoch und theuer vermaßen, daß Keiner von ihnen mehr einen Fuß auf die Bühne setzen würde, wenn meine Frau wieder engagirt werden sollte, fügten sich im März 1824 ohne einen Laut der Widerrede in ihres Directors Willen, wohl wissend, daß dieser, der Herr Pächter, nicht mit sich scherzen lasse. Ach du mein Himmel, sie hätten ja mit dem leibhaftigen Satanas gespielt! — Und hatt' ich denn also Unrecht gehabt, die verstorbene Direction „Schwach“ zu nennen? Freilich, freilich hatt' ich Unrecht gehabt. Ich hätte sie noch ganz anders nennen sollen!

Vermochte Herr Bierch seine Schauspieler zum Gehorsam zu bringen, so war er doch nicht im Stande, ihnen freundliche Gesinnungen gegen uns einzufößen, und ich dachte deshalb mit einiger Bangigkeit an die Stunde, wo ich Louise zur ersten Probe geleiten sollte. Sie aber zeigte sich resolut, was gar oft die schüchternsten Weiber werden, wenn es gilt. Sie verweigerte unter dem Vorwande, meine persönliche Gegenwart könne unangenehme Auftritte herbeiführen, jede Begleitung und begab sich heldenmüthig auf die Bühne, wo bereits sämmtliches beschäftigtes Personale versammelt war und sie wie eine von der Pest Angesteckte stehen ließ, ohne auch nur mit einem Worte des Dankes ihren Gruß zu erwidern. Sie versicherte nachher, daß dies die qualvollste Minute ihres Lebens, und sie selbst schon im Begriff gewesen sei, sich wieder zu entfernen, als eben noch zu rechter Zeit Stavinsky erschien und die Probe beginnen ließ. Unter seiner Leitung, der mit uns im besten Ver-

nehmen geblieben war, ging denn Alles den ruhigen Gang; doch wurden weder am ersten noch an den folgenden Tagen zwischen den Breslauer Schauspielern und meiner Frau andere Worte gewechselt, als welche auf's Geschäft Bezug hatten, woraus sehr komische Verlegenheiten entstanden sein sollen. Außer Stavinsky und unserer schon oben genannten erprobten Hausfreundin wagte nur ein Mitglied des Theaters dem gegen Louise ausgesprochenen Berruf zum Troße, sich ihr zu nähern und eintretende Verlegenheitspausen mit freundlichem Gespräch zu füllen. Dies war ein junger Bursche, der sich aus niederer Umgebung zu kleinen Rollen und untergeordneter Bühnenstellung emporgearbeitet hatte, und für dessen Weiterkommen, wie es leider bei den meisten Theatern der Fall ist, Nichts geschah. Dieser junge Bursche hieß Friedrich Beckmann; wir werden später noch gar oft mit ihm zu thun haben.

Als Louise vor einem übersüllten Hause das erste Mal auftrat, erhob sich beim Steigen der Gardine — (es war „der Bräutigam aus Mexiko,“ wo „Euschen“ den ersten Auftritt beginnt) — ein solch' unerhörter Lärm, daß ich, der doch aus Wien und Hamburg an laute Beifallsbezeugungen schon gewöhnt sein konnte, fast in Angst gerieth. Es ist mir stets unerklärlich geblieben, wie es bewerkstelligt worden, aber es ist wahr und kann durch viele noch lebende Zeugen bestätigt werden, daß, ehe eine Minute verging, der Fußboden der Scene im strengsten Sinne mit Kränzen und Blumensträußen bedeckt war, und daß den Spielenden kein Raum für ihre Schritte



geöffnet blieb, bis einige Theaterdiener hervortraten und Bahn setzten. Da der freudige Willkommenruf gar nicht enden wollte und bei jeder Verneigung der kleinen, zitternden Frau mit erneuerter Kraft wieder ausbrach, so wurde, wie es denn immer und überall Anti-Enthusiasten giebt, des Guten Manchem zu viel. Einer derselben, in einer Loge dicht neben jener, in welcher ich mich hinter schützenden und bekannten Damenhüten versteckt hielt, sagte zu seinem Nachbar: „das sind nur Holtei's Freunde“; worauf der Nachbar, der allerdings auch zu dieser Zahl gehörte (denn es war der Arzt, Retter und Pfleger meiner Kinder, der wackere Dr. Küßner), sehr ruhig erwiderte: „dann sind Holtei's beneidenswerth, daß sie so viele Freunde haben!“ Während des dritten oder vierten Actes trat als nothwendige Folge der Ermüdung nach so extravaganten Demonstrationen eine Abnahme der Beifallsbezeugungen ein, und als irgend eine Scene Süssens, nur von ganz gewöhnlichem und menschlichen Applause begleitet, vorüber ging, mischte sich ein heller Pfiff in die Lobsprüche. Kaum war dieses Feldgeschrei der feindlichen Macht erklingen, als auch sogleich der neu entstehende Beifallsruf zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe stieg; Personen, die bisher nur stumm beobachtende Zeugen gewesen, traten handelnd ein, und ich war fest überzeugt, daß die „alte Bude“ zusammenstürzen müsse. Nach Beendigung des Schauspiels fand sich in unseren kleinen Räumen die gesammte „treue Mannschaft“, verstärkt durch unzählige Hilfsstruppen, ein und bivouakirte, da die Stühle nicht zur Hälfte aus-

reichten, auf Koffern, Kisten und auf den Dielen. Eine Nachfeier des festlichen Abends fand in stürmischen Gesprächen statt; Jeder erzählte von seinen Thaten, seinen Erlebnissen; Keiner aber konnte begreifen, wer die Kühnheit gehabt, mitten im Parterre, umgeben von 300 Holsteianern, den meisterhaften Piff ertönen zu lassen. Da nahm Einer unserer nächsten Genossen das Wort: „Ich bin's gewesen! Ich merkte, daß die Leute schwach wurden und nicht mehr gehörig arbeiteten, deshalb frisch' ich sie auf.“ —

Dies zur Nachricht für angehende Glaqueurs!

---

Die Gastvorstellungen, obgleich bei erhöhten Preisen, gewährten dem Unternehmer reichlichen Gewinn, der auch uns zu Gute kam, weil Louise auf den vierten Theil der Einnahme gesetzt war. In der Stadt beeiferte man sich von allen Seiten, uns Güte und Theilnahme zu erweisen, und da wir mit der sogenannten Schauspielerpartei nicht in Berührung geriethen, so begegnete uns nur Gutes. Wir war noch ganz besonders eine große Freude beschieden. Schall gestattete mir, bei ihm und im Kreise unserer literarischen Genossen mein neues, in Hamburg vollendetes Drama „die Sterne“ vorzulesen. Wie es denn so geht mit Theaterstücken. Dieses Schauspiel ist, dramatisch und theatralisch betrachtet, keinen Kreuzer werth; es calderonistirt in allerlei lyrischen Phrasen umher, — aber die Phrasen klingen, und dieser Klang rührte das Herz meines alten Lehrers und täuschte

sein kritisches Urtheil. Mit Thränen der Theilnahme schloß er mich, als ich geendet, in seine Arme und verhielt, sammt allen Hörern, dem Drama den günstigsten Erfolg. Wer war glücklicher, als der junge Dichter!?

---

Der letzte Abend, wo Louise in Breslau austrat, glich dem ersten, was Blumen und Beifall anlangt. Als sie aber den Wagen, der sie nach Hause brachte, bestieg, fand sie ihn von einem Feuermeer umgeben, welches hundert Fackeln entströmte, und von Musikhören eröffnet und gefolgt, geleiteten jauchzende Schaaren sie bis vor unsere Wohnung. In die späte Nacht hinein dauerte der Jubel, und am andern Tage sagten wir Breslau Lebewohl; von vielen Kutschen begleitet, von der die Gassen füllenden Menge mit lautem Zuruf und wehenden Tüchern begrüßt, von Blumen fast erdrückt, unsere Kinder auf dem Schooß haltend, — so zogen wir aus meiner Vaterstadt, — und lange noch hörten wir hinter uns her die Worte tönen: Auf Wiederseh'n!

---

Das Härteste, was einem Menschen von Geist und Bildung widerfahren mag, bleibt meines Erachtens die Geringschätzung, die an ihm haftet, wenn er Nichts weiter ist und Nichts weiter sein will oder kann, als der Mann seiner Frau, wenn er den Verdacht erweckt, daß seine Existenz nur durch die einer Gattin begründet sei. Schlimm schon, wenn sie von dem Ertrage ihres Ver-

mögens ihn ernährt, hundertmal schlimmer von dem Ehrensold ihrer Talente. Der Gemahl einer Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin sein und weiter Nichts, — dagegen ist ein Drehorgel-Mann, den<sup>k</sup> ich, zu beneiden. Mein erster Gedanke, nachdem wir in Berlin festen Fuß gefaßt, war folglich, auf irgend eine Weise hervorzutreten, damit bei etwaigen Fragen: „Wer ist denn der Holtei?“ doch eine andere Antwort gegeben werden könnte, als jene schauderhafte: „Das ist der Mann, den die kleine Rogée geheirathet hat.“ Von meinen poetischen und literarischen Versuchen wußten die Berliner wenig oder Nichts. Ich sehnte mich sehr, möglichst bald vor ihnen als Dichter zu erscheinen, da ich es als Schauspieler zu wagen, bereits aufgegeben hatte. Freund Wolff, meine Gefühle würdigend, ging mir herzlich zur Hand. Ihm behagte mein in Breslau schon mit Glück gegebenes Versspiel: „die Farben,“ und er brachte durch seinen Einfluß auf die Generalintendanz es endlich dahin, daß die Rollen vertheilt wurden, wobei er selbst die Hauptrolle übernahm.

Mad. Neumann aus Karlsruhe, dieser allgefeierte, vielbesungene und liebenswürdige Kommandant der ersten „alten Garde,“ welche Berlin erlebte, war eben wieder in vollem Gastspiel, und die erste Aufführung meines Stückes fand an einem Abende statt, wo jene berühmte Künstlerin vorher im „Testament des Onkels“ als Pauline aufgetreten war. Eine erste Aufführung wird für Jeden, welcher zum Theater gehört, eine Sache von Interesse, und ist es gar der erste Debüt eines noch unbekannten Schriftstellers, so steigert sich die gespannte

Erwartung noch um Vieles. Auch Madame Neumann fand sich nach eiligst veränderter Toilette in den Couliissen ein, um das Schicksal meines Kindes zu beobachten, und da der Zufall sie ganz in meine Nähe führte und sie mich starr und bleich, wie Einen, der zur Hinrichtung abgeholt werden soll, neben sich erblickte, war sie mittheilig genug, mich anzureden und mir durch freundliche Worte Muth einzusprechen. Die Darstellung ging rund zusammen. Wolff spielte mit vollem Eifer, — Ludwig Robert sagte nachher, er habe das Stück wie ein schwaches Kind auf seinen Armen durch's Gewühl getragen, — die Theilnahme der Zuschauer wuchs mit jedem Auftritt, und der Erfolg war ein vollkommen günstiger. Nun glaubt' ich schon Jemand zu sein. Ich wagte mich unter Menschen und drang in Wolff's und Louisen's Schutze sogar bis in's Versammlungszimmer des Königl. Hoftheaters, woselbst ich mit den eben nicht beschäftigten Darstellern viel schwatzte und scherzte. Ich war noch voll von den in der Leopoldstadt so oft und so gern gehörten Wiener Liedern und mußte, was mir davon im Gedächtniß geblieben war, den Damen vom Berliner Hoftheater oftmals vorsingen, — so gut es gehen wollte. Zu einer dieser Vocalbelustigungen kam Madame Neumann. Sie hatte schon nach Beendigung „der Farben“ mir den Vorschlag gemacht, eine Rolle für sie zu schreiben, und jetzt, nachdem sie jene Lieder gehört, bestand sie darauf und beschwor mich mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit, ich solle ein Liederspiel machen, in welchem sie noch bei ihrem diesmaligen Aufenthalte spielen könne, und in welchem

vor Allem die beiden reizenden Zweigesänge „Was macht denn der Prater ic.“ und „Bar's vielleicht um Eins“ vorkämen. So ging ich denn eiligst heim, bildete mir auf dem kurzen Wege vom Schauspielhause nach unserer Wohnung einen flüchtigen Scenen-Entwurf und begann jenes kleine Stück, welches unter dem Titel: „Wiener in Berlin“ bekannt geworden ist. Begann es um 10 Uhr, hatte es, als der Morgen anbrach, vollendet und las und sang es einige Stunden später dem Grafen Brühl und Hofrath Esperstedt vor. Es wurde ohne Widerrede angenommen, dem Musik-Director Herrn Niehnen die Instrumentation übertragen, die derselbe auch in wenig Stunden besorgte; so daß, ehe eine Woche vergangen war, schon die Theaterproben stattfinden konnten. Welche Wirkung Madame Neumann mit der für sie geschriebenen Partie hervorbrachte, wird vielen Lesern dieses Buches erinnerlich sein. Auch meine Frau, die als geborene Wienerin den Ton zu treffen wußte, gefiel in ihrem kleinen Köllchen allgemein. Mad. Dötsch, als Berliner Dienstmagd, excellirte. Eduard Debrient, der ja mit uns zu gleicher Zeit das „Leopoldstädter“ besucht hatte, stand seinen Mann. Die Kleinigkeit machte in ihrer Art Furore und füllte, häufig wiederholt, das große Opernhaus, als ob es eine große Oper wäre. Ohne mit falscher Bescheidenheit prunken zu wollen, muß ich doch bekennen, daß ein guter Theil an diesem Erfolge den erwähnten beiden Duettchen gebührt, welche, aus Bäuerle's „Aline“ entnommen, gewissermaßen den Mittelpunkt meiner flüchtigen und harmlosen Poesie bildeten.

Nichtsdestoweniger fand auch, was ich daran gethan, lebhafteste Anerkennung, so daß ich meine angenehme Stellung in Berlin, die Bekanntschaft mit vielen ausgezeichneten Menschen und die Aufnahme in die besten Häuser und Familien zunächst jenem Viederspiele verdanke. Auch Graf Brühl sah mich nun mit freundlicheren Augen an und gönnte mir manches vertrauliche Zwiesgespräch. Doch konnt' ich es nicht dazu bringen, daß er sich bereit gefunden hätte, meine „Sterne“ aufgehen zu lassen am Berliner Theaterhorizont. Ich veranstaltete von diesem verfehlten romantischen Drama einen Abdruck (als Manuscript) und versendete dasselbe an alle deutsche Bühnen-Directionen. Von allen wurde mir's zurückgeschickt, außer von Hamburg, Wien und Leipzig. Schmidt in Hamburg fügte den schon früher gemachten kritischen Bemerkungen, die ich doch wohl nicht gehörig befolgt hatte, neue hinzu und versprach, bei Gelegenheit einen Versuch mit der Darstellung zu wagen. Schreyvogel setzte mir in einem langen, ausführlichen Briefe seine Bedenklichkeiten auseinander, wies aber die Hoffnung nicht gänzlich zurück, derselben Herr zu werden, und ehrte mein poetisches Streben durch seine Anerkennung. Hofrath Küstner endlich füllte acht große Brieffseiten mit Bemerkungen über Einzelheiten, deren Umänderung er mir vorschlug, und erklärte sich bereit, das Stück spielen zu lassen, sobald jene Umänderungen bewirkt wären. Das wären also die drei einzigen Männer in Deutschland's Theaterwelt, welche Theil nahmen an einem jungen Schriftsteller, welche ihm wohlwollend und belehrend

entgegenkamen und den freundlichen Willen zeigten, ihn zu fördern. Bedenkt man, was für eine Last von Berufsgeschäften auf Jedem von ihnen lag, so wird man zugeben müssen, daß sie, Einer wie der Andere, von einem edlen Eifer für die gute Sache erfüllt gewesen sein müssen, und nur um diese Würdigung hier an den Tag zu legen, habe ich davon geredet. Wie schmerzlich mir aber auch das Gefühl sein mochte, mich in meinen günstigen Erwartungen getäuscht zu sehen, ließ ich mich dadurch doch nicht abhalten, neue Versuche zu beginnen, bei denen ich mich jedoch hauptsächlich auf Ludwig Robert's praktischen und theilnehmenden Rath aus dem Nebel lyrischer Spielereien in's Gebiet eines schlichten und einfachen Dialog's zu begeben entschloß. Ich erstaunte nicht wenig, dabei gewahr zu werden, um wie viel schwerer es sei, meine Personen in gedrungenener Prosa mit einander sprechen zu lassen, als wenn ich ihnen lange, gereimte Tiraden in den Mund legen durfte.

Nächst diesem Bedürfniß, zu produciren, und dem andern, Gott sei Dank niemals in mir ersterbenden, mich zu unterrichten, machte sich noch ein drittes unaufhörlich geltend, welches dem „Schauspieler in mir“ gehörte, und da es diesem armen und unterdrückten Theile meines Wesens nicht gestattet war, sein Heil und Unheil auf der Bühne zu suchen, so suchte er sich als Vorleser Lust zu schaffen. Es hatte sich schon, als ich im vergangenen Winter während Louisen's Gastspiel in Berlin weilte, ein Kreis von Hörern für mich gebildet, der nun fortbestand und der sich fast allwöchentlich ver-



sammelte, um „Shakespeare-Abende“ zuzubringen. Die jungen Juristen, welche ich in Dresden kennen gelernt, denen sich jetzt in Berlin neue Freunde zugesellten, bildeten diesen Verein. Es war eine Art von Kränzchen, von Einem zu dem Andern wandernd, und welches zunächst keinen anderen Zweck hatte, als den, bei jeder Zusammenkunft ein Shakespeare'sches Drama von mir lesen zu hören. Der Andacht dieses Kreises für den größten Dichter, die aber auch mit geistreichen Einwendungen gegen meine Auffassung und meinen Vortrag verbunden war, habe ich es zu verdanken, daß ich in diesem Gebiete eine Stufe der Virtuosität erreichte, welche — man mag sie nun anschlagen, wie man wolle — doch späterhin sich allgemeine Geltung erwarb. Als wir den Shakespeare hinter uns hatten, gingen wir zu anderen Göttern über. Nur Schiller blieb ausgeschlossen. Wir alle waren Antagonisten dieses Dichters. Ich weiß nicht, wie es jetzt mit den Uebrigen steht; was mich betrifft, so bin ich auch in diesem Punkte zu Verstande gekommen und weiß sehr wohl, was ein Deutscher an Schiller besitzt. Sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung über mich zu machen, die vielleicht Manchem meiner Leser behagt, weil sie auch auf ihn ihre Anwendung findet. Wenn man in die Jünglingsjahre tritt, wenn Herz und Geist ihren Frühling feiern, und der Lenz des erwachenden, seiner selbst bewußt werdenden Lebens über uns kommt, da saugen wir mit gieriger Brust Schiller's Blütenmai in uns und schwören nur bei seinem Namen! Dann tritt der Ernst des Daseins

ein, der Jüngling reist zum Manne, und er fühlt sich stolz in dem Gedanken, von der Wonne seiner Jugend abgewendet, vergessen zu können, was ihn entzückte. Auch seinen geliebten Schiller will er von sich weisen. Er wähnt ihm entwachsen zu sein, und was strenge Kritik ihm nur darbieten mochte, rafft er zusammen gegen die „Reflektions-Poesie!“ gegen die „ideale und philosophirende Richtung!“ gegen die „Subjektivität!“ Schiller's! — Und so entschillert er sich. So geht er fest und kühn weiter, undankbar gegen den Jugendfreund, den er nicht mehr zu brauchen glaubt. Aber das Leben hält ihm nicht, was es versprochen. „Ekel, schaal, flach und unersprießlich“ scheint ihm das Treiben dieser Welt. Alte, verflungene Träume tauchen auf, die Sehnsucht nach vergangenem Glück wird zum Bedürfniß. Du wendest Deinen Blick hinter Dich — und siehe, da steht auch Dein Schiller, dem Du Dich entwachsen wähntest, da steht er mit seinen duftigen Rosen, seinen blühenden Myrthenkränzen, seinem frisch grünenden Eichenlaub. Er ist es noch, er ist noch unverändert der heilige, reine Sänger. Und Du beugst in Demuth Dein ergrauendes Haupt, daß er noch einmal Dein Haar schmücke, wie er's vor dreißig Jahren that.

---

Bei unseren „Shakespeare-Abenden“ lern' ich Wilhelm Albrecht kennen. Indem ich diesen Namen niederschreibe, steht auch schon das Bild dessen, der ihn trug, vor meiner Seele. Und ohne mich seiner

erwehren zu können, seh' ich Schall neben ihn treten. — Schall und Albrecht! Welch' ein Paar! Albrecht pflegte zu sagen: „aus einer Hose von Schall kann ich mir eine vollständige Garderobe machen lassen, mit Einschluß des Carbonaro.“ Schall pflegte zu sagen: „wenn ich mit Albrecht gehe, komm' ich mir vor, wie Falstaff mit seinem Pagen, wie eine Sau, die ihren ganzen Wurf aufgefressen hat, bis auf Eines.“ Albrecht sah aus, als ob Schall ihn aus der Tasche verloren hätte; in Schall's Bauche hätte Albrecht bequem wohnen können. Nie sah' ich zwei Menschen, die sich so unähnlich waren, nie kannt' ich zwei Menschen, die sich so merkwürdig glichen. Schall war groß, stark, dick und trug ein Vollmonds-Gesicht zur Schau; Albrecht war klein, krumm, schwächlig und hagern Angesichts. Schall war ein Freßer, trank oft und viel und konnte leicht zu plumper Grobheit gereizt werden; Albrecht war mäßig, aß wie ein Vogel, nippte behutsam, blieb immer fein und artig. Schall war ganz Gemüth, leicht zu rühren, weich wie Butter; Albrecht blieb besonnen, berechnet, sarkastisch und spöttelnd. Schall war eigentlich faul, leichtsinnig und hatte sein und seines (entfernten) Bruders Vermögen verschwendet; Albrecht arbeitete sich mühsam durch's Leben, berechnete, war sparsam und machte niemals Schulden. — Wo steht nun die Ähnlichkeit? Wo ist der Vergleich zwischen Beiden zu finden? Ich weiß es selbst nicht. Aber mir ist immer, als könnte Einer ohne den Andern nicht gedacht werden, als ergänzten sie sich. Wie ich Albrecht kennen lernte, kannte Schall

ihn noch nicht. Als aber Schall nach Berlin kam, als ich Beide nebeneinander sah, da war mir, als hätte sich nun eine ursprüngliche Nothwendigkeit erfüllt, und als wären sie geschaffen, um zusammen durch die Gassen zu gehen. Albrecht war ein Techniker; er stand einer Steingutfabrik als Geschäftsführer vor. So kannt' ich ihn lange. Dann, als er sich dort losgemacht, wagte er sich an eine selbstständige Unternehmung und wollte einige von ihm gemachte Erfindungen, namentlich eine eigenthümliche, den Flammen widerstehende Masse zur Bedeckung der Dächer realisiren. Als aber die Ausführung seiner Pläne an der Wirklichkeit scheiterte, zog er sich von all' diesen Dingen, an denen er sich im eigentlichen Sinne die Finger verbrannt, gänzlich zurück und widmete sich der Tagesliteratur. Als Mitherausgeber eines Journals und als Mitarbeiter mancher Blätter starb er 1835. Er wußte viel, war nach verschiedenen Seiten hin ausgebildet und gleich Schall in allen Sätteln reitfest. Es gab wohl nicht leicht ein Thema, über welches er nicht so zu sprechen verstand, daß er auch dem Manne von Fach genügte. Im Umgange war er geistreich, scharfsinnig, gewandt und witzig. Niemand verstand es wie er, allen Ereignissen, allen Aeußerungen die komische und lächerliche Seite abzugewinnen. Aber niemals drängt' er sich vor, niemals wollt' er sich des Gespräches bemächtigen. Er war die Bescheidenheit selbst, und gesellig bequemer kann man nicht sein. Er wußte jeder Gesellschaft an den Puls zu fühlen, und während sein Cynismus im Umgange mit wilden Männern und

Jünglingen Alle überbot, entschlüpfte seiner Zunge doch gewiß nie ein zweideutiges Wort, wo er es passend fand, die Formen zu achten. Das Hauptelement seines innersten Wesens war, wie bei den meisten Bucheligen, eine nie zu erschöpfende Sinnlichkeit, und weil diese nun, wie er selbst am besten durchschaute, mit seiner persönlichen Erscheinung oft in Widerspruch gerieth, weil er sich unfähig glaubte, im Felde der Liebe als Sieger zu erscheinen, so bemächtigte sich seiner eine gewisse Bitterkeit unfreiwilliger Entsagung, die ihn zwar scharf, ja bisweilen boshaft machte, die aber in ihrer herzzerreißenden Schärfe seinem Humor zwiefache Würze verlieh. Wo er Befriedigung seiner Sinnlichkeit suchte und fand, konnte er natürlich niemals Nahrung finden für das sentimentale Bedürfniß, welches auch bei ihm, obgleich zurückgedrängt, dennoch vorhanden war. Er überredete sich gern selbst, daß er an die Neigung einer käuflichen Schönen glaube, während er doch jeden seiner Freunde unerbittlich verspottete, der auf uneigennützigte Erwieberung reinerer Flammen zu hoffen schien. Und das war der einzige Fleck, wo seine Liebenswürdigkeit, seine hingebende und rücksichtsvolle Gefälligkeit manchmal in hämische Schadenfreude und Neid überging. Wer hätte ihm darüber zürnen können! Wo Albrecht einmal gewesen, war er immer willkommen. Wer einmal mit ihm verkehrt, konnte nicht mehr von ihm los. Menschen jedes Alters, jedes Standes, jeder Farbe fanden ihn angenehm und interessant. Er paßte in jede Gesellschaft. Für die „Shakespeare-Freunde“ war er nun gar unschätz-

bar. Nicht nur im Auffassen, Erkennen und Bekämpfen des Dichters stand er obenan. Er selbst erschien uns nicht selten, als ob auch er eine Figur aus jenem großen Britischen Welt-Bilderbuche wäre: Einmal wie ein eingekochter, um desto kräftigerer Galstaff in kleinsten Dimensionen, ein andermal wie ein Extrakt von Hamlet, — je nachdem die vorherrschende Stimmung der Anwesenden sich nach diesem oder jenem sehnte.

Albrecht war der Erste, der den Gedanken zur Sprache brachte, ich solle in Berlin als Vorleser Shakespeare'scher und anderer selten oder gar nicht aufgeführter Meisterwerke öffentlich auftreten und mir dadurch einen Geldzuschuß erwerben, dessen ich in Wahrheit sehr bedürftig war, da wir immer mehr ausgaben, als ich einnahm. Doch schien mir diese Idee damals noch so kühn und überschwenglich, daß ich gar nicht einmal den Muth fassen mochte, sie nur weiter durchzudenken. Ich war überhaupt von einer Verzagttheit in Allem, was ein Verhältniß zum Publikum betraf, die für einen Menschen, der sich dem Theater gewidmet hat, — sei es nun als Schauspieler oder als Schriftsteller, — unpassend, ja lächerlich genannt werden muß, die aber trotz der ersten günstigen Erfolge in Berlin täglich zunahm. Zum Theil wurde sie durch Louisen vermehrt und gesteigert, die seit den Breslauer Zwistigkeiten vor Allem, was Publicität heißt, eine heilige Scheu hatte und in jeder Scene, die ich an einem meiner neuen Stücke schrieb, auch schon den Keim zu irgend einem unangenehmen Erlebnis erblickte. Oft sprach ich mit Wolff's darüber,

wie ihre krankhaften Besorgnisse mich einschüchterten und hemmten, und diese redeten ihr tröstend zu und suchten ihr begreiflich zu machen, daß eine neue Comödie ja doch kein Aufsatß gegen die Schauspieler sei. Dann erwiderte die gute, sanfte Seele: ja, es kann aber doch durchfallen, und dann ist wieder ein Skandal fertig. Diese ihre Bangigkeit galt aber immer nur mir und meinen Bestrebungen. Für sich und ihre Pflichten hatte sie festen Muth, ohne Zagen trat sie in jeder neuen Rolle vor. Sie durfte das um so mehr, als sie sich durch ihr „Räthchen von Heilbronn“ einen sichern Platz in den Herzen aller Berliner Theaterfreunde errungen. Sie war wieder „die kleine Rogée“ geworden, und konnte diese oder jene größere Künstlerin sich ihrer „alten und jungen Garde“ — (man brauchte damals allgemein diesen Ausdruck) — rühmen, so hätte Louise nicht mit Unrecht „die Tochter des Regiments“ heißen können. Ihre Anspruchslosigkeit verschaffte ihr die sichersten Ansprüche auf die Gunst aller Parteien. Sie hatte keinen Gegner — und, was noch mehr sagen will, vielleicht auch keine Gegnerin. Und doch, eine Gegnerin hatte sie, eine junge, fast kindische, sehr unfeindselige, aber schwer gekränkte: Die Tochter eines älteren bei'm Berliner Hoftheater herangewachsenen Sängers, die im Alter von vierzehn Jahren, blühend und hübsch, sich der Bühne gewidmet und nach einigen günstig aufgenommenen Proberollen von der General-Intendanz das Versprechen empfangen hatte, nächstens für naive Rollen angestellt zu werden, ein Versprechen, welches unerfüllt

blieb, weil Louise's Engagement das übrige unnütz gemacht hatte. Es war am 11. Juli des Jahres 1824, als wir dieses junge Mädchen zuerst sahen. Sie hatte, weil eine Charlottenburger Sonntags-Vorstellung durch Krankheit einer Schauspielerin gestört zu werden drohte, rasch und gefällig die Rolle der Kranken übernommen, wohl in der noch immer waltenden Hoffnung, durch ihre Bereitwilligkeit die Direction zu rühren. Louise und ich, die in Charlottenburg bei Bekannten gespeiset, besuchten das Schauspiel und gingen im Zwischenakte auf die Bühne, wo wir uns der lieblichen Anfängerin vorstellten und freundlich mit ihr sprachen. Das arme Mädchen blickte Louise mit jenem Ausdruck der Verehrung an, die ein junges Gemüth für eine beliebte Schauspielerin empfindet, aber aus ihren Blicken und Worten sprach eine schmerzhaft zurückhaltende, als wollte sie sagen: Du also bist die Ursache, daß meine liebsten Wünsche und Hoffnungen vernichtet werden sollen? Wir empfanden dies, fühlten uns verlegen und zogen uns bald zurück, im Weggehen noch gegenseitig unsere Theilnahme für sie ausprechend, weil wir schon wußten, daß Graf Brühl entschlossen war, sie nicht zu engagiren. Julie Holzbacher war der Name des reizenden Kindes, welches sechs Jahre später den meinen zu führen vom Schicksal bestimmt war.

Durch meine erste Frau vom Hoftheater verdrängt, mußte die zweite auf dem neuentstehenden Theater in der Königsstadt ihre Zuflucht suchen, damit ich ihr dort



begegnen sollte, wenn Louise längst im Grabe modern würde.

---

Das Königsstädter Theater wurde am 3. (oder 4.?) August eröffnet. Ich besuchte es nicht. Ich war von einer Parteinuth gegen das neue Unternehmen erfüllt, die an Berrücktheit grenzte. Diese Krankheit war bei allen Mitgliedern des Hoftheaters epidemisch und erstreckte sich also auch auf mich, der sich zur Königlichen Fahne gehörig betrachtete, ohne für seine Person ihr den Eid geleistet, noch Sold und Löhnung empfangen zu haben. Die Nachrichten von den glücklichen und mit Jubel aufgenommenen ersten Darstellungen auf der neuen Bühne machten mich förmlich unglücklich. Ich vermied wo möglich, davon sprechen zu hören. Ja, ich gerieth sogar mit meinem lieben Wilibald Alexis, der in der Voss'schen Zeitung das Evangelium des Lichtes jenseit der Spree predigte, in heftigen Disput und konnte Freund Gubitz nicht begreifen, der da lobte, was dort zu loben war. Auch that ich mir durch mein unbegründetes Schimpfen (um so unbegründeter, weil ich Nichts davon gesehen) großen Schaden und machte mir manchen Feind. Aber so bin ich immer gewesen und so bin ich geblieben zu meinem größten Nachtheil. Weder in Gunst noch Ungunst kannt' ich eine Mitte, und mein Wahlspruch hieß: wer nicht für mich ist, der muß wider mich sein.

Deshalb hab' ich es auch zu Nichts gebracht auf Erden, und Niemand hat mir dafür gedankt.

Gubitz, der schon damals die Redaction des Theaterartikels für recitirendes Drama in der Bostischen Zeitung führte, übertrug mir zu jener Zeit das Referat über die Darstellungen des Königl. Theaters. Es würde mir wenig ziemen, mich als Kritiker zu loben; um so weniger, als ich mich durchaus nicht mehr besinnen kann, wie ich jenes schwierige Amt verwaltet. Nur weiß ich, daß meine arme Frau dabei zu kurz kam, weil ich sie weit weniger lobte, als ich sie gelobt haben würde, wäre sie nicht meine Frau gewesen. Was die Ausführung meiner Recensionen betrifft, geb' ich sie gern Preis; die Richtigkeit der Gesinnung anlangend, bin ich bereit, mit Jedermann in die Schranken zu treten. Ich habe immer niedergeschrieben, wovon ich aus innerer Ueberzeugung durchdrungen war, und umging ich einmal die Wahrheit, so geschah es nur durch Milderung dessen, was nach meiner Meinung tadelnde Rüge verdiente. Andere Sünden hab' ich mir dabei nie zu Schulden kommen lassen. Und in diesem redlichen Bewußtsein muß ich leider behaupten, daß der Ausspruch: es werde einem Jeden mit dem nämlichen Maße zugemessen, dessen er sich bediente, ein grundsätzlicher ist. Wenigstens im Gebiete der Theaterkritik hab' ich ihn an mir selbst als unwahr erprobt.

---

Unsere häusliche Existenz war von der früher in Breslau geführten sehr verschieden. Wir hatten die Nothwendigkeit empfunden, uns einzuschränken, und sahen fast Niemand bei uns, was um so leichter durch-

zuführen ging, weil die Familien, mit denen wir verkehrten, und die uns zu ihren Gesellschaften einluden, durchaus nicht lüftern waren, sich von armem Theater-volk, wie wir, bewirthen zu lassen. Und mit meinen jüngeren Genossen fand ich mich gewöhnlich am dritten Ort zusammen.

Unter diese gehörte auch eine Reihe junger Polen, welche ihre Studien in Berlin vollendeten oder schon vollendet hatten. Ich habe den Umgang mit Polen immer geliebt. Viele von ihnen werden besonders als Jünglinge durch eine bisweilen unbändige Wildheit, die manchmal wie ein nationales Erbtheil erscheint, zu Zeiten beschwerlich, ja sogar gefährlich, weil sie in Haß oder Liebe, gleichviel, keine Grenzen achten und die tollsten Dinge unternehmen. Aber sie entschädigen den Freund für solche Ausbrüche von Rohheit durch eine aufopfernde, bis zu schwärmerischer Hingebung reichende Treue und Anhänglichkeit. Ich stand bei ihnen im Rufe, ein Polenfreund zu sein, — noch von Breslau und von der Universität her, — und deshalb scharte sich dieser Tradition zu Ehren in Berlin eine jüngere Generation um mich her, in deren Gesellschaft jedoch ich mehr Schmerz als Freude genossen habe. Denn mit Schmerz, mit tiefem, innigem Schmerz hat es mich immer erfüllt, jedes fröhlich begonnene Gelage in dem Erguß heißen Grames enden zu sehen. Die übermüthigen, tobenden Jünglinge, wenn sie mich auch oft durch ihre Unbändigkeit in Angst setzten, wurden nachdenklich, still, betrübt, sobald von ihrem Vaterlande die Rede war. Und dann schien jede Spur

leichtsinziger Wildheit verwischt; die Jünglinge stellten sich wie reife Männer dar, entschlossen, dem Tode lächelnd in's Antlitz zu schauen. — Arme Kinder! Warum durften Eure Träume sich nicht erfüllen? — Ich hätt' es Euch gegönnt, — ach, und uns auch!

---

Eines Morgens fand ich in der Berliner Zeitung einen Artikel, der mich lebhaft ergriff. Es war der Vorschlag ausgesprochen, dem längst gefühlten Bedürfnis eines literarischen Vereines zu genügen und eine Gesellschaft zu bilden, welche keinen andern Zweck haben sollte, als gemeinschaftlich Kenntniß zu nehmen von Allem, was im Gebiete schöner Literatur bemerkenswerth erscheine, und Ansichten wie Meinungen gegenseitig darüber auszutauschen! Die Aufforderung war in einem Tone gehalten, der mich annehmen ließ, sie sei die Folge schon vorhergegangener Berathung und zwar unter Männern von bürgerlicher wie literarischer Bedeutung. Diesen mich ohne Weiteres anzuschließen und auf gutes Glück mich einzudrängen, hätt' ich niemals gewagt. Ich zweifelte zu aufrichtig an mir selbst. Doch aber sehnt' ich mich mit ganzer Seele darnach, Mitglied eines solchen Vereines zu werden. Ich vermochte gar nicht, das verhängnißvolle Zeitungsblatt aus den Händen zu legen, während ich einen Plan nach dem andern machte und verwarf. So fand mich Freund Wilibald Alexis. Schon sein Besuch in diesem Augenblick schien mir ein günstiges Zeichen. Wer aber begreift mein Entzücken, als er mir

erklärte, er komme in Hitzig's Auftrage (— daß von diesem die Idee ausging, war mir schon bekannt —), mich zu der ersten constituirenden Versammlung als einen Mit-Stifter einzuladen. Dieser Ausgang übertraf meine kühnsten Erwartungen. Nächst Hitzig und Alexis besinn' ich mich, bei der ersten Zusammenkunft Chamisso, Wilhelm Neumann, Fouqué, Barnhagen, Zeune, Contessa, Stägemann, Nicolovius und Streckfuß gesehen zu haben; doch mögen wohl auch noch Andere zugegen gewesen sein. Auch wuchs die Zahl der Theilnehmer von einer Woche zur andern, weil der Hauptzweck eben nur der war, Kunde zu erhalten von den Zeugnissen der Poesie und Literatur; nicht etwa sich mitzutheilen, was die Glieder der Gesellschaft producirt. Im Gegentheile blieben die Dichtungen der Theilnehmer von dem öffentlichem Vortrage ausgeschlossen. Und solch' weises Gesetz war es, welches diesen literarischen Verein so lange hielt. Der erste Mangel, welcher sich fühlbar machte, betraf die Organe der Mittheilung. Es fehlte an Lesern; Alle wollten Hörer sein. Ich war viel zu verzagt, um mich gleich anfänglich anzubieten; obgleich es mir schon am ersten Abende wie Sphärenharmonie in's Herz geklungen, daß Barnhagen gesagt: wir sollten bei der Anordnung unserer Statuten doch auch Rücksicht darauf nehmen, bisweilen außerordentliche Zusammenkünfte zu veranlassen, wo Damen eingeladen werden dürften, weil es doch möglich sei, daß sich unter den Zutretenden Mitgliebern Talente für's Vorlesen auszeichnen würden, mit denen man eine weib-

liche Versammlung erfreuen könne?! — „Das wird Dir zu Statten kommen!“ hatt' ich bei mir selbst gedacht, aber mich wohl gehütet, es auszusprechen — Nachdem nun einige Neuigkeiten gelesen (ich weiß nicht mehr von wem) und durchgesprochen waren, brachte Hitzig an einem der nächstfolgenden Abende die zierliche und wohlklingende Uebersetzung dreier Lope de Vega'schen Schauspiele von Ernst von Malsburg mit. Vor dem „Dramatischen“ schreckten Alle zurück, und es wollte sich kein Vorleser finden. Mir war es, als hör't ich Trompeten schmettern, die zur Schlacht riefen! — Sieg oder Tod! — Die Versammlung war zahlreich, durch Gäste vergrößert. — Ich erbot mich zu lesen. Mein Antrag ward angenommen, aber nicht ohne den Ausdruck des Erstaunens auf den meisten Gesichtern. In Berlin war von meinem Theatertreiben Nichts bekannt, als daß ich die Bretter verlassen, weil es mir auf denselben nicht gelungen wäre, und auf meine Recitation schien Niemand Vertrauen zu setzen, um so mehr, da ich mich bisher sehr bescheiden und schweigsam zurückgezogen hielt. Außerdem wollen bosshafte Menschen behaupten, ich machte (jezt noch), wenn ich mich an's Vorleser-Tischchen setzte, gewöhnlich ein nichts Gutes verkündendes Schafsgesicht; welches ich denn auch dem mir wildfremden Lope gegenüber zu machen nicht verfehlt haben werde. Derweilen die Herren ihre Stühle rückten, leise flüsterten und gemächlich Platz nahmen, hatte ich mit meinem in solchen Fällen zauberisch raschen Blick die ersten Scenen des Drama's „der beste Richter ist der König“ überflogen;

ich gerieth schon bei den ersten Worten in eine glückliche Stimmung, die mich während des ganzen Stückes nicht mehr verließ, sich vielmehr steigerte und vorzüglich bei den komischen Scenen dem Richtigen zuführte. Da ich das Gedicht eben gar nicht kannte, so wirkte sein Reiz auch auf mich während des Vortrages mit einer solchen Frische, daß ich in einer mich selbst überraschenden Begeisterung blieb. Mag ich auch einzelnen Stellen, weil ich sie nicht vorher studirt und erwogen, nicht ihr Recht angethan haben, das Ganze gelang vollkommen; gelang, wie es mir niemals wieder gelungen ist, denn ein solcher Fall konnte ja nicht mehr eintreten. Wie würd' ich denn jemals wieder gewagt haben, mich unvorbereitet meinen Hörern gegenüber zu setzen? Alt und Jung war überrascht und erfreut. Aus diesem Kreise und von diesem Abende fing sich ein Ruf meines Talentes in Berlin zu verbreiten an. Chamisso sagte oft, wenn er sich meines ersten Austritts als Vorleser erinnerte: an jenem Abende ist unser Holtei entdeckt worden!

Sehr bald sicherte ich mir das Wohlwollen der Gesellschaft, und als ich einigermaßen festen Fuß hatte, beeilte ich mich, die „Shakespeare-Freunde,“ Albrecht obenan, hineinzuziehen. Auch der geistreiche und feingebildete Schauspieler Wolff ließ sich aufnehmen und bekam keine schwarze Kugel. Wir genossen sehr schöne Abende, die sich an mäßig besetztem Abendtische bei einem Glase Wein und belebter Unterhaltung oft bis in die Nacht dehnten. In solchen Unterhaltungen wurde denn auch meiner Versuche, Shakespeare'sche Dramen vorzulesen,

von den jüngeren Freunden gedacht, und da sich dieselben für die literarische Gesellschaft\*), die zunächst an Neuigkeiten gewiesen sein wollte, nicht eigneten, auch der Wunsch geäußert wurde, Damen einzuführen, so erklärte ich mich bereit, in einem eignen dafür zu mietenden Saale vor einem durch mich und unsere Mitglieder einzuladenden Publiko eine Wanderung durch jene Zauberhallen zu unternehmen, was denn mit allgemeinem Applause auf- und angenommen wurde.

Bevor aber noch dieser Entschluß in's Leben trat, klopfte der Tod an unsere Thüre. Meine Frau, die sich, ihre Krampfanfälle abgerechnet, leidlich befand, kam in den letzten Tagen des November von einer Fahrt nach Potsdam, wo die Königl. Schauspieler bekanntlich hiesweisen Vorstellungen geben, in später Nacht fröstelnd und erkältet heim. Ich war aufgeblieben, sie zu erwarten; wir plauderten noch lange, eh' wir zu Bette gingen, und mir ist dieses Gespräch deshalb so erinnerlich, weil es das letzte war, welches sie zusammenhängend und in klarem Bewußtsein mit mir durchzuführen vermochte. Denn schon am nächsten Tage, — doch wir wollen die traurige Zeitfolge in dieser Erzählung beobachten. Es war ein Sonntag. Für's Königl. Schauspielhaus war eine

---

\*) Die Gesellschaft nannte sich, obgleich sie bald nach ihrem Entstehen den Versammlungstag Mittwoch mit dem Dienstag und diesen wieder mit dem Montag vertauschte, lange Zeit hindurch: Mittwochs-gesellschaft, bis sie endlich den passenderen Titel: „Gesellschaft für in- und ausländische schöne Literatur“ annahm.



Vorstellung des vielbeliebten „Räthchen von Heilbronn“ angesetzt. Ich, voll von Entwürfen und Vorarbeiten zu kleinen Liederspielen, nach denen der General-Intendant Graf Brühl um so begieriger war, als die Rivalität des fleißigen und rüstigen Theaters in der Königsstadt zur Thätigkeit in diesem Genre herausforderte, hatte mich für diesen Abend bei Dr. Casper (dem jetzigen Geheimen Medizinalrath) versagt, um mit diesem an den glücklichsten Einfällen und witzigsten Schlagworten so reichen Manne, der selbst eine Menge kleiner, anmuthiger Liederpossen (leider nur für Privatzwede) verfaßt hat, auf französische Weise ein gemeinschaftliches Scenarium zu besprechen und zu versuchen, ob es mir gelingen würde, seine geistreichen Gedanken für meine Zwecke glücklich zu verwenden. Wir hatten verabredet, daß ich nach 7 Uhr bei ihm erscheinen, und daß Louise sich dann nach Beendigung des Schauspiels gleichfalls bei Madame Casper\*) einfinden sollte. Die ersten Acte des „Räthchen“ sah ich noch aus der Coullisse mit an und bemerkte wohl an Louise eine erhöhte Exaltation, die bisweilen krankhaft schien, die mich aber weiter nicht beunruhigte, da sie selbst mich während der Pausen versicherte, daß sie sich keinesweges schlimmer fühle, als gestern, und auf jeden Fall nach dem Theater zu Casper's kommen werde. So schieden wir, und ich eilte heiteren Sinnes nach Dr. Casper's traulichem Arbeitsstübchen. Kaum hatte ich die Bühne verlassen, als Louise den Umstehenden, wie mir nachher

---

\*) Eine Nichte unseres lieben Freundes Ludwig Robert.

gesagt worden, die Aeußerung gethan: „Ich bin ernstlich krank, und wenn ich mich diesmal niederlege, werd' ich nicht mehr aufstehen.“

In lebhaftem Gespräche über mein neues Viederspiel vergingen schnell einige Stunden; — als die Wächter ihr Zehn-Uhr-Signal gaben und Louise noch nicht bei uns war, überfiel mich eine ängstliche Ahnung. Ich eilte heim. Da fand ich sie in einem wilden Fieberzustand, die verworrensten Dinge durcheinander fabelnd und so förmlich außer sich, daß ich in den ersten Augenblicken glaubte, dies müßten ihre letzten sein. Aber ehe ich noch Besinnung fand, nach ärztlichem Beistande mich umzuthun, verbat sie sich in ruhigeren Momenten ausdrücklich, daß heute Nacht Gräse (dies war unser Hausarzt) gestört werden solle, indem sie wiederholt versicherte, es habe keine Gefahr, und sie werde sich bald beruhigen. Unter anderen Verhältnissen und bei anderer Persönlichkeit würde ich mich mit diesen Versicherungen nicht zufrieden gestellt haben; aber bei ihr, wo die furchtbarsten Convulsionen mich seit Jahren durch Gewohnheit abgestumpft hatten, war ich bald geneigt, ihr zu glauben; um so mehr, als sie nach und nach in einen schlafartigen Taumel versank, den ich immer nur mit ihrer Krampfnatur in Verbindung setzte. Die Nacht verging ziemlich ruhig, und als ich am frühen Morgen Gräse herbeigeholt, erklärte dieser ihre Krankheit für einen Rückfall in jene gichtisch-rheumatischen Leiden, die sie schon als junges Mädchen einmal an den Rand des Grabes gebracht, und von dem er sie damals wirklich gereitet. Dieser Autorität war nicht zu widersprechen.

Seiner Leitung gemäß wurden alle Mittel, als Räucherungen von Bernstein, Einwickelung in Flanell und Sichttaffet und dergleichen mehr angewendet, ein förmliches Krankenzimmer wurde eingerichtet, und mit der Aussicht auf eine wenn auch nicht gefährliche (denn Gräfe versicherte, daß dieser Anfall lange nicht so heftig sei, als jener erste gewesen), doch sehr langwierige Niederlage etablirte auch ich mich im geräumigen Gemach, ließ meinen Arbeitstisch ihrem Bette gegenüber setzen und war nun entschlossen, auszudauern, wie meine Pflicht und mein Gefühl mir geboten.

Unterdessen war die Aufführung einer Posse herangekommen, die ich auf Wunsch des Grafen Brühl als Seitenstück zu den stets beliebten „Wienern“ unter dem Titel: „Berliner in Wien“ geschrieben. Ich hatte sehr viel Fleiß auf diese Arbeit verwendet, die Melodien sorgsam zusammengestellt und mich nach allen Richtungen bemüht, recht witzig und lustig zu sein. Vielleicht war es mir grade deshalb nicht gelungen. Während einzelne Scherze belacht und beklatscht wurden, machte das Ganze einen unbefriedigenden Eindruck und hielt sich nur durch Gern's und Rütbling's vortreffliches Spiel. Louise ließ sich genauesten Bericht von dem Erfolge abstaten, und da sie aus meinen Schilderungen vom Benehmen des Publikums heraushörte, daß sich an manchen Stellen mißfällige Opposition kundgegeben, so bestand sie darauf, ich solle das Stück zurücknehmen und nicht mehr spielen lassen, — bis Gräfe ihr am anderen Morgen die Versicherung gab, daß jene Opposition nur von wenigen

Zischern versucht und durch die überwiegende Menge zum Schweigen gebracht worden sei. Es war mir sehr interessant, zu beobachten, wie sie auf dieses Gespräch mit vollkommen hellem und ungetrübtem Bewußtsein einzugehen vermochte, während sie übrigens beinahe unfähig war, zusammenhängend zu denken und zu sprechen, weil sich in jede Unterhaltung, die man mit ihr versuchte, fortwährend die störendsten Phantasieen mischten, was mich besonders in der Nacht, wo es einen grauenhaften Anstrich bekam, wirklich manchmal zur Verzweiflung brachte. Nur zu bald fing ich an zu bemerken, daß Gräfe an seiner ersten Ansicht über ihre Krankheit irre wurde. Er gab die dahin schlagenden Mittel auf, versuchte andere, abweichende und schien eigentlich im Ungewissen zu sein. Auf einmal, zu meiner höchsten Ueberraschung, verordnete er einige Aderlässe. Das reichlich entströmende Blut wies sich als heftig entzündet und verdorben aus. Er selbst vermochte nicht zu leugnen, daß dieser Schritt früher, vielleicht gleich anfänglich hätte geschehen müssen. Jetzt gewährt' er kaum eine vorübergehende Erleichterung. Heftige Fieberanfälle erneuerten sich, die regelmäßig in Frost, Hitze und Schweiß verliefen und in vierundzwanzig Stunden sich gewöhnlich mehrmals wiederholten. Dennoch leugnete Gräfe entschieden, daß die Krankheit todesgefährlich sei, und wendete sichtlich den sorgfältigsten, unermüdlichsten Fleiß auf ihre Behandlung. Meinen Zustand dabei kann ich gar nicht schildern. Trotz der niederdrückendsten Angst und Bangigkeit, unter der ich wie ein Sklave umherschlich, glaubte ich doch nicht an Louise's

Tod. Die steten Nachtwachen, der gänzliche Mangel an Ruhe, das unaufhörliche Emporfahren aus augenblicklichem Schlummer hatten mich völlig verbummt. Drei Wochen waren so vergangen.

Mit unserer Kasse stand es sehr schwach. Ich machte mir mancherlei Sorgen, wie ich im Stande sein würde, die täglich steigenden Ausgaben zu bestreiten. Doch wollte Louise, sobald sie nur einen lichten Moment hatte, daß den Kindern und Dienstboten am Weihnachts-Abend „aufgebaut“ werden sollte und zwar vor ihrem Bett. Ihrem Willen zu genügen, war ich auf den Weihnachtsmarkt gegangen, grüne Bäume, Kerzen, Geschenke und was sonst zu einem norddeutschen Christabend gehört, heimzuschleppen, — da fand ich vor meiner Thüre, beladen mit Kisten und Kasten und meiner Rückkehr harrend — Freund Gubitz. Der hatte, in der Meinung, ich würde behindert sein, des Tages zu gedenken, für unsere Kinder und für Louisen eingekauft, so reichlich und so freigebig, als ob er ein wunder wie reicher Mann sei, der die Seinigen beschenken wollte! Und verlegen, in gutmüthiger Hast, schob er mir all' die Herrlichkeiten hin und lief sammt denen, die ihm tragen halfen, rasch davon, als ob er Feuer an mein Haus gelegt hätte! Ich wünschte nur, der gute Mann möchte das Auge der Kranken gesehen haben, wie ich ihr davon erzählte, und wie es plötzlich die düstere Gluth des Fiebers auf einen Augenblick mit dem sanfteren Feuer freudigen Dankes vertauschte.

Noch einer anderen Freude muß ich gedenken, die uns aus der Ferne in die Nacht der Krankenstube

lächelte. Ich habe schon oben erwähnt, daß nur drei Theater-Direktionen von meinem romantischen Schauspiel „die Sterne“ wohlwollend Kenntniß genommen. Von diesen dreien hatte jedoch nur eine die Aufführung gewagt, gewiß in keiner anderen Absicht, als um dem Verfasser eine Aufmunterung zu gewähren. In Leipzig war das Stück gegeben worden und war, obgleich mit den besten Schauspielern jenes damals sehr guten Theaters besetzt, rettungslos durchgefallen. Dies berichtete mir der Direktor, Hofrath Küstner, in einem ebenso schonenden als theilnehmenden Briefe, redete mir zu, mich durch dies Mißlingen in der Ausbildung meines von ihm und seinen literarischen Freunden anerkannten Talentes nicht abschrecken zu lassen, und fügte seinen Zeilen ein Honorar von zwanzig Dukaten für die durchgefallene Stück bei, „als ein Zeichen des Vergnügens, welches ihm persönlich die Lektüre desselben gemacht!“ Ein Privat-Unternehmer — ein nur einmal dargestelltes Stück — persönlicher Antheil für einen jungen Schriftsteller — zwanzig Dukaten — und Deutsches Theater!!! — — Ich schüttete die blanken, goldenen Münzen in Louise's Hände, als ein Geschenk für sie, und vergaß dabei den Schmerz des niedergeschlagenen Autors, weil sich die Kranke darüber freute und wie ein Kind damit spielte. — „Über Dein Stück hat doch recht gefallen in Leipzig?“ fragte sie und wollte Küstner's Brief hören. Doch in der nächsten Minute fing sie wieder zu phantasiren an und vergaß ihre Frage.

---

Mit dem neuen Jahre (1825) hatten meine Vorträge Shakespear'scher Stücke begonnen, zu denen ich durch gedruckte Aufforderung einen ausgewählten Kreis, der sich immer des Freitags versammelte, eingeladen. Ich begann mit „Was Ihr wollt.“ Der Andrang wurde so groß, daß der Saal schon am zweiten Abende zu klein schien; meine Freunde tadelten mich, und ich selbst fing an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht ein Abonnement für diesen Zweck eröffnet. Da nun Diejenigen, welche sich durch die von mir erbetenen Eintrittskarten mir verpflichtet glaubten, sich erkenntlich zeigen wollten, so war die nächste Folge eine unermessliche Menge von Einladungen in Häuser, die mir fremd gewesen. Glücklicherweise entschuldigte mein Amt als Krankenwärter jede Weigerung. In der That, dieses Amt war kein leichtes, denn Louisen's Zustand wurde mit jedem Tage bedenklicher. Gräfe wollte seine Befürchtungen hinter trostreichen Worten verbergen, war aber doch nicht immer Herr seiner Mienen und versank oft, wenn er die Kranke beobachtend und forschend lange angeschaut, in ein schmerzliches Schweigen. Als ich dadurch erschreckt einmal heftig in ihn drang, erbat er sich die Erlaubniß, einen anderen Arzt mitzubringen. Natürlich stellte ich seinem Wunsche Nichts entgegen. Es mag in der ersten Woche des Januar gewesen sein, als eines Abends der Fieberfrost, der Louisen zu überfallen pflegte, so heftig eintrat, wie wir ihn noch nicht erlebt. Er schien diesmal sogar den hoch übereinander gehäuften Decken, Kissen und Betten, die wir aus allen

Winkeln des Hauses herbeiholten, nicht zu weichen, indem er die Leidende buchstäblich ellenhoch empor schleuberte und ihre Glieder auseinander zu schütteln drohte. Ich stand vor Schrecken starr bei diesem traurigen Anblick, als die Thüren sich öffneten und Gräfe eintrat, an seiner Seite den alten, weltberühmten Heim. Dieser ging raschen Schrittes auf die Kranke zu, und nachdem er sie einige Minuten lang durchdringend angesehen, eröffnete er mit seinem Kollegen ein lateinisches Gespräch, aus dem ich nur heraushörte, daß er über den so spät angewendeten Aderlaß verwundert schien. Louise erkannte den neuen Arzt. Sein Erscheinen erschreckte sie. Es war, als ob sie dasselbe für ein Zeichen ihres Todes hielt. Sie wollte reden. Unzähligemale versuchte sie ein Wort zu bilden, aber der schauerhafte Frost, der ihre Zähne klappernd gegeneinander schlug, machte es ihr unmöglich. Je mehr wir ihr zusprachen, sie möge sich doch beruhigen und gedulden, desto leidenschaftlicher drückte sie den Wunsch aus, sich mitzutheilen, und endlich gelang es ihr, durch eine Bewegung der Finger anzudeuten, daß sie schreiben wolle. Ich mußte ihr Papier und Bleistift reichen, und nun zwang sie mit einer verzweifelnden Gewalt, die sie dem Fieber entgegensetzte, ihre hin- und herfliegende Hand, einzelne Schriftzüge aufzuzeichnen, aus denen wir, nachdem sie das Blatt mit einem ausdrucksvollen Blick dem alten Heim zuwarf, mit vieler Mühe die Worte entzifferten: „Ich würde diesen Anfall nicht so heftig gehabt haben, wenn Ihr Kommen mich nicht erschreckt hätte!“ Diese wenigen Worte, welche mit



langen, abenteuerlichen Buchstaben den ganzen großen Raum des Bogens einnahmen, hatten etwas ebenso Gespenstiges, als die Stunde, in welcher sie auf so seltsame Weise niedergeschrieben worden. Sogar der alte Heim, der doch gewiß im Laufe seines fünfzigjährigen Wirkens ärztliche Ruhe gewonnen, konnte sich eines Schauders bei diesem Anblick nicht erwehren. Er erklärte, daß jetzt keine genügende Besprechung mit der Leidenden möglich sei, und entfernte sich schleunig, indem er seine Wiederkehr für den nächsten Morgen verhiess.

Er kam, und kam von nun an täglich zwei- bis dreimal. Gräfe, der sich unwohl fühlte und einige Wochen lang das Zimmer hütete, erschien nicht wieder an Louise's Krankenbett.

In dem Grade, als ihre Kräfte abnahmen, wurden auch die Fieberanfälle schwächer, und ich sah darin ein Zeichen vorschreitender Genesung. Heim that Nichts, mich zu enttäuschen. Vielmehr stärkte er meine Hoffnungen durch allerlei bestätigende Aeußerungen, unter denen diejenige, die er Louise täglich wiederholte, obenan stand, daß er, der das Theater niemals besuche, gewiß nicht fehlen würde, wenn sie zum ersten Male wieder als „Räthchen“ aufträte. Beinaß' acht Wochen lang hatt' ich Tag und Nacht bei der Kranken, unterstützt durch einige Freundinnen, die auch schon im Grabe liegen, zugebracht und war nur auf Stunden von ihr gewichen, um in die Litteraria oder zu meinen Vorlesungen zu gehen. Da kam mir unerwartet eine Einladung zu einem der Mit-Direktoren des Königsstädter

Theaters, einem der angesehensten Banquiers in Berlin, und es wurde mir bemerkt gemacht, daß man bei diesem Diner Unterhandlungen mit mir anzuknüpfen geneigt sei wegen unseres Ueberganges zum Feinde jenseit der Spree. Und ich, trotz der bisher zur Schau getragenen Gegnerschaft, war nicht minder geneigt, auf solche Unterhandlungen einzugehen, weil von Seiten der Hoftheater-Intendanz Mancherlei geschah, was Louise tief gekränkt haben mußte, hätten wir sie davon unterrichtet. Namentlich war Dlle. Bauer, ein bei jenem neuerblühenden Theater neu erstandenes, eben beginnendes Talent, dort weggelockt und beim Hoftheater mit einem Gehalt angestellt worden, der den meiner armen Frau um das Doppelte überstieg. Ich fand mich also ganz in der Stimmung, einen entschiedenen Schritt über die Spree zu thun, um so mehr, weil eine mir beim Hoftheater dargebotene Stellung als Regisseur ic. sich von einem Tage zum anderen in's Blaue zog. Und in dieser Stimmung, beruhigt über meine Kranke, welche sich zwar schwach, aber ruhig und schmerzlos befand, durch unsern würdigen Arzt aufgefordert, ließ ich mich bewegen, der Einladung zu folgen. Man hatte mich am Tische neben den Syndikus des Königl. Theater, Herrn Justizrath Kunowski gesetzt, und wer die lebendige Eindringlichkeit dieses geistreichen Mannes kennt, wird begreifen, daß er nicht lange Zeit brauchte, um mich mit Haut und Haar für das Interesse der Anstalt zu gewinnen, deren Interesse auch ihm damals noch ein Höchstes war. Ich vergaß im Laufe unserer

Unterhaltung, daß Louise auf einem zweimonatlichen Krankenlager hingestreckt unfähig sei, an unseren Entwürfen irgend Theil zu nehmen. Ich ging mit feurigem Willen in alle Pläne ein, und wir verließen die Tafel, Runowski und ich, vollkommen klar über unsere nah' bevorstehende Vereinigung.

Es mag sechs Uhr gewesen sein, als ich nach Hause kam. Ich fand Louisen ruhig, wie ich sie verlassen, klarer an Geist und fast heiteren Muthes, so daß ich ihr Einiges aus meinen Unterhandlungen mit R. erzählte, was sie lächelnd anhörte. Mir war durch mein Tischgespräch, in welchem auch sehr viel von dem Bedürfniß neuer, kleiner Stücke die Rede gewesen, wiederum die Arbeitslust erwacht, und ich nahm — seit acht Wochen zum ersten Male — die Posse wieder vor, über deren Entwurf wir geplaudert, an dem Abende, wo Louise krank geworden war. So saß ich dem Bette gegenüber, schrieb und warf häufig einen Blick nach der Kranken, den sie jedesmal durch ein wehmüthiges Lächeln erwiderte. Es fiel mir nicht auf, daß ihr Auge matter wurde, und daß sein Glanz gleichsam erlosch. Ich glaubte, sie wolle schlafen. Nach acht Uhr kam Heim. Er war kaum an's Lager getreten, hatte kaum einen Augenblick die Kranke angesehen, als er sich mit einer gewissen Angstlichkeit abwendete, Schreibgeräth von mir beehrte, ein Rezept schrieb und dann eilig und ungeduldig, ohne wie er sonst liebte, auf mein Gespräch zwischen Thür und Angel einzugehen, sich entfernte. — (Er hat später geäußert, ihm sei es unmöglich gewesen, mir, den er so

unvorbereitet gesehen, die Wahrheit zu sagen, und er sei entflohen, um nicht Zeuge des Austrittes bleiben zu müssen, den er beim herzlichsten Mitgefühl nicht zu verzögern, um wie viel weniger zu verhindern im Stande war.) — Nicht zwei Minuten hatte meine Entfernung von der Kranken gedauert, und so groß war die mittlerweile vorgegangene Veränderung in ihren Zügen, daß sie mich auf einmal mit Schreck erfüllte. Eine halb Schlummernde hatt' ich zu verlassen gewähnt, eine Sterbende sah' ich wieder. Zitternd ergriff ich ihre Hand, fragte, wie sie sich fühle, und empfing die kaum hörbar geflüsterte Antwort: „Mir ist sehr wohl, nur etwas müde bin ich.“ — Als um neun Uhr Heim, der Sohn, den sein Vater mir liebevoll zum Beistand gesendet, hinzutrat, kam er eben zurecht, die letzten Athemzüge der sanft Scheidenden zu vernehmen. Louise starb am 28. Januar 1825, Abends nach neun Uhr.

Die Sektion, welche Heim im Beisein sehr vieler Aerzte veranstaltete, ergab, daß sie an den Folgen einer Herzbeutel-Entzündung gestorben war.

Ueber mich und meinen Seelenzustand vermag ich aus jenen Tagen keine Rechenschaft abzulegen. Ich hatte bis zur letzten Stunde so fest an die Trostsprüche der Aerzte geglaubt, Louise's Tod schien mir eine so unmögliche Begebenheit, und der Tod überhaupt hatte für mich, der ich ihn noch nicht oft gesehen, etwas so Fremdartiges, daß ich von diesem Schlage betäubt halb bewußtlos umher schlich. Ermattet und aufgerieben durch die lange anstrengende Pflege, die beschwerlichen

Nachtwachen in schwüler Zimmerluft, geistig verwirrt durch die exaltirten Träume und Visionen der Kranken, glaubte ich wirklich unterliegen zu müssen. In dieser Lage war ich denn auch nicht im Stande, meine Vorlesungen, deren noch vier in Rest blieben, zu vollenden. Es kam nun darauf an, die Besucher davon in Kenntniß zu setzen, und zu diesem Endzweck verfaßte Hitzig eine ganz schlichte Anzeige für die Zeitungen. Man mag sich einen Begriff von dem damaligen Zustande der Berliner Lokal-Censur machen, wenn ich versichere, daß ihr Haupt, der Herr Geheime-Rath Grano, jener Anzeige sein imprimatur verweigerte, weil die darin erwähnten Vorträge nicht „als öffentliche“ zu betrachten wären. Er ließ sich auch nicht bewegen, obgleich Hitzig ihn mündlich darum anging. — Was in den Tagen trostloser Betrübniß Hitzig, Chamisso, Willibald Alexis, Wolff, Uechtritz, Albrecht u. a. Freunde durch ihre Gegenwart und ihr theilnehmendes Eingehen in meinen Schmerz an mir gethan, das gehört zu den Wohlthaten, für die es keine Bezeichnung giebt. Mir war in solchem Umgange besonders deshalb so wohl, weil jene Guten Geduld hatten, mich immer von ihr, die ich beweinte, sprechen zu hören. Ueberhaupt hab' ich nie begreifen lernen, wie und warum der Zurückbleibende sich bemühen soll, dem Schmerze über seinen Verlust zu entfliehen, was man häufig von ihm verlangt und ihm tröstend anrath. Ich finde im Gegentheil, daß auch hier das Natürlichste das Beste ist, und daß man seinem Herzen und Gefühl folgend sich ganz und gar in die Trauer

versenken mag. Ich ließ, sobald nur die Leiche aus dem Sterbezimmer gebracht war, all' mein Geräth hineinbringen, machte den Platz, auf dem Louise gestorben, zu meinem steten Aufenthalt und schlief in der Bettstatt, aus welcher sie das letzte Wort an mich gerichtet. Ja, ich schlief! Schlief wirklich! Und einen so festen Schlaf, wie ich ihn seit der Kindheit nicht genossen. Erst nachdem einige Nächte vollkommener Ruhe mich gestärkt, nachdem ich gleichsam die meinen Nerven nöthige Abspannung im erquickenden, ungestörten Schlummer nachgeholt; war ich kräftig genug, mein Unglück in seiner ganzen Größe zu empfinden. Erst als Louise begraben war, wußte ich, daß sie todt sei. Wie manchen Abend, wo die frühe Winter-Dämmerung mit ihren düsternen Schatten in's Zimmer schlich, hab' ich rath- und trostlos vor mich hingestarrt, wenn meine Augen trocken wurden, weil alle Thränen im Laufe des Tages schon ausgeteint waren. Dann schloß ich die Thüre, daß Niemand zu mir käme. Sogar die Kinder mit ihren Liebkosungen belästigten mich. Ich wollte allein bleiben. — Aber eine Freundin suchte dennoch den Eingang. Sie trat im Dunkel vor mich und reichte mir die Hand. Es war die Poesie. Und in ihrem Schutze fand ich Worte für meinen Gram, Form für meine Worte. Ich weiß nicht, wie der unbefangene Leser über jene Strophen, die ich Louisen's Andenken gewidmet, denkt; mir sind sie bis heute lieb und werth geblieben, denn sie gewährten mir sanfte Linderung.

---

Daß die Kinder, in ihrem zarten Alter, weiblicher Pflege bedürftig, bei mir nicht verweilen konnten, sah ich ein, obwohl der Gedanke, mich von den heiteren, kleinen Geschöpfen trennen zu müssen, die sich so lebensfroh und lustig um mich her tummelten und, wenn ich am Arbeitstische saß, unter meinen Füßen spielten, wie die Engel zu mir empor lachend, jedesmal, wenn ich ihn dachte, wie ein Nadelstich durch mein Herz drang. Als aber Louisen's Pflegemutter, deren treue Liebe eine wirkliche Tochter in ihr verloren, sich erbot, auch dieser mutterlosen Kinder Pflegerin zu werden; als sie mir ihre Schwester nach Berlin sendete, damit unter deren Schutze Heinrich und Marie nach Schlessen gebracht werden möchten, dankt' ich dem Himmel und ließ die jubelnden Kleinen, die sich der Pferde und des Wagens freuten, in Gottes Namen von dannen ziehen.

Nun erst war ich verwittwet, nun erst recht einsam und verlassen. Und ich stand vor einem Wendepunkt meines Lebens. Hätt' ich damals irgend ein ernstes Amt zu verwalten, hätt' ich mit voller Thätigkeit mich in ein sicheres Geschäft zu werfen gehabt, so würde der ernste Sinn, der in mir vorherrschte, auch tiefere Wurzel gefaßt und mich zu einem stillen, soliden Dasein geleitet haben. Die Lust am Leben oder vielmehr an den Gelüsten des Lebens schien erstorben; Entbehrung wäre mir nicht Entsagung gewesen; ich suchte Nichts als Ruhe. Aber wo sollt' ich die finden? Wohin ich blickte, fand ich mir keine Zukunft, als in der Förderung des sogenannten Talentes, in der Laufbahn des Schriftstellers, im rau-

schenden Trüben der Theaterwelt! Dazu kam, daß Graf Brühl, der wohl so etwas von Wehmuth empfand, an Louise nicht mehr gut machen zu können, was er ihr im Leben versagt, sich geneigt erklärte, mir zu erweisen, was sein gutes Herz, sein rechtlicher Sinn der Todten schuldig zu sein glaubte. Er versprach mir die schon früher in Aussicht gebrachte Anstellung als Regisseur und Theaterdichter. Eitelkeit und Hoffnung regten sich in mir. Sie erweckten nur zu zeitig eine kaum entschlummerte Begier, „meine Jugend zu genießen!“ Unbeschränkte Freiheit lockte mich hinaus sammt ihren Vorrechten und Privilegien. Junge Freunde kamen mir auf halbem Wege entgegen — und ein wildes Leben begann!

Der Uebergang von schmerzlichster Zerknirschung, isolirter Trauer, thränenhafter Zurückgezogenheit in den Strudel des lärmendsten Verkehrs, der tobendsten Gesellschaft kam so plötzlich, daß ich gar nicht Zeit hatte, mich zu besinnen. Als ich, fortgerissen von der Gewalt des Augenblicks, mich wieder sammeln, meiner selbst Herr werden wollte, war es zu spät; ich fand den heißen Schmerz nicht mehr in meiner Brust, den ich so heilig geachtet; er war vom Rausche des Genusses fortgespült. Es ist nothwendig, dabei zu bemerken, daß ich vorher niemals ein dissolutes Leben geführt. Meine erotischen, meist sentimentalen Verhältnisse vor und während der Ehe hatten mich, mehr als jeden Andern meiner Freunde und Genossen, gemüthlich so sehr in Anspruch genommen, daß ich bei'm schlechtesten Rufe, den äußerliche Unbesonnenheit mir zuzog, doch immer hätte behaup-



ten dürfen, ihn nicht zu verdienen. Jetzt schien die Lebensregel der phlegmatischen Holländer, daß jeder junge Mensch einmal „rasen“ müsse, früh oder spät, — sich nachträglich an mir zu erfüllen, und Berlin ist ein gesegneter Tummelplatz für solche Rasereien. Weber in dem Zwecke dieses Buches, noch in meiner Absicht kann es liegen, hier auf Einzelheiten und ausführliche Schilderungen unseres wüsten Lebens einzugehen. Eben so wenig denk' ich daran, mich zu schonen. Ich werde die Wahrheit nicht verhehlen, wo sie sich anbringen läßt, ohne das Zartgefühl der Leser zu verletzen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die sich kreuzigen und segnen „über ihre vormalige Ruchlosigkeit“ und ringsumher Tugend predigen, seitdem sie tränkeln und sorgfältig Diät halten müssen. Ohne mir schwere Vorwürfe zu machen, darf ich auf jene tollen Zeiten zurückblicken. Kein Vertrauen hab' ich getäuscht, kein Gefühl betrogen, kein Versprechen gebrochen, meiner Selbstsucht niemals das Glück oder die Ehre Anderer geopfert. Wo ich fehlte, hab' ich nur gegen mich gefehlt und mußte gewöhnlich schwer genug büßen. Doch das hab' ich mit mir selbst abzumachen, und wenn ich mich nicht beklage, über mich hat Niemand Klage zu führen. Wie gesagt, mit ruhigem Ernst blick' ich zurück, und obgleich dem jugendlichen Uebermuthe, der mich getrieben, durch meine Jahre entrückt, begreif' ich bei unbefangener Betrachtung der Vergangenheit gar wohl, warum ich ihm mich hingeben müssen. Es hat mich deshalb förmlich betrübt, nach fünfzehn Jahren einem Theilnehmer unserer wildesten

Berliner Epoche zu begegnen, der, wie ich wohl behaupten darf, zu seiner Zeit der Schlimmste von uns war, der in mittheillosem Egoismus seine Sinnlichkeit zum Mittelpunkt des Daseins machte, Nichts heilig hielt, Nichts schonte, keine Pflicht gegen Andere gelten ließ, wo es dem eigenen Vergnügen galt, — und der jetzt, in rheumatische Beschwerden und pietistische Unduldsamkeit versunken, Wehe ruft über meine irdische Unheiligkeit.

Der Umgang mit einem lustigen Völkchen zog mich aber keinesweges von dem Verkehr mit meinen ernstern, würdigeren Freunden und Gönnern zurück. Ich besuchte die „Literaria“ regelmäßig und wurde, was ich wohl ohne Anmaßung aussprechen darf, nach und nach eines ihrer wirksamsten Mitglieder, nicht nur, weil ich als Vorleser die Theilnahme für auch schwache Neuigkeiten rege zu halten, sondern auch, weil ich dem geselligen Beisammenweilen durch fördernde Anregung belebenden Zusammenhalt zu geben wußte. Hitzig überließ mir gern und voll Vertrauen die Anordnung mancher hübschen Festlichkeit. Je länger die Gesellschaft bestand, desto weiter dehnte sie sich aus. Die Geburtstage großer Dichter, die Anwesenheit berühmter Leute veranlaßten Zusammenkünfte, bei denen auch weibliche Anmuth und Schönheit würdig vertreten wurden. Und daß ich solchen Abenden keinen Schaden gebracht habe, werden mir diejenigen freundlich bestätigen, die sich derselben noch erinnern. Ich erzähle das nicht etwa, um mich zu loben; vielmehr lediglich deshalb, weil es andeuten soll, wie es in meinem Naturell gelegen, aus den Tiefen, in welche

ich oft rücksichtslos hinabstieg, immer wieder den Weg in reinere Luft und höhere Sphären zu suchen und zu finden. Unter den älteren und zum Theil sehr strengen Geschäftsmännern, die den Kern der Mittwochsgesellschaft bildeten, befand sich wohl nicht Einer, der nicht mehr oder weniger Kenntniß gehabt hätte von meinen — Verirrungen, wenn ich es so nennen soll. Aber ich wüßte dennoch nicht Einen, der darum weniger freundlich gegen mich gewesen wäre oder mir seine Zuneigung entzogen hätte. Nicht etwa, daß ich jemals versucht hätte, zu heucheln. Im Gegentheil gab ich mich vollkommen, wie ich war; suchte sogar Etwas darin, mich möglichst schwärzer zu machen. — Vielleicht lag eben darin meine Entschuldigung?

---

Einer Bekanntschaft hab' ich noch zu gedenken, die ich damals machte, und die mir doppelt merkwürdig ist, weil sich an die ersten Worte, mit denen sie begann, eine für den Theater-Schriftsteller bedeutende Betrachtung knüpft. Raupach, von dem ich mehrere bereits im Druck erschienene, aber auf keiner Bühne gegebene, vielleicht auch nicht darstellbare Dichtungen kannte, fand sich in Berlin ein, um diesen Aufenthaltsort mit seinem bisherigen, mit Petersburg, zu vertauschen. Ich wurde ihm durch Hitzig vorgestellt, und da ich ihm mit meiner sorglosen Treuherzigkeit als schlesischer Landsmann entgegen- ging, fand ich mich durch sein zurückhaltendes, fast kaltes Benehmen ein wenig erschreckt. Er kam eben aus dem

Theater, wo er das (leider auf allen deutschen Bühnen beliebte) Stück: „der Bräutigam aus Mexico“ mit ansehen hatte. Ich war ein großer Gegner dieses und aller übrigen Kinder Claren'scher Muse und will nicht leugnen, daß in meiner Gegnerschaft eine gewisse Undankbarkeit lag, denn Claren hatte uns, als Louise in Berlin gastirte, gütig aufgenommen, uns sein Haus gastlich geöffnet, für Louisen's Engagement gewirkt und viele Beweise uneigennütigen Wohlwollens gegeben. Nichts desto weniger fand ich seine Stücke abscheulich nach meiner Ansicht; eine Ansicht, die ich bei meinen heutigen Gesinnungen von der Sache um Vieles milder aussprechen würde, die ich aber damals im Gespräch mit Raupach so schroff als möglich kund gab, ihn bedauernd, daß er gerade eine solche Komödie zuerst mit ansehen müssen. Raupach nahm eine Prise und erwiderte: „Nun, ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, sehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennen zu lernen, den ich einschlagen soll, um auf das deutsche Theater Einfluß zu gewinnen. So lang' ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei Allem, was dem Publikum behagt, muß man im Stande sein, die Gründe aufzufinden, warum dies geschieht. Und ist man erst darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderem Wege!“ Diese mit Festigkeit und vollkommener Ruhe gesprochenen Worte frappirten mich sehr. Aber sie erhielten für mich erst ihre ganze Bedeutung, als Derjenige, welcher sie seiner Sache so

gewiß ausgesprochen, sich bald nachher der Deutschen Bühne von Berlin aus bemächtigte und sie durch die Kraft seines Willens länger als ein Jahrzehent beherrschte.

---

Meine Angelegenheiten bei'm Theater schienen nicht vorrücken zu wollen. Der General-Intendant gab auf ungeduldige und mahnende Anfragen immer nur ausweichende und hinhaltende Antworten, ohne bestimmte Gründe seiner Zögerung darzulegen. Ich hatte mich nach Louise's Tode entschlossen, mehrmals das Königsstädter Theater zu besuchen, und dort manche recht lustige und animirte Vorstellung mit angeschaut. Mein thörichter Groll gegen die jugendliche Anstalt war seit jenem Tischgespräch mit Kunowski ohnehin erloschen, und ich fing an, mich mit dem Gedanken zu befreunden, daß es nicht so übel sein dürfte, wenn ich den Wirkungskreis, auf den ich bei'm Hoftheater nicht mehr rechnen zu dürfen glaubte, drüben am Alexanderplatz mir zu gewinnen suchte. Albrecht, ein Bewohner jener Gegend, ein spöttelnder Antagonist des vornehmen und in seinem ergrauten Monopol so sicher gewordenen königlichen, zugleich ein lebhafter Anhänger des Königsstädter Theaters trug viel dazu bei, mich in meinem neuen Vorhaben zu bekräftigen. An einem schönen Frühlingsmorgen erwachte ich mit dem unwiderstehlichsten Drange, in dieser Angelegenheit zu handeln. Ohne mich im Geringsten vorzubereiten auf die Form und Richtung, welche meiner Anstellung zu

geben, auf die Forderungen, welche zu machen ich etwa berechtigt wäre; ohne nur darüber zu denken, ging — nein lief ich (und noch heute kann ich nicht sagen, was gerade in jener Stunde für ein Antrieb über mich gekommen) hinaus und drang wie ein Befessener in das Conferenz-Zimmer der Königsstädter Theater-Direction, wo ich den daselbst versammelten Herren, zunächst an Kunowski mich wendend, die lebhaft ausgedrückte Erklärung gab: ich sei es müde, mich von der General-Intendanz länger hingehalten zu sehen, und wenn sie mich haben wollten, wär' ich der Ihrige!

Und sie wollten mich haben. Auf frischer That wurde ein Contract verabredet, vermöge dessen ich als Directions-Secretair, Theaterdichter und (wo es erforderlich) Regisseur eintrat und für meine Dienstleistungen eine Jahresgage von . . . ich denke 800 Thlr. empfing; die Honorare für zu liefernde dramatische Arbeiten natürlich ungerechnet. Da nicht sämtliche Directoren zugegen\*) waren, so blieb die Ausfertigung und gegenseitige Unterzeichnung des Vertrages einer Plenar-Sitzung vorbehalten, ich aber betrachtete mich für fest gebunden durch mein Wort. Als ich ein wenig aufgeregt durch so raschen Wechsel des Geschicks in meine Wohnung trat, sah ich ein Schreiben auf dem Tische liegen, aus dessen Aufschrift

---

\*) Die aus den Actionärs des Königsstädter Theaters erwählten Directoren waren die Banquiers: Benedt von Gröbzigberg, Herz Beer, Joseph Wendelssohn, Fränkel, Martin Ebers und J. D. Müller; der siebente, zugleich Syndikus und Geschäftsführer, der Justizrath Kunowski.

und Siegel ich auf den ersten Blick das Bureau der General-Intendantur erkannte; ein Theaterdiener hatte dasselbe gebracht, nachdem ich, wie meine Köchin sich ausdrückte: „kaum aus dem Hause sein konnte!“ Graf Brühl zeigte mir an, daß es seinen Bemühungen nun erst gelungen wäre, die erforderliche königliche Bestätigung für mich aus dem Cabinet zu erhalten, und daß mein Engagement beim Hoftheater jetzt in Ordnung sei!

Auf diese in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßte Verfügung blieb mir nur übrig, ergebenst zu erwiedern, daß ich bereits bei dem Königsstädter Theater mich gebunden und zum „feindlichen Heere“ geschworen hätte. Ich that dies nicht ohne einigen Stolz. Denn wie ich früher in blinder Anhänglichkeit für's Hoftheater gegen die Bestrebungen in der Königsstadt ungerecht und feindselig gewesen war, so glaubt' ich jetzt, nachdem ich mich denselben einmal angeschlossen, nicht hoch genug davon denken zu können. Es lag dieses unsinnige Ueberspringen von einem Extrem zum andern bei mir wahrlich nicht in Niedrigkeit der Gesinnung, die für Geld feil gewesen wäre. Einer solchen darf Niemand mich anklagen. Was ich vertrat, daran glaubte ich für den Augenblick mit voller Seele, und wo ich Täuschungen unterworfen war, stand die Selbsttäuschung obenan. Ich täuschte mich in Beziehung auf das Theater, dem ich nun angehören sollte, nicht nur über meine künftige Wirksamkeit und die reiche Productionskraft, die ich dafür zu entwickeln wähnte; — diese Täuschung wäre verzeihlich gewesen. Ich täuschte mich noch weit mehr über die

Sicherheit seiner Rassenverhältnisse. Daß reiche Kaufleute, die als Directoren an der Spitze des Instituts standen, jemals daran denken könnten, es fallen zu lassen, kam mir nicht in den Sinn. Was wird es — dies waren meine Gedanken — solchen Herren darauf ankommen, eine Kleinigkeit von 50,000 Thlr. zusammenzuschießen, wenn wir einmal in Noth gerathen sollten? — Jetzt muß ich freilich über meine eigene Dummheit lachen. Deshalb machte auch die Mittheilung, daß die Einnahmen der letzteren Monate schlecht gewesen, den Etat nicht gedeckt hätten, und daß ein kräftig wirkendes Reizmittel höchst nöthig sei, mich nicht irre; obschon die Entdeckung, daß man auf eine Erweiterung der Oper ausgehe, mir anfänglich durchaus nicht behagen wollte, denn in der Oper sah ich von jeher den fressenden Krebschaden des deutschen Theaters und seh' ihn heute noch, mehr als je.

Auf was aber sollte sich das Königsstädter Theater werfen? Als es eröffnet wurde, freute man sich in Berlin, ein Volkstheater zu besitzen. Durch alle geselligen Kreise verbreitete sich diese Freude und die darauf gegründete Hoffnung einer festen, heiteren Richtung der Poesie. Ging der ruhigere Theaterfreund dieser Hoffnung tiefer auf den Grund, so ergab sich leider gar zu bald, daß dieselbe nebelhaft und unbestimmt war. Man sprach eben nur ganz allgemein von Volksstücken, von Possen und Märchen, von Parodien und witzigen Lustspielen, und der komischen Oper erwähnte man nur als eines angenehmen Beiwerks. Doch war in diesen frohen Erwar-



tungen immer eine Person vergessen worden, um die es sich recht eigentlich handelte, die Person, von der alle jene Herrlichkeiten ausgehen sollten! — Ich meine: der Dichter!

Und wo blieben nun die gehofften National-Dichter der Deutschen, die ein Volkstheater schaffen sollten und wollten, die mit kühnen Verheißungen ihre Feder dem neuen Unternehmen geweiht hatten? Es trat Keiner hervor. Geduldig sahen sie zu, wie alte Wiener Zauberpossen, durch Schmalka's tolles Genie getragen, in Berlin florirten, und hätte nicht Angely, der oft mit Unrecht geschmähte, unausstehliche, kleine Bernegros, durch seine mit vielem Talente aus dem Französischen entlehnten Lokalpossen ausgeholfen, so würde man schon in den ersten Monaten zugeschlossen haben. Was sonst von Neuigkeiten einging, waren gewöhnlich unaufführbare und meistentheils Arbeiten, die das Hoftheater schon längst als solche zurückgewiesen. — In der komischen Oper und zwar in der italienischen und zunächst in der sehr verkehrten Rossini'schen, welche damals gar nicht tief genug herabgesetzt werden konnte (von manchen Rigoristen), und nach der wir uns heute sehnen möchten, wie nach den Fleischtöpfen Egypten's, — in dieser schien dem Königsstädter Theater noch Heil zu blühen. Das Königl. Hofinstitut hatte sich an mehreren Versuchen in diesem Felde die Zähne ausgebissen, weil es keine Künstler dafür hatte. Außer Madame Seidler, einer gar nicht genug zu preisenden Sängerin, die mit schöner Stimme und vollendeter Schule den „Barbier von Sevilla“ über

Wasser gehalten, war wohl Niemand vorhanden, um dem armen Rossini sein Recht zu thun, und was sie drüben sonst in diesem Genre versucht, gelang selten. Und so konnte ich mich, trotz meinem deutschen Dichterhasse wider das Opernwesen, nicht dagegen auflehnen, wenn Kunowski und seine sechs Collegen den Sieg auf einem Felde suchten, wo die Reihen der Gegner am dünnsten standen.

In Spizeder, dem kräftigsten Buffo, der bisher nur in einigen veralteten Dittersdorfschen Singspielen sich zu zeigen Gelegenheit gefunden, war bereits eine gründliche Stütze der neuen Richtung gegeben. Jäger und Wächter hatten in Wien die Contracte unterzeichnet und sich für Berlin verpflichtet. Mit der Prima Donna war noch Nichts zum Abschlusse gekommen. Weder schriftliche Unterhandlungen, noch auch ein eigens nach Wien abgesendeter außerordentlicher Bevollmächtigter hatten sich durch den Nebel sehr hinderlicher Familieneinflüsse zur Klarheit durcharbeiten können. Und mit den bereits vorhandenen Sängern, so tüchtig dieselben in ihren Fächern waren, ließ sich bei gänzlichem Mangel weiblicher Grazie und Schönheit nicht ausbauern. In diese Bedenlichkeiten, Hoffnungen, Befürchtungen und Widersprüche fand ich meine heilige Directionsflucht verflochten, wie nach Abschluß eigenen Contractes der Tag heranzog, an welchem ich meine Function als protokollführender Secretair beginnen sollte. Das Lösungswort hieß: „Henriette!“ Mit ihr, eine vortreffliche, durch Ensemble ausgezeichnete komische Oper! — Ohne sie, theure Gagen für andere Künstler weg-

geworfen, die keine Successe herbeiführen können, wenn ihnen die erste Sängerin fehlt, welche ihre Bemühungen krönen soll! Ich hatte mir vorgenommen, mich in diese Verhandlungen, die außer meinem Bereiche lagen, nicht zu mischen, hatte mich für's Erste noch zurückgezogen und wollte nicht früher im neuen Amte erscheinen, als genau an dem Tage, wo mein Contract mich verpflichtete, daselbe anzutreten.

Da kam, etwa eine Woche vor Ablauf dieser Frist, der Mitdirector Banquier F. in meine Behausung mit einem Briefe Kunowski's, — dieser war mittlerweile nach Leipzig gereiset, wo die ersehnte Sängerin auf Gastrollen erwartet wurde, — in welchem etwa folgende Stelle, mich betreffend, enthalten war:

„da Holtei's Engagement in einigen Tagen beginnt, so wird er wohl geneigt sein, schon jezt in unserem Vortheil zu handeln. Es giebt hier Vielerlei zu beobachten und zu thun, wobei er uns nützlich sein kann. Zudem genießt er hier „so eine Art“ von Dichterruhm (dieser Ausdruck verschnupfte mich garstig, doch ließ ich's mir nicht merken), und seine Anwesenheit kann uns zu Statten kommen. Schickt ihn also augenblicklich nach. Er soll im Hôtel „de Saxe absteigen.“

Natürlich begab ich mich nach Anhörung dieser Epistel in's Conferenz-Zimmer der Direction, wo mich Joseph Mendelssohn, der aus meiner stummen zögernden Einwilligung sogleich das Bedürfniß einer gewissen Art von Ausrüstung herausfühlte, mit Geld versorgte, und Nach-

mittag rollte ich in einer klappernden Extrapostkaise zum Thore hinaus. So innig fand ich mich vom Gefühle meiner Wichtigkeit durchdrungen, daß ich gar nicht abgeneigt schien, den Strom von Menschen, welche zu Rosse, zu Wagen und zu Fuße die Chaussee wimmelnd belebten, mit meiner Gesandtschaftsreise in Verbindung zu bringen, — bis mich endlich aus meinen Träumen die Entdeckung erweckte, der außergewöhnliche Zusammenfluß gelte einem — Schnelläufer, der es darauf anlegte, meinen Postillon und dessen Pferde zu beschämen.

Als ich am nächsten Morgen in Leipzig anlangte — ich versäumte nicht am Thore meinen „Charakter“: Directions-Secretair und Theater-Dichter der Königsstädter Bühne! einzeichnen zu lassen — fand ich meine Herren Directoren, denn Kunowski war nicht allein, ausgeflogen, den Andeutungen des Kellners gemäß, auf dem Wege nach Wien, ihr entgegen! So hatt' ich denn einen freien Tag zum Planiren vor mir. Ich dinirte vornehm auf meinem Zimmer, putzte mich dann, so schön ich konnte, und trat hinaus in die Messe-bewegten Gassen. Nachdem ich mich ein Weilchen hin und her stoßen lassen, fiel mir ein, daß ich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Theater-Director Hofrath Küstner auf dem Herzen hätte, und ich ließ mich nach seinem Hause weisen. Im Augenblicke, wo ich es erreicht hatte und eintreten wollte, fuhr eine Kutsche vor, in welcher ich drei Damen sitzen sah, von denen eine die Züge der jungen Meisterin trug, die ich in Wien als Donna del Lago bewundert. Sie war es; Mutter und Schwester waren mit ihr. Raum hatten

sie sich hinauf begeben, als ich eiligst folgte und des Directors Vorzimmer zeitig genug erreichte, um mir die Thüre vor der Nase geschlossen zu sehen mit dem Bemerken, daß der Herr Hofrath jetzt keine Besuche weiter annehmen könne. Also sie war in Leipzig. Meine Directoren hatten sie verschlt. Vor morgen konnten die Herren nicht zurückkommen. Ich war allein auf dem Plage. Die Zeit durfte nicht versäumt werden. Ich lief hinab vor die Thüre und knüpfte mit dem am Wagen harrenden Bedienten freundschaftliche Zwiesprache an. Anfänglich wies sich Herr Steinmex (sein Name lebt in meiner Erinnerung) ziemlich spröde, aber ein harter Thaler erweichte ihn. Ich erfuhr, daß nach dieser, der ersten in Leipzig gemachten Visite eine zweite bei Madame Czegka folgen sollte. Madame Czegka war eine Gesangslehrerin von Ruf, welche am Prager Conservatorium Henrietten zuerst unterrichtet hatte. Das wußt' ich. Zwar kannt' ich die gute Frau nicht persönlich, doch darin lag kein Grund, ihr nicht meine Aufwartung zu machen. Ich wollte sie halt kennen lernen. Und ehe noch Steinmex mit der Bezeichnung der ihm schwierigen Adresse ganz fertig war, stolperte ich schon mit hastigen Schritten nach dem „Ranstädter Steinwege“ — ich denke, es giebt eine Gegend dieses Namens in Leipzig. — Mad. Czegka war wohl sehr erstaunt, mich bei sich zu sehen und in mir einen so leidenschaftlichen Verehrer ihrer Solfeggien zu finden, indeß unter Reuten vom Theater nimmt man's nicht genau. Wir geriethen bald in lustiges Plaudern, wobei sie mir erzählte, daß sie ihre Schülerin sammt

Mutter und Schwester in diesen Tagen erwartete. — Niemand konnte mehr durch diese Nachricht frappirt werden, als ich. Schien ich doch gar nicht zu wissen, daß Henriette Wien verlassen solle. Ich spielte vortrefflich. Hätte unser Minister des Auswärtigen mich beobachtet, so könnte mir's an einer Anstellung im diplomatischen Fache nicht gefehlt haben. Wie nun aber gar die Kutsche anrollte, wie mein Freund Steinmetz den Schlag öffnete, drei Damen herauszuhelfen, wie die Lehrerin ihre berühmte Scholarin mit einem Jubelgeschrei begrüßte, da wollt' ich vor Ueberraschung und Verlegenheit sprachlos mich eiligst zurückziehen, wurde jedoch aufgefordert, zu bleiben und mich den schönen Wienerinnen als „unbekannte Größe“ vorstellen zu lassen. Es dauerte denn auch gar nicht lange, so wagt' ich, mein Wort in die allgemeine Conversation einzumischen. Aber ich hütete mich wohl, auf Kosten der Hauptperson die beiden Nebenpersonen, Mutter und Schwester, zu vernachlässigen. Wie ich aus mancherlei Berichten entnommen, hatten frühere im Namen unserer Direction angeknüpfte Unterhandlungen immer nur an dem einflußreichen Willen der Mutter scheitern müssen. Während ich also die Sängerin ihrer Lehrerin und der „cara memoria“ des Prager Aufenthaltes überließ, suchte ich der jüngeren Schwester und vorzüglich der Mutter anschaulich zu machen, was für's recitirende Drama bei uns geschehen sollte und welchen Himmel auf Erden sie Beide haben würden.

Glücklicherweise war ich zum Theil selbst von den Wunderthaten, die ich beabsichtigte, durchdrungen und

redete mich in die Ueberzeugung des Gelingens so lebhaft hinein, daß mein Geschwätz den Ausdruck der Wahrheit bekam und den Eindruck nicht verfehlte. Als wir Abends auseinander gingen, hatte ich die Hauptgegnerin unseres Theaters und des Engagements bei selbigem gänzlich versöhnt und in ihr eine entschiedene Bundesgenossin gewonnen. Henriette aber, der es völlig neu zu sein schien, daß ein junger Mann bei so langem Zusammenbleiben sich ihr noch nicht mit schönen Phrasen zu nähern versucht, maß mich mit fragendem Blick und war nicht wenig erstaunt, mich so schnell im vollsten Vertrauen der Ihrigen zu sehen. Als meine Herren Directoren zurückkamen von ihrer fehlgeschlagenen Begegnungsreise und mit Fragen in mich drangen, wie weit es mir gelungen sei, mich Henrietten zu nähern, und ob ich sie günstig für unsere Pläne gestimmt, mag ihnen das Bekenntniß, daß ich kaum drei Silben mit der Bewunderten geredet, eben keine großen Begriffe von meiner Gewandtheit beigebracht haben. Ich ließ mich nicht irre machen und verfolgte meinen Weg. Erst da ich der Gesinnung der Mutter gewiß war, reihete ich mich der Schaar Derjenigen an, welche sich an die Tochter wendeten. Sie war nicht klein, diese Schaar. Nicht nur unsere Directoren und deren Anhang, auch Abgesandte anderer Bühnen warben um das Zauberkind; sogar das kbnigl. Hoftheater hatte einen Delegirten nach Leipzig geschickt. Und da Alle, Jeder in seiner Art, zierlich, fein oder süß zu sein strebten, so zog ich es vor, so verb als möglich aufzutreten. Unter der Maske plumper Gleichgültigkeit

bracht' ich meine Huldigungen an und seufzte nur, wenn es ganz unbemerkt geschehen konnte. Die es bemerken sollte, bemerkte es dennoch, und als nach acht Tagen fortgesetzter Bemühungen der vielbesprochene Contract von meiner schlechten Handschrift geschrieben, von allen betreffenden Parteien endlich unterzeichnet war, sagte Henriette in größter Unbefangenheit, indem sie mit der Schreibfeder auf meinen Kopf tippte: Bei dem können Sie sich bedanken!

Frau Amalie Beer, die glückliche Mutter unseres damals in seinem Vaterlande noch nicht anerkannten Meyerbeer, deren Vorliebe für das Königsstädter Theater sie auch nach Leipzig gelockt hatte, feierte den Tag des Contractabschlusses durch ein splendides Diner, bei welchem auch einige Mitbewerber zugegen waren, noch nicht wissend, daß wir bereits über sie den Sieg davon getragen.

In einem kleinen Trinkspruch \*) spielt' ich darauf an

---

\*) Mögen diese Verse hier um einen bescheidenen Raum bitten, nicht um ihrer selbst, sondern um der unvergeßlichen Künstlerin willen, welcher sie galten.

Es war im Mai, an einem Sonntagsmorgen,  
Als Philomele Lenz und Liebe pries,  
Sich auf den Zweigen wiegend, ohne Sorgen  
Den sanften Ton wehmüthig klingen ließ.  
Sie flötete holdsel'ge Frühlingelieder,  
Und ihrer Stimme reiner Blüthenschnee  
Sanft säuselnd auf die grüne Erde nieder,  
Mit Lust erfüllend unser Herz, — mit Weh'!



und werde die erstaunten Gesichter derer, welche nun die Wahrheit ahneten, nie vergessen. Nach dem Mittagsmahle wurde mir eröffnet, daß meine Gegenwart jetzt in Berlin nöthiger sei, als in Leipzig; um so mehr, weil Kunowski eine Erholungsreise vorhabe und für ihn, den eigentlichen Geschäftsführer der Direction, ein Stellvertreter da sein müsse. Mir dieses Recht zu ertheilen, rüstete mich mein Chef mit einer ausgedehnten Vollmacht aus, und ich war entlassen. In meinem Innern stritten zwei Mächte mit einander: Freude über die mir angewiesene neue und ehrenvolle Stellung, Schmerz über so unerwarteten Abschied von der Sonne des Tages. Ich murmelte in Erinnerung an Fiesko's dunklen Diener: „der

---

Denn eine Schaar hab'sücht'ger Vogelfänger  
Steht um den Baum, auf dem die Holbe thront;  
Solch' süße Kehle fehlt im Kreis' der Sänger:  
Da wird kein Mittel, sie zu fah'n, geschont.  
Ein Jeder stellt die kunstgerechten Fallen,  
Da sieht man Bauer, Sprengel, Schling' und Netz;  
Sie aber hütet schlau sich noch vor allen,  
Denn Freiheit ist des Frühlings Hauptgesetz.

Noch braucht sie keine Heimath, flieht den Kerker,  
Den man ihr glänzend auszuschnücken weiß;  
Die Wanderlust in ihr ist jetzt noch stärker,  
Als jedes Papageno's höchster Preis.  
Doch nah't der Herbst, geht sie in eine Falle!  
In welche? — Gleich! Heil der, die sie empfängt.  
Lebt leben Nachtigall mit Gläserchalle!  
Laßt leben auch die Vogelfänger alle,  
Die fangen wollten, — fingen, die sie fängt.

Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“ — Aber Henriette hatte, gleich Lili in ihrem Park, für jedes von ihr bezauberte Wesen ein Balsambüschchen; so auch für den armen Bären, der jetzt nach Berlin tanzen mußte. Sie fragte mich beim Lebewohl-sagen, ob ich denn „auch ihr Secretair sein wolle,“ und trug mir als erste Pflicht dieses gern angenommenen Amtes auf, ihr eine passende Wohnung zu mietben. Ende Juli wollte sie in Berlin erscheinen. Von dieser Aussicht belebt, Kunowski's Vollmacht in der Tasche, im Busen Liebersang und im Herzen Wiederklang der letzten Worte — so fuhr ich ab.

---

Mein Debüt als Theaterdichter beging ich auf der Königsstädter Bühne durch ein Vorspiel, welches ich als Einleitung und *captatio benevolentiae* zu einer Aufführung des alten, von Schmalka neu aufgestellten „travestirten Hamlet“ schrieb. Der flüchtig entworfene und noch flüchtiger ausgeführte Scherz war so glücklich, Glück zu machen, und man rief den Verfasser mit lauten Acclamationen vor die Lampen. Schmalka, der den Breslauer Groll mit seiner Uebersiedelung nach Berlin längst abgeschworen und mich eben so bereit gefunden hatte, Alles zu vergessen, war sehr bald ein Mann des Volkes oder lustigen Völkchens im Königsstädter Parterre geworden. Er und Spizeder theilten sich als Komiker in die allgemeine Gunst, und Beide sahen Rösicke, der da Miene machte, sein Dritttheil bei dieser Theilung in An-

spruch zu nehmen, nicht allzu freundlich an. Angely konnte die Anerkennung seiner fleißigen Bestrebungen eigentlich niemals erringen, wie er sie verdient hätte, denn er verdarb nicht selten als aufdringlicher Schauspieler, was er als geschickter Umarbeiter Französischer Baudevilles gut machte. Von einem Fünften, einem jungen Menschen, den Schmelka so gleichsam als Familius mit aus Breslau gebracht, war wenig oder gar nicht die Rede, und ihm wurde nur bisweilen ein kleiner Bissen aus den Rollenvertheilungen zugeworfen, daß er nicht gerade verhungern durfte. Dieser fünfte war Beckmann. Ich darf mir das Verdienst beimessen, ihn und sein Talent von Anfang an erkannt und ihm Bahn gebrochen zu haben, trotz aller Widerrede der Directoren, von denen Einer namentlich nicht müde wurde, mir, wenn ich für Beckmann sprach, zuzurufen: „Ihr Schlesier haßt zusammen wie Kletten.“

---

Mein zweiter Auftritt als Theaterdichter war am 24. Mai in völligem, feierlichem Officio, als unsere Prinzessin Louise sich mit dem Prinzen der Niederlande vermählte. Das Festspiel, welches ich zur Feier dieses Tages gedichtet, — ich erühne mich, diesen Ausdruck zu brauchen, — hieß: „König Mai“ und war, ob schon ich selbst es sage, wirklich poetisch gedacht. Vier Mädchen traten in ihren Blumengarten, um Kränze zu winden, fanden aber alle Pflanzen und Blüthen halb verwelkt, die Köpfe hängend, trauernd über die nahe Tren-

nung von der schönen Königstochter. Auf ihre Klagen antworteten die Blumenstimmen durch Nennung ihres eigenen Namens, indem immer jede Einzelne sich selbst bezeichnete und so die Strophe abschloß. Endlich riefen die Gärtnerinnen den Helfer herbei, der in Person des Mai erschien und Alles neu belebte:

»Ihr Blumen, Euer König Mai  
Befiehlt von seinem hohen Throne,  
Daß jede Blüthe eine Krone  
Und jeder Zweig ein Scepter sei!«

(Die Blumen und Blätter beleben sich.)

»Und jedem Blatt sei eingegraben  
Mit Zauberschrift, die nie vergeht,  
Daß, die wir heut verloren haben,  
In unsern Herzen ewig steht.

Und endlich will der König Mai,  
Ihr sollt den Kelchen Euch entwinden,  
Sollt ich den Kranz Euch selber binden:  
Ihr Blumenseelen werdet frei!«

In der Ausführung scheiterte dieses Spiel an der plumpen Wirklichkeit. Die Kinder, welche Blumen-seelen vorstellen sollten, drehten sich gleich dicken, in Tricot genäh'ten Fleischwürsten herum, die sich erhebenden und belebenden Blüthen und Blätter rasselten und wackelten an grauen Schnüren. Niemand spürte Blumenduft, man sah nur Pappe, Leinwand und Bindfaden — der Zauber schwand, und meine süße Fiction und meine wohlklingende Diction gingen spurlos an mit-leidig lächelnden Zuschauern vorüber. — Ich habe dies

als eine Warnung hinschreiben wollen für jugendliche Theaterchriftsteller, welche noch nicht aus Erfahrung wußten, daß an der Maschinerie fast immer diejenigen Ausführungen poetischer Bilder und Gedanken scheitern, die der Maschinerie bedürfen, um deutlich zu werden. Wo es irgend möglich, soll der Dichter diese perfide Beihilfe zu verschmähen und sich zu jener Klarheit der Anschauung emporzuheben suchen, die in rein menschlicher Handlung sich durch sich selbst erklärt. Nur bei märchenhaften Schwänken und derlei phantastischen Spielen kann der Maschinist Wunder thun.

Der königliche Hof und Alles, was dazu gehört, hatte, von den Festanordnungen der Hofbühnen in Anspruch genommen, begreiflicher Weise unsere mißlungene Vermählungsfeierlichkeit nicht mit anschauen können. Meine Direktion erfuhr inzwischen auf sicherem Wege, daß die hohen Herrschaften vor der Abreise des jüngst verbundenen Paares noch einmal in pleno das Königstädter Theater heimsuchen wollten. Dieser Abend wurde bestimmt, unsere Huldigungen nachzuholen. Der Ausgang zur Königl. Loge, so wie die dazu gehörigen Vor- und Nebenzimmer wurden in präugende Gärten verwandelt, feenhafterleuchtet, das ganze Haus geschmückt, eine reiche Collation bereitet und Alles aufgeboten, was thunlich war. Ein an die Neuvermählten gerichtetes Gedicht versuchte die Deutung des Ganzen. Der verstorbene König, der an solchen Dingen, die Ihn aus Seinem geordneten und strenggeregelten Lebensgange aufstörten, niemals große Freude fand und Sich dieselben

nur bei außerordentlichen Gelegenheiten als unvermeidliches Uebel gefallen ließ, wollte doch in Seinem heiligen Gerechtigkeitsfinne niemals unterlassen, Sich für guten Willen und treue Meinung erkenntlich zu zeigen, und trotz der üblen Laune, in die Er Sich eigentlich versetzt fühlte durch Trompeten und Pauken, durch Blumen und Gewächse, durch Lampen und Kerzen und ausgehöhlte Drangen, bracht' Er es nicht über's Herz, dabei zu schweigen. Er erkundigte Sich nach Runowski, der Ihm als Vertreter der Direktion bekannt war, und als Er erfuhr, daß dieser noch abwesend, ich aber sein Stellvertreter und nächstdem noch Verfasser des ausgestreuten Gedichtes sei, befahl Er dem Adjutanten, mich in Seine Loge zu bringen. Diese war denn für diesen Abend „das Land, wo die Citronen blüh'n“, und es wurde mir nicht leicht, durch die Gebüsche bis zu Seiner Majestät vorzudringen.

„Sehr viel Mühe gegeben und große Kosten gemacht!“

Sw. Majestät, meine Direktion bereitete sich dadurch selbst die größte Freude, nur befürchten wir, daß es vielleicht zu kühn war, in diesen Räumen und solche Anordnungen zu erlauben, und ich bin beauftragt, Sw. Majestät Verzeihung dafür zu erbitten.

„Ich kann nur dankbar sein. Sehr dankbar für die „gute Gesinnung. Auch meine Kinder.“ —

(Hier gab Er dem Prinzen und der Prinzessin einen Wink, von der Brüstung in die Loge zurückzutreten). —

„Meine Tochter wird sich auch in der Ferne dieses Abends immer mit Liebe erinnern. Das Gedicht

(Er hielt ein Exemplar in der Hand.) „von Ihnen!  
„Ganz passend. Es drückt Meine Empfindungen  
„aus. Sehr zweckmäßig. — Sie sind Meinem Thea-  
„ter untreu geworden! Bei der Königstadt ange-  
„stellt!“ —

Sw. Majestät, die Verzögerung von Seiten der  
General-Intendanz —

„Haben ganz Recht gehabt. Hier ist ein neues Feld  
„für Fleiß und Thätigkeit. Ich liebe dieses Theater.  
„Werden Gelegenheit finden für Ihre Talente. Bei  
„Meinem Theater hatten Sie traurige Erinnerungen.  
„Sehr viel Theil genommen. Eine sanfte, liebe Frau  
„verloren. Auch Louise geheißen. In der Beschäf-  
„tigung und Thätigkeit liegt Trost. Müssen sich trö-  
„sten. Anderen Leuten auch so gegangen.“

(Die vorlepten Worte wurden kaum verständlich ausge-  
sprochen, mehr gemurmelt, dann laut:)

„Sagen Sie den Herren, daß Ich Mich sehr gefreut  
„habe. Ich danke Allen herzlich.“ —

Hier nickte Er freundlich und entließ mich.

Die vorstehenden Aeußerungen des geliebten Monar-  
chen hab' ich, so weit man nach Verlauf vieler Jahre im  
Stande ist, dies zu verbürgen, wörtlich wiederholt,  
nicht nur was den Sinn derselben, auch was die Form  
des Ausdrucks betrifft. Der Ton, in welchem sie gespro-  
chen wurden, klingt noch heute so deutlich in meinem  
Herzen nach, als ob ich sie gestern vernommen hätte.  
Auch wär' ich nicht im Stande, den edlen Friedrich  
Wilhelm redend einzuführen, ohne die kleinen Eigen-

thümlichkeiten, die Seine Sprechweise bezeichneten. Und eben weil Sein Bild so deutlich vor mir steht, hab' ich bei der Lektüre gewisser, nach Seinem Tode erscheinender, hochgepriesener und allbelobter Bücher, die sich die Aufgabe stellten, Ihn sprechen zu lassen, den unangenehmsten Zwiespalt der Gefühle empfunden, weil ich fast immer die Wohlgefälligkeit des Erzählers hervortreten und durch seine Persönlichkeit die ungleich interessantere des Königs verdrängt zu sehen glaubte. Ich behaupte: ob schon alle Welt die Besonnenheit, Mäßigung, Gerechtigkeit, den sittlichen Werth — die vielen Tugenden, die den König schmückten, dankbarlichst anerkannt, — Seinen geselligen Eigenschaften (wenn ich es so nennen dürfte) ist noch nicht ihr Recht wiederfahren. Die „Grazie der Berlegenheit,“ — ich weiß keinen anderen Namen, — die einen König schmückt, einen von Seinem Volke wie von der ganzen Welt geliebten und geachteten Herrscher, und aus welcher Wohlwollen und Mitgefühl bei jeder Silbe sprechen, diese darf meines Wissens und Erachtens nicht in lange, wohlgestellte, salbungreiche Kanzelreden umgesetzt werden. Um Friedrich Wilhelm den Dritten gedruckt so sprechen zu lassen, wie er sprechend gewirkt, müßte ein entschiedenes Talent für drastische Darstellung die Feder ergreifen. Wer etwa den General Herrn von Malachowski Scenen aus dem Leben seines verstorbenen Herren erzählen hörte, wird verstehen, was ich mit dieser Andeutung sagen wollte.

---



Ein von mir geschriebenes Lustspiel, oder Schauspiel, oder Drama, — es hatte von Allem Etwas, — wurde unter dem Titel: „Arm und Reich“ aufgeführt. Ich hatte gewähnt, es müsse jetzt, wo der Name „Sonntag“ schon im Voraus auf jeder Lippe schwebte, einen besonderen Eindruck machen, weil es das Schicksal einer jungen, hochberühmten Sängerin zum Hauptgegenstande hatte. Aber nur der erste Akt that seine Schuldigkeit, der zweite und dritte kamen den Zuhörern langweilig vor, und ich kann es ihnen nicht übel nehmen. Sie hatten vollkommen Recht. Dieses sonst sehr wenig gegebene Stück — (in Frankfurt a. M. ist die berühmte Lindner so gütig gewesen, es mit der Hauptrolle zu wagen) — wird für Freunde des Theaters insofern von einiger Bedeutung, als es dazu beitrug, einem der beliebtesten, jetzt lebenden Komiker seine Richtung zu geben, — freilich in negativer Art. Wie ich schon oben erwähnt, machte ich es mir zur Aufgabe, den in jeder Art zurückgesetzten Beckmann hervorzuziehen, und so vertraute ich ihm auch in „Arm und Reich“ die Rolle eines jungen Studenten, was man in der Theatersprache einen „hübschen Naturburschen“ nennt, an. Beckmann entsprach in derselben so wenig unseren Erwartungen, daß schon nach der ersten oder zweiten Vorstellung ihm diese Partie wieder abgenommen und dem jungen Weber aus Wien zugetheilt wurde. Diese wider meinen Willen, doch durch meine Schuld ihm zugefügte Kränkung verleidete ihm total den bereits eingeschlagenen Weg als jugendlicher Liebhaber. Wie ich Gelegenheit suchte und

fand, ihn später zu entschädigen und auf der neuen Bahn als Komiker ihm förderlich zu sein, werden wir bald erfahren. Setzt hören alle Nebenbetrachtungen auf, denn wir gerathen in die

„Sontagszeit.“

Und dieser Rausch, wenn  
er nicht die Trinker lobt,  
so lobt er doch den Wein.

Börne.

Nur aus dem Gedächtniß schreib' ich als Motto jene Worte, welche Börne's Aufsatz über das Erscheinen der Sontag in Frankfurt a. M. entlehnt sind, nieder. Ob der Form nach richtig, kann ich nicht vertreten. Dem Sinne nach sind sie's, denn dieser hat sich zu fest in meine Seele geprägt, weil auch ich berauscht war und einen Trost darin fand, mich mit der Güte des Weines zu entschuldigen, nachdem der Rausch verslogen. Ich will übrigens nicht leugnen, daß ich mich in großer Verlegenheit befinde beim Beginn dieses Kapitels, und daß ich es am liebsten gänzlich unterdrücken möchte, wenn es nicht so entschieden in mein armes Leben gehörte. Schwierig bleibt die Aufgabe gewiß, von einer jungen Sängerin und ihrer Stellung zu unserem lustigen Theatervolk zu sprechen, frei, offen und ungeziert, — ohne doch auf der anderen Seite die Rücksichten zu verletzen, die wir einer Dame schuldig sind, welche jetzt (1844) in einer anderen Sphäre lebt und vielleicht von manchem meiner Worte unangenehm berührt werden wird. Aber Gräfin Rosff

hat in seltenem Takt und richtigem Gefühl verstanden, bei ihrer Rückkehr nach Berlin — allerdings die Wiege ihres europäischen Rufes — die Ansprüche der Gegenwart mit den Rücksichten auf ihre Vergangenheit zu verbinden; sie hat es sich angelegen sein lassen, gleich nach ihrer Ankunft Diejenigen aufzusuchen, welche der lieblichen Henriette Sontag Gönner, Förderer und Freunde waren; sie hat auch ihren ehemaligen Kollegen, wo sie denselben begegnete, nur heitere, harmlose und bescheidene Freundlichkeit gezeigt; sie hat es keineswegs vermieden, sich in ungezwungene Gespräche über vergangene Jahre einzulassen, und hat dadurch gewissermaßen selbst den Ton angegeben, in welchem man, ohne indiscret zu sein, von ihr reden darf. — Ich habe nur Gutes von ihr zu sagen, und wenn Manches vorkommen sollte, woran Mancher Anstoß nehmen möchte, so bitt' ich zu bedenken, daß der Verfasser dieses Buches sich der Verpflichtung hingegeben, keine seiner Thorheiten zu verschweigen.

Bald nach meiner Anstellung beim Königsstädter Theater hatt' ich eine geräumige, für mich einzelnen Menschen viel zu große Wohnung in der Kaiserstraße bezogen. Sieben Zimmer nebst Zubehör waren mit dem Haüegeräth von meinem Ehestande her angefüllt. Als ich in Leipzig den Damen versprach, mich nach einer passenden Wohnung für sie umzuthun, nährte ich im Innersten schon den kühnen, vor meinen Directoren geheim gehaltenen Plan, dies Versprechen nicht zu erfüllen, vielmehr unsere Schönen anfänglich allen Qualen des Gasthofeslebens zu überlassen und dann, wenn

sie mürbe genug wären, mit dem Anerbieten meiner  
 eigenen Wohnung hervorzurücken, wobei mir nicht  
 entgehen konnte, ein Plätzchen für mich reserviren zu  
 dürfen und also meine holde Person gleichsam in die  
 Familie einzuschwärzen. Selten ist mir ein Plan so  
 vollständig gelungen. Mein Hauswirth, der brave  
 Maurermeister Lindner, ein solider Pfeiler unseres  
 Theater-Publikums, war auch schon von dem Sontags-  
 fieber im Voraus ergriffen und richtete für mich, damit  
 den Damen mein ganzes corps de logis unverkümmert  
 bleibe, ein Interims-Asyl ein. Und nun wurde die  
 Kaiserstraße, die bis dahin und trotz ihres vornehmen  
 Namens von recht viel armen Leuten bewohnt eine der  
 öddesten gewesen, plötzlich belebt. Equipagen aller Art  
 hielten in den Besuchsstunden vor meiner Thüre, Reiter  
 jedes Alters, Standes und Kalibers sprengten auf und  
 ab, Säbel rasselten über das kantige Steinpflaster; die  
 Fensterpromenade verwandelte unseren „Kiez“ in einen  
 fashionablen Corso. Der dritte August war für den  
 ersten Auftritt unserer Oper bestimmt worden. An diesen  
 den Preußen so freudenreichen Tag und seine Feier  
 knüpfen sich einige kleine Ereignisse, die mich als Autor  
 betreffen, und die ich nicht übergehen darf. Ich hatte  
 mein in Breslau beifällig aufgenommenes Festspiel „die  
 Königin Lina“ wieder hervorgesucht, ein wenig renovirt  
 und ließ dieses Dramolet, da es am eigentlichen Festtage  
 zu viel Zeit genommen haben würde, am Vorabende des  
 dritten August darstellen, vorzüglich in der Absicht,  
 Henriettens jüngere Schwester, Nina, in einer für sie

passenden Rolle dem Publika günstig vorzuführen. Jenes kleine Schauspiel hatte in Breslau hauptsächlich durch die darin ausgesprochenen royalistischen, den damaligen sogenannten „demagogischen Umrrieben“ feindseligen Gesinnungen das Parterre zu entschiedenen Demonstrationen erregt, wobei zu bemerken, daß es reine Partei-sache von Seiten der Universitätsjugend gewesen, die sich da geltend machte. Seitdem waren Jahre verstrichen. Und nun erschien die Wirkung derselben Worte auf das Publikum der Residenz höchst beachtungswerth. So lange das Stück in seinem heiteren, harmlosen Verlauf der einfachen Handlung folgte, wurde jede Andeutung, die sich nur irgend auf den König beziehen ließ, mit unverstelltem Enthusiasmus aufgenommen. Sobald aber gegen den Schluß hin die Quasi-Anwendung der Fabel zur Sprache kam und Verse wie die folgenden:

„Berworr'ne sind's und unzufried'ne Menschen,  
„Die in der Gegenwart nie Ruhe finden“ zc.

erklangen, that sich augenblicklich eine wenn auch schweigende, doch allgemeine Mißstimmung kund. Kein Befallszeichen ward mehr vernommen; die Hörer fühlten sich verletzt.

Für den Königl. Geburtstag war beschlossen worden, eine kurze Theaterrede und zwar durch Madame Sontag Mutter sprechen zu lassen. Ich hatte, meiner löblichen Gewohnheit gemäß, die Ausarbeitung einer solchen bis auf den letzten Augenblick verschoben, was in diesem Falle mit dem Drange mancherlei Geschäfte, zu denen ich außer der Regie der neuen Oper auch noch meine

Begeisterung für die reizende Hausgenossin gefellte, entschuldigt werden konnte. Wie ich nun im Begriff, endlich daran zu gehen, vergebens an meiner Feder kante und ängstlich nach einer neuen Wendung für das Ostgesagte suchte, erschien mir unerwartet ein Helfer und zwar in Person des Censors. Das war eine spaßhafte Geschichte.

Der alte, würdige Spener, Besitzer und Herausgeber der weitverbreiteten „Spenerschen Nachrichten von“ &c. war mir gewogen. Er liebte es, sich von mir mancherlei Artikelschen über „Dies und Jenes“ einzuholen, und pflegte mich bei festlichen Gelegenheiten zu analogen Gedichten für seine Zeitung aufzufordern. So hatte auch für diesen Königl. Geburtstag mein alter Gönner ein Poem bestellt, und ich hatte nicht ermangelt, ihm dasselbe prompt und zeitig abzuliefern. Während ich nun in meinen Prolog-Aengsten saß und Madame Sontag einen Courier nach dem andern in meine Zelle schickte, um ihr Manuscript einzufordern, kam ein Bote aus der Zeitungsdruckerei mit der Nachricht, daß der Censor, Herr Geheimrath Grano, meinem Gedichte die Ausnahme in die Zeitung versagt habe und unerbittlich bei seinem Veto bleibe. (Wer sich von der Unschuld und Loyalität dieses Gedichtes überzeugen will, beliebe in der letzten Ausgabe meiner Gedichte, Hannover 1856, die 148. Seite aufzuschlagen.) Papa Spener durst' ich nicht im Stiche lassen; der Bote mußte warten, und sobald ich die etwaigen Gedanken, die ich bereits für den Theater-Prolog aufgetrieben, in eine für die Zeitung passende

Form gegossen, gab ich die frischgebackne Semmel, warm wie sie aus dem Ofen kam, sammt vielen Empfehlungen an Herrn Spener mit. Aber der Censor durfte doch auch seinen Eigensinn nicht durchsetzen. Daß von ihm gestrichene Gedicht mußte in die Zeitung kommen. Zu diesem Zweck wählte ich das kürzeste Mittel. Ich überreichte das „nicht zur Aufnahme geeignete“ der Sprecherin des Prologes, nachdem ich die verhängnißvolle Unterschrift weggeschnitten. Unsere Bühnen-Censur war dem Syndikus des Theaters, dem Justizrath Kunowski, anvertraut, und dieser ein zu verständiger und gebildeter Mann, als daß er hier ein Bedenken gefunden haben könnte. Meine Verse wurden, wie sie da standen, gesprochen. Und dadurch war ihre Aufnahme in die politischen Zeitungen schon sanctionirt, denn von jeher bestand der Gebrauch, die Reden, die auf den Theatern bei königlichen Festen gesprochen wurden, am anderen Tage gedruckt mitzutheilen. Das war ein Sieg! Der Herr Censor konnte Nichts mehr dagegen thun.

Am 3. August 1825 war es also, wo wir mit unserer Oper begannen. Rossini's „Italiana“ eröffnete den Reigen. Und obwohl Säger's Tenor schon damals im Sinken und sein persönliches Erscheinen sehr geeignet schien, verhöhnt zu werden, so hatte dieser primo amoroso doch immer noch so viel Mittel, um seine Methode geltend zu machen und durch Kunst und Seele für viele andere Mängel zu entschädigen. Wächter's schöner Bass stand in voller Blüthe. Spitzeder fand nun

rechte Gelegenheit, seinen Ruf als erster Buffo Deutschlands zu befestigen. Mad. Spizeder genügte als zweite Sängerin vollkommen. Henriette Sontag aber — — —

Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, das will ich nicht leugnen; aber einen so innigen Verein von Anmuth, Reiz, Wohlklang des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnener Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie wüßte ich nie und nirgend bewundert zu haben. Ja, wir waren berauscht. Und in unserem Rausche mögen wir — glücklicherweise umfaßt dieses „Wir“ einen großen Kreis von Enthusiasten — mitunter manche Thorheit getrieben haben. Doch der Wein war gut, rein und ächt; darin hat Börne Recht. Was diesem Wundermädchen in meinen Augen die schönste künstlerische Weihe gab, war die Klarheit, ich möcht' es am liebsten Weisheit nennen, mit der sie zu bestimmen vermochte, wo es am Orte war, ihrer Rehlensfertigkeit freien Lauf zu lassen und ihren Vortrag mit Koloraturen und Spielereien zu zieren, wie mit bunten Blumen; — oder wenn die Würde einer einfachen Melodie, die Bedeutung der Situation, der Fortschritt der Handlung dies unpassend machten, sich und ihre Geschicklichkeit zu beherrschen und nur der dramatischen Wahrheit zu huldigen. Ich weiß noch sehr wohl, wie sie — (es ist hier von einer späteren Periode ihres Berliner Aufenthaltes die Rede) — aufgefodert als „Eila“ in der alten, veralteten „cosa



rora“ einige moderne Nummern einzulegen, lächelnd entgegnete: „Diese Musik verträgt keine solche Einlagen; bin ich nicht im Stande zu wirken, wenn ich jede Note singe, wie sie steht — dann desto schlimmer für mich!“ — Sogar auf die nur zu oft ganz charakterlosen Ländeleien der melobienreichen, aber oberflächlichen „Italienerin in Algier“ wußte sie diesen Sinn für dramatischen Gesang zu übertragen; und mit genialer Kühnheit gab sie jenen aus einer tieferen Stimmlage eigens für sie transponirten Gesängen den Ausdruck naiver Schelmerei, ohne jemals in den Klängen, welche dem geliebten Lindoco galten, Gemüth und Seele vermissen zu lassen. Der Andrang von Seiten des Publikums war ungeheuer; nur mit Lebensgefahr konnte man im Billet-Verkaufs-Bureau durch die sich stoßende und schlagende Masse bringen, und die schriftlichen Meldungen um Plätze für viele Tage voraus blieben stoßweise liegen, ohne berücksichtigt werden zu können. Wer die „Italienerin“ noch nicht gehört, konnte in Gesellschaft kaum erscheinen; Albrecht ging so weit, zu behaupten, man dürfe anständiger Weise eigentlich nur noch mit denen umgehen, welche sie nie versäumt. Aber mitten in diesen Freuden wurden wir, die Eingeweih'ten, schon von bangen Leiden gedrückt. Während unsere erste Oper Fanatismus erregte, hatten wir keine zweite. Von komischen Opern — und andere gestattete uns ja die strengbewachte Concession keine — sahen wir Nichts vor uns, als einige auf dem Hoftheater noch nicht gesungene von Rossini. Eine solche jedoch unmittelbar der „Italienerin“ folgen zu lassen, weigerte sich

Die Sontag, die mit ihrem sicheren Takt vermeiden wollte, zweimal hinter einander dasselbe Kleid zu tragen. Sie bestand auf einer Rolle anderer Gattung; am lebhaftesten wünschte sie Auber's „Schnee,“ worin sie in Wien als „Bertha“ durch ihr feines Spiel so sehr gefallen hatte. Dieser „Schnee“ war vor einem Jahre auf dem königl. Hoftheater bereits gefallen; — gefallen in jedem Sinne und deshalb nach zwei matten Vorstellungen liegen geblieben. Aber deshalb war er uns noch nicht verfallen; denn dazu gehörten zwei Jahre nach dem Geseß. Nun herrschte bezüglich der gegenseitigen Repertoire-Streitigkeiten noch ein anderes Geseß: Am ersten jedes Monats reichte das Hoftheater uns, am fünfzehnten reichten wir dem Hoftheater einen Entwurf derjenigen Neuigkeiten ein, welche künftig gegeben werden sollten. Uns zwang die gebieterische Noth, in jene schriftlichen Entwürfe Alles im Bereich unserer Concession liegende aufzunehmen, was durch Zeitschriften, namentlich durch Pariser, besprochen wurde, und häufig konnten wir für unser Repertoire keinen andern Vortheil davon ziehen, als den negativen, daß wir es dem Hoftheater entrückten. Dieses zeigte seinerseits gleichen Eifer. So entstand denn eine förmliche Heße. Was vom fünfzehnten bis zum letzten des Monats in den Journalen als neu verkündigt worden, das fanden wir auf dem Repertoire des Königl. Hoftheaters, was vom ersten bis zum vierzehnten erwähnt wurde, fanden die Königl. Hoftheater auf dem unsern. Und weil durch diese neidische Gegnerschaft das Publikum auf die Länge um gar Manches gekommen sein würde, hatte

Fürst Wittgenstein (die oberste Behörde für Theater-Angelegenheiten) bestimmt, daß bei noch nicht gegebenen, sondern nur auf den Repertoirs-Entwürfen genannten Sachen die Verfallzeit auf sechs Monate beschränkt werden, und nach deren Ablauf für solche Neuigkeiten eine gegenseitige Concurrenz eintreten solle. Dabei konnten wir nur gewinnen, besonders unsere Oper, weil Herr Spontini, Gott lohn' es ihm, dafür sorgte, daß sich die Königl. Oper niemals übereilte. Nun hatte bei'm letzten Repertoirs-Entwurf die General-Intendanz der Königl. Schauspiele vergessen, eine neue Operette von Auber, „das Concert am Hofe,“ deren erste Annonce allerdings in ihre vierzehn Tage gefallen war, zu notiren. Bevor aber noch unsere Frist abgelaufen und uns der kleine Triumph gestattet war, jenes jenseitige Versehen zu unserem Vortheile zu benützen, kam ein Schreiben des Grafen Brühl, in welchem er die nachträgliche Aufnahme des durch einen Irrthum vergessenen Werkes declariren wollte. Dagegen protestirten wir entschieden, und es entspann sich ein heftiger Briefwechsel, welcher endlich dahin führte, daß wir uns Willens zeigten, die Entscheidung des Fürsten, nöthigen Falles des Königs, nachzusuchen, indem wir aussprachen, daß unter diesem Druck unsere mit so theuren Opfern erkaufte Existenz nicht länger möglich sei. Jetzt schlug Graf Brühl einen Vergleich vor, und ich wurde — mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstet — zu einer mündlichen Unterhandlung abgesendet. Ich führte keine andere Instruction bei mir, als welche mir die Sonntags heimlich erteilt. Diese

lautete auf: „Schnee!“ obgleich wir im heißen August schmorten.

Graf Brühl war ein guter, lieber Mann. Was er gegen unsere Anstalt that, mußte in seiner Stellung, wollt' er sich nicht tausend Vorwürfen aussetzen, geschehen. Er wandelte auch nicht auf Blumen, und leider fehlt es niemals an Menschen, die dem Aermsten das Leben schwer zu machen den schönsten Willen hatten. Sie haben ihn krank geärgert. Meine Conferenz mit ihm war höchst komisch. Beide Theile hielten vorsichtig zurück, und wir sprachen anfänglich mehr in Andeutungen und in Fragen, als in bestimmten Ausdrücken. Doch hatt' ich den großen Vortheil, bestimmt zu wissen, was ich wollte. Nachdem ich nun mit vielen Redensarten auseinander gesetzt, wie wichtig uns die kleine Auber'sche Operette (von der ich übrigens Nichts wußte, als den Titel) und ihr Gewinn für unsere Bühne sei; nachdem der Graf mir offen und redlich erklärt, daß er Alles anwenden wolle, sie für die ihm anvertraute Anstalt zu behaupten — (die Partitur lag schon auf seinem Tische), — so rückte ich mit der einen, kleinen, inhaltsschweren Silbe: „Tausch“ hervor und stellte den Antrag, unsere Rechte (die doch mindestens zu einer Berufung an des Fürsten Autorität geeignet schienen) dadurch abzukaufen, daß uns eine ältere komische Oper für unser Repertoire bewilligt würde. „Das glaub' ich,“ rief der Graf, „was werden Sie da begehren: „Don Juan,“ oder „Figaro's Hochzeit,“ oder Rossini's „Barbier,“ oder —?“ Nichts von solchen Dingen Ihrer Oper, Herr Graf, entgegnete ich, dazu

sind wir zu bescheiden. Wir verlangen nur ein bei Ihnen durchgefallenes, bei Seite gelegtes, schon vergessenes Singspiel und sehen uns genöthigt, damit zufrieden zu sein, lediglich um dem Eigensinn unserer Prima Donna zu genügen, welche darauf besteht, obgleich für unsere Klasse jede andere Musik vortheilhafter wäre; mit einem Worte, wir verlangen: „den Schnee!“ — Der Graf sah mich mittheilend an. Er mochte denken, was für einen Esel haben sie mir da herüber geschickt!? „Nun,“ hub er an, „es freut mich, daß Sie mir's so leicht machen, auf diese Weise kommen wir friedlich auseinander.“ In fünf Minuten waren wir klar. Unser Protest gegen die nachträgliche Aufnahme des „concert à la cour“ war gelöscht, und die schriftliche Erlaubniß zur Darstellung des „Schnee's“ hatt' ich in der Tasche. Als ich bei glühender Mittagshitze den langen Weg aus der Dorotheenstraße nach meiner Wohnung zurücklegte, griff ich unzählige Male nach dem Papier, ob ich es auch bei mir trüge. Und als ich in's Speisezimmer trat, das Blatt in der Luft schwenkend und ausrufend: ich bring' ihn! da sprang die erfreute Sängerin an mich heran, und ein Kuß brannte auf meiner Wange, der allen Schnee der Alpen hätte schmelzen können! „Der Schnee“ hatte auf dem Königsstädter Theater einen so unerhörten Succes, daß er den der Italienerin fast noch überbot. So oft muß' er fallen, daß die Schneeflocken von einer Woche zur andern schmutzig wurden, und viel reine Papierschnitzel nöthig waren, um ihn zu säubern. Während einer der ersten Aufführungen kam Graf Brühl im Zwischenakte

nach der Garderobe der Sontag, ihr seine Huldigungen zu bringen. Ich saß in einer Ecke. — Verleumder haben behauptet, ich hätte mich allzu oft in jener Ecke eingefunden. Das ist falsch. Ich saß immer nur da, um zu warten, bis ich nach gänzlicher Vollendung der Toilette den nächsten Akt beginnen lassen dürfe. Immer nur als Regisseur, nie als Mensch! Als der Graf mich erblickte und ich mich erhob, ihn zu begrüßen, droht' er mir mit dem Finger und sagte lächelnd: Sie haben einen guten Tausch gemacht.

---

Das Bißchen Verstand, welches unsere Sängerin mir gelassen, so lang' ich im Theater blieb, ging vollends darauf, wenn ich nach Hause kam. Die Damen hatten mich eingeladen, mit ihnen zu soupiren, und gewöhnlich war auch unser kleiner Albrecht von der Partie. Dieser Kleinste und zugleich größte Enthusiast für die Königstädter Oper hatte sehr bald Gnade vor Henrietten's Augen gefunden. Seine unerschöpfliche Lustigkeit, verbunden mit zierlicher Galanterie — gegen welche letztere meine Verbtheit bisweilen garstig abstach — machten ihn zu einem rechten Damen-Schooßhündchen, oder noch eigentlicher: zu einem Lieblings-Kätzchen, dem das Talent einwohnt, die diabolischen Krallen fest einzuziehen und nur sein Sammetpfötchen zu zeigen. An freien Tagen fuhren wir über Land, wo Henriette sich im Grünen umhertrieb, wie ein Kind. Abends nach dem Essen pflegte sie sich zum Clavier zu setzen, und wenn sie gut aufgelegt

war, sang sie stundenlang. Aber niemals wählte sie dann moderne Musik. Es war, als ob sie sich durch diese Abendstunden für den Zwang entschädigen wollte, den ihr Beruf auf und außer der Bühne ihr auferlegte. Sie griff gewöhnlich nach Clavierauszügen Mozartscher Opern. Und dann wühlte sie sich förmlich in die Composition hinein, wie eine Biene in den Kelch der Rose. Das dauerte oft bis tief in die Nacht. Ich bestanne mich, daß sie einmal die ganze Zauberflöte durchgespielt und gesungen, Nummer für Nummer, Sarastro und die Priesterchöre nicht ausgeschlossen. In solchen Stunden sprach der Genius aus ihr. Vergessen waren alle kleinen Rücksichten des Tages und der Welt; vergessen das Bestreben, zu entzücken, das Bewußtsein, die Bewunderte zu heißen; bei Seite gelegt jene Minauderien und Künsteleien, die dem Schwarm seelenloser Anbeter galten. Dann ging ihr das Herz auf. Die Künstlerin trat in ihre vollen Menschenrechte. Im weißen, leichten Sommernachtkleide, das blonde Haar in halb aufgelösten Locken über ein blühendes Gesicht, das schöne Auge wie verklärt, weinte, lachte, zürnte und scherzte sie in vollen klaren Tönen. Und ich staunte sie an, regungslos, ohne Worte — ohne Ausdruck für meine Empfindungen, bis sie uns dann fortschickte und ich mit Albrecht noch eine Wanderung durch die leeren, düstern Gassen machte, wobei ich auf eine Art zu seufzen pflegte, welche unter meinen Freunden bald berühmt wurde. Runowski nannte mich diesen Seufzern zu Ehren nie anders als: *Lamentoso!* Aber ich merkte ihm schon ab, daß er auch seufzte,

wenngleich anders; und da ich mir's nicht nehmen ließ, sonst noch gar Viele mit mir in gleicher Mitschuld und Verdamniß zu finden, so erhielt ich und nahm ich an als eine nur mir gebührende Auszeichnung den Beinamen: *Lamentoso primo*. Es gab eine wenn auch kurze Periode, wo Niemand in Berlin meiner holden Einwohnerin näher stand, als ich. Von den zahllosen Bewerbern um einen freundlichen Blick, um ein auszeichnendes Wort, um ein kleines Zeichen der Gunst war noch Keiner bevorzugt worden, und dennoch fing ich an, mich zu mancher eifersüchtigen Laune berechtigt zu glauben. Anfänglich wurden dergleichen Ueberhebungen mit vertraulicher Gutmüthigkeit in ihre Schranken gewiesen. Als aber mein häufig wiederkehrendes Schmolzen und Maulen den Argwohn erweckte, daß ich mir Beschränkungen einer frohbewahrten Freiheit anmaßen und das Uebergewicht eines Begünstigten geltend machen wollte, kam es zu allerlei Erklärungen, die eben nicht beitrugen, meine Seufzer dünner zu gestalten. Der Hauptfeind meiner Ruhe war Seiner Königl. Großbritannischen Majestät Gesandter, Lord Clanwilliam, der höchst regelmäßige Besuche in der Kaiserstraße für einen Hauptzweck seiner Ambassade zu halten schien. Seine Herrlichkeit besaßen einen großen Hund, ohne welchen sie fast niemals erschienen. Sobald ich in's Vorzimmer tretend den Schwanz dieses Rössers um die Thüre herum wedeln sah, zog ich mich, wenn es irgend thunlich war, zurück, um der lästigen Artigkeit und ironischen Herablassung seines Herren auszuweichen, aus dessen Betragen gegen mich



die Ueberzeugung hervorzuleuchten schien, daß er mich für völlig gefahrlos betrachte. Was den Hund betrifft, so meint' er es ganz gut mit mir.

Daß ich der Fordschaft gegenüber entschieden verleugnet wurde, ohne daß man nur auf das erste Krähen des Hahnes mit dieser Verleugnung warten mochte, war mir bald deutlich. Aber weil mir gegenüber die Fordschaft ebenso standhaft verleugnet ward, so hielt sich die Sache zwischen Zweifel und Hoffnung lange genug zu meinem Jammer hin, und ich wurde täglich mehr Lamentoso. Ein reiner Zufall erlösete mich. Mir fiel ein Blättchen in die Hände, aus dem unwiderleglich hervorging, daß ein Theaterdichter meiner Gattung mit einer „Herrlichkeit“ nicht in die Schranken treten darf. Glücklicherweise näherte sich auch der Zeitpunkt, wo die Familie aus meinen Räumen in eine selbstgemietete, große Wohnung ziehen wollte, — und ich war geheilt! Von dieser Stunde erstarb jeder eitle, selbstsüchtige Wunsch in meinem Herzen; ich gab mich der reinen Bewunderung für die Künstlerin mit unverkümmerter Freude hin, und bald machte der kleine Rest von Groll, der in mir zurückgeblieben war, einer aufrichtigen Bewunderung für ihr Genie und einer freundschaftlichen Theilnahme für ihre persönliche Liebenswürdigkeit Platz, so daß bis zum letzten Tage ihres Aufenthaltes in Berlin zwischen ihr und mir ein herzliches Verhältniß waltete und ich niemals müde wurde, mit Mund und Feder für sie und ihren Ruhm mitzuwirken.

Ob noch die Familie Sontag mein Haus verließ,

begannen die von mir angekündigten öffentlichen Vorträge Shakespeare'scher Stücke. Meine Direktion hatte mir die Erlaubniß ertheilt, wöchentlich einen Abend dafür zu verwenden, und ich hatte zu einem Abonnement auf fünfzehn aufeinanderfolgende Freitage eingeladen, nicht ohne die stolze Ueberzeugung, daß mein Unternehmen viele Theilnahme finden werde. Am Morgen des ersten Freitags kam ich aus der Spener'schen Zeitungsexpedition, die den Debit übernommen, bestürzt und niedergeschlagen zurück, — denn es waren kaum zwanzig Karten verkauft, und ich dachte schon daran, wie ich mit Ehren mich zurückziehen könnte. In dieser trüben Stimmung trat ich ein, mein Leid den Damen zu klagen, als ich daheim unerwarteten Grund zu noch ernstern Klagen fand. Das ganze Haus war in Aufruhr, mehrere Aerzte zugegen, Alle in der größten Bestürzung. Die Sängerin war auf der Probe plötzlich und ohne jede bekannte Veranlassung von einer Heiserkeit befallen worden, die sie der Stimme gänzlich beraubt hatte, die jetzt mit jeder Minute zunahm und bereits so heftig geworden war, daß von einem nur geflüsterten Worte kaum mehr die Rede sein konnte. Andeutungen, wie dieser traurige Zustand ein mehr als vorübergehender, ein vielleicht dauernder bleiben könnte, fehlten nicht und erfüllten mich mit Betrübniß. Daß die Bäume im Herbst ihr Laub verlieren, müssen wir uns gefallen lassen, aber wem sollte nicht bange werden, wenn mitten im Frühling der Winter einträte!

Die Leidende schien, obgleich von düsterer Ahnung

darnieder gebeugt und das Schlimmste befürchtend, doch vollkommen ruhig und in ihr Schicksal ergeben. Sie wünschte mir mit kaum vernehmbarem Flüstern Glück zu meinem ersten öffentlichen Auftritt als Vorleser und deutete wehmüthig lächelnd an, daß sie vielleicht nie mehr öffentlich erscheinen werde. Dieser traurige Anblick erfüllte mich so schmerzlich, daß meine eigenen Bekümmernisse in den Hintergrund traten; ich gedachte, während ich nach meinem Saale fuhr, fast gar nicht mehr des schlechten Billet-Verkaufs. Desto größer war die Ueberraschung, als ich mich zwischen den bis an die Thüre gedrängten Zuhörern mühsam durchzwängen mußte. Das Lokal war überfüllt. In den Nachmittagsstunden hatte Freund Josephhy in der Zeitungsexpedition fast alle Karten verkauft. — Diese Theilnahme des Berliner Publikums an meinen Vorträgen ist unveränderlich dieselbe geblieben durch beinahe zwanzig Jahre!

Daß die Heiserkeit der Sontag sich trotz ihrer momentanen Gewalt nicht hartnäckig zeigte, sondern sehr bald den angewendeten Mitteln wich, brauche ich nicht erst zu erzählen. Und so war uns Beiden geholfen: ich hatte mein Publikum gefunden, und sie fand sich wieder im Stande, das ihrige zu entzücken.

---

Ich sprach jetzt eben von Freund Josephhy. Dieser Mann, Erbe und Besitzer der alten Haude-Spener'schen Buchhandlung, war damals, wo Papa Spener noch lebte und seine Zeitung in eigen-

thümlicher Weise selbst redigirte, des würdigen, originellen Greises erprobter Vertrauter und in allen Geschäften, literarischen, commerciellen wie häuslichen, seine rechte Hand. Auf meiner „Sontagsreise“ nach Leipzig war ich mit ihm, der zur Buchhändlermesse eben dahin zog, bei'm Umspannen der Postpferde in's Gespräch gerathen, dadurch waren wir auf den sogenannten Grüß- und Begegnungs-Sprech-Fuß gekommen, und sehr bald hatte sich daraus ein vertrauter Umgang entwickelt, der gepflegt durch Spener's Vorliebe für mich und durch gegenseitiges Behagen zu einem dauernden, allen Wechsel der Zeit überlebenden Freundschaftsbunde erwuchs. Ich verdanke Josephy's unermüdlichem Wohlwollen sehr viel Gutes; seine Theilnahme, seine Beihilfe und Bereitwilligkeit übten nicht selten den wichtigsten Einfluß auf mein Geschick. — Aber den wichtigsten Moment für mein Leben, welcher, wenn ich ihn zu ergreifen und zu benützen verstanden, mein ganzes Dasein anders gestellt haben würde, ließ ich leider, umnebelt vom Schimmer der Theaterlampen, umschwirrt von den Sirenenklängen, in denen ich athmete, und getäuscht von den eitlen Hoffnungen auf mein Dichtertalent und dramatische Produktionskraft, an mir vorübergehen, obgleich der Freund redlich das Seinige that, mich auf andere Gedanken zu bringen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: der Platz eines Unterredakteurs für die Spener'sche Zeitung war erledigt und seit dem Tode von Spener's einzigem Sohne noch nicht genügend besetzt. Der alte Herr, der, wie schon erwähnt, an meinen Beiträgen für sein Blatt

und an meinem persönlichen Benehmen Freude gefunden, machte mir nun durch Joscaphy den Antrag, diese Stelle einzunehmen; im Hintergrunde des Vorschlags lag die Andeutung, daß er nicht abgeneigt wäre, sich in mir einen Nachfolger heran zu ziehen, ja, daß er auf ein Arrangement sinne, vermöge dessen er trotz meiner Armuth Mittel finden würde, mich mit Joscaphy im Verein in den Besitz der Zeitung — natürlich unbeschadet der Ansprüche seiner Verwandten — nach seinem Tode zu bringen. Die erste Bedingung, die er dabei stellte, war meine entschiedene Trennung vom Theater. Ich sollte in sein Haus ziehen und mich mit Leib und Seele der Zeitung widmen. Ich schwankte. — Bevor ich aber (denn es handelte sich um augenblickliche Entscheidung) in mir selbst zu einem Entschlusse gelangen konnte, muß' ich wissen, ob man geneigt sein würde, meinen in aller Form abgeschlossenen Kontrakt mit dem Königsstädter Theater zu lösen. So vertraute ich mich denn meinem Gönner Kunowski. Dieser war zu jener Zeit so innig durchdrungen von der festen Ueberzeugung einer goldenen Zukunft für seine Bühne, daß er mir aus redlichster Ueberzeugung den Rath erteilte, unserem Institute getreu zu bleiben, und mir klangen diese Töne so süß, daß ich mich ihnen mehr als willig hingab. Ich täuschte mich selbst, redete mir ein, es sei kein Loskommen, und belog mich zu meinem eigenen Schaden; denn hätte ich den Direktoren, die mich sämmtlich wie einen Freund und immer liebevoll behandelten, den Stand der Dinge offen mitgetheilt, so würden Männer wie Bennecke, Soltei, Bierzig Jahr. III.

Mendelssohn, Beer und Ebers ohne Widerrede sich dafür entschieden haben, meinem Glücke nicht hinderlich zu sein. Ich dankte Spener für seine guten Absichten, entschuldigte mich mit meinem Kontrakt, — und blieb . . . . ein deutscher Theaterdichter. Das heißt Alles gesagt.

---

Schönheit, Reiz und Liebenswürdigkeit hatten meine Behausung verlassen; — erprobte, treue Freundschaft zog dafür ein. Mein alter Breslauer Kemie, der damals, wo ich meine kurze Irrfahrt begann, mich in meiner Junggesellenwohnung abgelöset und mittlerweile auch ein Berliner Engagement angenommen hatte, theilte nun die geräumigere Wohnung des Wittwer's. Dieser biedere Mann, mit unermüdlicher Fürsorge auf das Beste der ihm anvertrauten ökonomischen Fächer bedacht, war ein Segen für unsere Garderoben- und Bibliothek-Angelegenheiten. Mit ihm und wo er waltete, zog der Geist der Ordnung ein. Er war mein Tischgenosse, theilte mein bescheidenes Mahl und mußte auch die Seufzer mit anhören, die als Nachklang der jüngstvergangenen Tage mir bisweilen noch entschlüpfen wollten. Während ich mich seiner behaglichen, stets kalimirnden Gegenwart freute, ward mir das Glück zu Theil, noch einen Freund aus früheren Tagen, den heitern, geistreichen Triestiner Antonio Mayer\*) bei

---

\*) Zweunddreißig Jahre waren vergangen, — als A. M. mich vor einigen Monaten (1858) in Gräg besuchte.

mir zu beherbergen, der eigens von Breslau nach Berlin gekommen war, um sich daselbst einer qualvollen Bandwurmkur zu unterwerfen. Zweimal mußte der arme Teufel dieselbe durchmachen, mit all' ihren Fasten, ihrem Ricinus-Öel und teuflischen Ingredienzien anderer Art, ohne den ungebetenen Gast loszuwerden, und blieb dabei so lustig und von jeder üblen Laune unangefochten, als ob er entweder gar Nichts zu leiden, oder als ob er sein Ziel glücklich erreicht hätte. Uns Beide, Remie und mich, riß er durch seinen tollern Uebermuth, durch seine wüthigen Einfälle aus dem Mitleid, welches wir seinen diätetischen Martern zu gönnen bereit waren, unaufhaltsam in's jubelndste Gelächter und beschämte den Arzt (den ich für einen Charlatan hielt) durch Frohsinn und Geduld. Wie aber dieser Mensch unbarmherzig genug war, zum dritten Male mit seinen „unsehlbaren Mitteln“ anzurücken, da setzte sich der Triestiner auf die Hinterbeine und erklärte: jetzt lasse er sich seinen Bandwurm nicht abtreiben, jetzt wolle er mit ihm leben und sterben. Hab' ich nicht, rief er aus, Alles gethan, was gegen die alten, heiligen Geseze der Gastfreundschaft streitet, hab' ich ihm nicht sogar die nothdürftigste Nahrung entzogen und mich bemüht, ihn um Dach und Fach zu bringen! Und wie hat er sich dabei benommen? Fest hat er an mir gehalten, still und duldbend ließ er die größtten Beleidigungen über sich ergehen, in Stücke ward er gerissen, ganze Ellen seines zarten Leibes sind ihm entzogen worden — und er im schönen Bewußtsein frommer Anhänglichkeit mich und wankte nicht, von selbtseligem Öel fast

erfüllt, verlor er niemals den Kopf, überzeugt, daß ich ihn nicht ganz verstoßen könnte, so lange ihm nur noch ein Ort in meinem Bauche blieb, wo er sein Haupt niederlegen konnte. So möge er denn zum Lohne für solche Treue ausharren, bis der Tod ihm wie mir die Augen schließet. Er sei mir ein lieber Gast. Ich war verblendet, als ich ihm die Thür weisen wollte. Wo giebt es noch auf Erden seines Gleichen unter allen Gästen? Rede zu Dir, wen Du willst, bewirthe wen Du willst, — Jeder wird vor Dir in die Schüssel greifen und wird, von Dir genöthigt, Dir die besten Bissen wegessen, die Du theuer bezahlen müssen. Nicht so mein Einwohner, mein Häusler. Er rührt Nichts an, bevor ich es nicht zu mir genommen, und weil er immer gesegneten Appetit verspürt, so verdoppelt er den meinen. Dank und Preis sei meinem Bandwurm; mit seinem Beistande kann ich zweimal so viel verzehren als andere ehrliche Leute, und wenn Ihr übersättigt die Gabel niederlegen müßt, fängt es mir erst recht zu schmecken an. Nein, Herr Doktor, ich nehme ihn mit mir in den Sarg! —

Antonio's Anwesenheit veranlaßte auch das Entstehen einer kleinen dramatischen Arbeit, die, so klein sie ist, in meinem Leben eine große Rolle spielt. Wir saßen, er, Remie und ich, nach dem Theater am Theetisch, und Remie, der als Inspektor des Tages Fast und Hitze getragen, rückte sich ermüdet in die Ecke des Sopha's, den Kopf in die Hand stützend. Als er sich nun die Haare in's Gesicht gestrichen, sagte Antonio plötzlich, indem er



auf ihn hinwies: Täuschend wie Napoleon! Wirklich trat eine überraschende Ähnlichkeit hervor. Remie traf einige Vorkehrungen in seiner Toilette, und sogleich vermehrte sich diese Ähnlichkeit.

Das könnte man für's Theater benützen, dachte ich, — denn bei was immer für einem Anblick oder Ereigniß wäre dies nicht mein Gedanke gewesen? — Napoleon auf den Brettern der Königsstadt!? Nicht übel. Doch wie soll' er eingeführt werden? Als redende Figur? Unmöglich; wir konnten ihn nicht deutsch parlieren lassen, dazu steht er unserer Zeit noch zu nahe. Als Mittelpunkt, als handelndes Hauptmotiv der dramatischen Fabel? Eben so wenig, das durften wir nicht wagen; folglich als ein vorübergehendes Bild, als eine Erscheinung. — Gut. Doch auf welchem Hintergrunde? — Dieser war bald gefunden. Schon früher hatte ich mich im Umgange mit meinen jungen polnischen Freunden angeregt gefühlt, eine Anekdote aus dem Leben eines ihrer größten und edelsten Männer auf die Bühne zu bringen. In diesen Rahmen schien auch Napoleon-Remie zu passen. Und ich suchte das Conversationslexikon \*) hervor, wo ein ausführlicher Artikel „Kosciuszko“ auch jener Anekdote Erwähnung that, raffte von französischen und polnischen Melodiceen zusammen, was mir passend schien, und vollendete sehr rasch das rasch begonnene Werklein. Bevor

---

\*) Falkenstein's vortreffliche Biographie des unsterblichen Kosciuszko war damals noch nicht erschienen. Als sie mir späterhin zu Händen kam, fügte ich dem Lieberspiel »der alte Feldherr« noch einige Scenen und Gesänge bei, die in der letzten Ausgabe mit abgedruckt sind.

noch Antonio sammt „seinem Einwohner“ Berlin verließ, kam ich zu Ende und sang dem Scheidenden mein „Denkst Du daran?“ beim Abschiede nach. Als ich nun unsere Directoren einlud, der Vorlesung des — noch namenlosen, erst zu tausenden — Kindleins beizuwohnen, und diese meine gütigen Gönner bald nach den Strophen des ersten Liedes merkten, wo es hinaus wollte, zeigten sich, wenn auch antheilsvolle, doch sehr bedenkliche Gesichter, die sämmtlich nach unserem Freunde Kunowski gerichtet diesen zu fragen schienen, was er in seiner Qualität als Censor dazu meine? Antheil und Bedenklichkeit, beide wuchsen von Auftritt zu Auftritt, und nachdem ich mein Büchlein geschlossen, trat ein langes, vielsagen- des Schweigen ein. Wir Alle fühlten, daß in der Haupt- und Residenz-Stadt Preußens die einem polnischen Heerführer dargebrachte Huldigung manches Kopfschütteln hervorbringen dürfe. In Kunowski kämpfte stichtlich der Censor mit dem Syndikus und technischen Führer des Theaters. In mir aber waltete der Wunsch vor, unter jeder Bedingung — ja, stünde der Tod darauf — meine Lieder auf die Bühne zu bringen. Ich übernahm es, die Einwilligung des Königs einzuholen. Dagegen ließ sich Nichts einwenden.

Nun taufte wir das Kind. Ich gab ihm den Namen: „der alte Feldherr,“ den sämmtliche Puthen billigten. Bei der Wahl dieses Namens hatte ich schon meine Nebengedanken; er sollte die Aufmerksamkeit von Kościuszko ab- und auf die ganz zufällig angebrachte Figur Napoleons hinlenken. Durch einen günstigen

Vermittler wurde nun des Königs Majestät mündlich befragt: Ob dem Erscheinen Napoleons auf der Königsstädter Bühne Etwas entgegen stehen würde. Der König gab die königliche Antwort: Wenn bei dieser Gelegenheit Schmähungen wider den entthronten Kaiser ausgesprochen werden sollten, so müsse „Er Sich dergleichen verbitten;“ — gegen ein würdiges Auftreten hab' Er Nichts einzuwenden. Auf diese Allerhöchste Entscheidung, deren Authenticität auch unserem censirenden Syndikus nicht unbekannt blieb, ertheilte Letzterer sein „admittitur,“ wobei wir freilich von der irrigen Meinung ausgingen, daß mit der Bewilligung zu Napoleons Erscheinen jede Bedenklichkeit gehoben sei. Am Morgen der ersten Darstellung kam eine Botschaft des königlichen Geheimkammerers, Herrn Timm, die mir „den Wunsch“ Seiner Majestät kundgab, das neue Stück, welches wie gewöhnlich den letzten Platz auf dem Komödienzettel einnahm, vorgerückt zu sehen, weil Seine Majestät an diesem Abende dem Schlusse des Schauspiels nicht beiwohnen könnten. Dergleichen Mittheilungen gelangten sehr häufig an mich, und es verging fast keine Woche, wo nicht Herr Timm ein Billetchen in unsere Kanzlei sandte, aber immer unter ausdrücklichem Vorbehalte, es sei des Königs Wille und Befehl, „daß man unumwunden erklären solle, wenn Seine Wünsche mit dem Arrangement des Ganzen und dem Vortheil der Kasse in Widerspruch ständen.“ Dreist gemacht durch diese Humanität, die dem Charakter Friedrich Wilhelm des Dritten so nahe

lag, nahm ich auch diesmal keinen Anstand zu erklären, wie ein Wechsel in der Folgereihe der aufzuführenden Stücke, da derselbe nicht mehr öffentlich angezeigt werden könnte, sehr nachtheilig sein und veranlassen würde, daß unser neues Viederspiel vor leerem Hause gespielt werde, weil sich viele Zuschauer bei solchen Fällen gewöhnlich erst später einzustellen pflegten, doch wären wir natürlich bereit u. s. w. Umgehend erhielt ich den Bescheid, Alles beim Alten zu lassen. So geschah es, daß der König der ersten Aufführung des alten Feldherrn nicht beistohnte. Diese — nach unseren Verhältnissen glänzend ausgestattete — Aufführung fand zwar Beifall, aber sie erregte keinen allgemeinen Antheil; es war, als ob nur eine kleinere Hälfte der Anwesenden wisse, wer Roscius gewesen. Ich hatte mich als polnischer Lancier gekleidet unter den Chor gemischt, um das Eingreifen desselben zu beleben, und es gab zu komischen Mißverständnissen Anlaß, daß die Zuschauer, als am Schlusse „der Verfasser“ hervorgerufen wurde, diesen in der militairischen Uniform nicht erkennen wollten und mir meinen Namen so lange entgegen schrien, bis ich ihnen die Versicherung gab, daß ich es sei. Directoren, Schauspieler und Theaterfreunde versprachen den folgenden Vorstellungen gutes Glück und zahlreichen Zuspruch. In mir aber dämmerte schon eine dunkle Ahnung. Am Abende der Aufführung hatte ich Lord Clanwilliam noch gesprochen, und dieser mir gesagt: „Sie haben hübsche Lieder gemacht, aber ich fürchte, sie werden Ihnen schlecht bekommen!“ — Die Anschlagzettel verkündeten nach einigen Tagen: Heute,

zum zweiten Male „der alte Feldherr“. Ich saß mit dem Kaiser Napoleon beim Morgentaffee, schwelgend in Gedanken an ein volles Haus, — da trat der Polizeirath Eckardt (welcher Berliner in reiferem Alter besinnt sich nicht auf diesen Namen?) rasch in's Zimmer und brachte mit kurzen Worten den Befehl des Polizeipräsidenten, die Aufführung abzustellen. Justizrath Kunowski war in Geschäften verreiset, und mir, als seinem Stellvertreter, blieb Nichts übrig, als zu gehorchen. Ich entsandete sogleich meinen guten Napoleon, um andere Zettel drucken zu lassen. Der Polizeirath wechselte freundlich noch einige Worte mit mir, so daß ich Gelegenheit fand, ihm abzufragen, worin die Gründe eines so überraschenden und noch niemals eingetretenen Verbotes lägen. Er ließ mich durch seine Aeußerungen bemerken, daß die Behörde von der Haupttendenz, der Begeisterung für Kosciuszko, keine Notiz genommen, sondern sich lediglich an den stummen Auftritt des französischen Kaisers gestoßen habe. Nun schwoll mir der Ramm. Ich sagte, der Herr Rath könne mir wohl zutrauen und noch mehr unserem abwesenden Censor, daß wir etwas dergleichen uns nicht erlaubt haben würden ohne Autorität höherer Gattung, und daß der König Selbst vorher davon unterrichtet gewesen sei. Nichtsdestoweniger würd' ich mich ohne Widerrede fügen, doch seh' ich mich genöthigt, Seiner Majestät Anzeige davon zu machen, damit Allerhöchstdieselben Sich heute nicht vergebens in's Theater bemühten. Eckardt ging, sichtlich verlegen durch das, was er vernommen. Schon lebten unsere neuen Zettel. Es

war Nachmittag, und ich saß betrübt über das frühe Absterben meines lieben Kindleins in meinem Zimmer, in den unfreundlichsten Spätherbst hinausblickend; der Regen goß in Strömen herab. Da abermals stürzte der Polizeirath zu mir herein, athemlos und durchnäßt, in größter Eile. Er kam, mich zu ersuchen, ich möchte die abbestellte Aufführung wieder ansehen. (Wahrscheinlich hatte man sich höheren Ortes erkundigt und wahrgenommen, daß ich keine Lüge gesagt.) Ich ließ mich lange bitten. Auch war es nichts Leichtes, in dem weitläufigen Berlin und bei solchem Wetter alle Personen zusammenzufinden, die sich, nachdem einmal die Abänderung angesagt worden, zerstreut hatten. Die Aufführung brachten wir zwar zu Stande, weil es aber nicht möglich war, sie bekannt zu machen, und weil der Regen immer heftiger wurde, so fanden sich sehr wenige Zuschauer ein. Auch der König war nicht zugegen. Es war ein kalter, freudloser Abend, doch hatte sich die Nachricht von einem Verbot und von bald darauf erfolgter Zurücknahme dieses Verbots in der Stadt verbreitet, die Neugierde war rege geworden, und für die dritte Darstellung schienen gute Aussichten. Wir gaben an diesem Abende die durch Epizeder unvergeßliche „Ochsenmenuett,“ dann folgte ein Concert von einer Klaviervirtuosin, den Beschluß sollte „der alte Feldherr“ machen. Ein bestimmtes Vorgefühl sagte mir, daß heute der König kommen werde, und ich saß hinter dem schützenden Vorhange der Directionsloge wie auf Nadeln, immer nach der Königsloge hinüberblickend. Die „Ochsenmenuett“ ging vor-

über, und noch war „der Herr“ nicht da. Meine Pflicht als Regisseur der Oper\*) war es, die Künstlerin am krummen Arme bis an ihr Instrument zu geleiten. In dem Augenblick, wo ich mit ihr auf die Bühne trat, sah ich den König in Seine Loge treten. Mir schlug das Herz, wie wenn ich als Kind über einer Lüge ertappt worden. Und war es anders? Ich kann's nicht ablegnen, ich hatte den König getäuscht, indem ich Ihn wähnen lassen, der „alte Geldherr“ um den es sich handle, sei Napoleon. Daß Ihm der innere Zusammenhang der Sache nicht entgehen würde, dafür bürgte Sein richtiger Takt; daß Er Sich unangenehm durch das Stück berührt fühlen müsse, dafür bürgte mir der meine, und die Kenntniß Seines gerechten und redlichen Wesens ließ mich vor-

---

\*) Ich hatte, ohne die dazu gehörigen musikalischen Fähigkeiten zu besitzen, mich gewissermaßen zur Opernregie gedrängt; — warum? das wird nicht schwer zu rathen sein! Dem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, und es ging ganz leidlich mit mir, weil die Mehrzahl unserer Künstler keinen Regisseur brauchte. Aber ein verdammt übler Umstand war, daß ich nun auch von Amtswegen das Publikum anzureden hatte. Mit erfreulichen Nachrichten trat ich nie hinaus. Gewöhnlich fand ich mich vor den Lampen ein, um anzukündigen, daß irgend einer Heiserkeit wegen die verheißene Oper nicht stattfinden und an ihrer Stelle eine abgeheftete Postte gegeben werden würde. Man hatte mich im Parterre und auf der Gallerie, wie die Berliner sich ausdrücken, schon förmlich »auf dem Zuge,« und sobald ich mich nur blicken ließ, fing der Lärm an. Ich hörte einmal, als auch nach solcher Umänderung an einem Sonntage (ohne Sonntag!) ein getäuschtes Paar sein Geld an der Kasse zurückforderte, die weibliche Hälfte desselben sagen: »Wenn schon der lange, schwarze, blasse Mann kommt, denn ist es Effig!«

aussehen, daß Er mein Verfahren streng tadeln werde. Deshalb hatt' ich ein schlechtes Gewissen, und deshalb schlug mir das Herz. Schien es doch aber auch, als ob der Teufel sein Spiel hätte. Das Publikum war eben an diesem Abende weit aufgeregter, als bei den ersten Vorstellungen, faßte jede Beziehung auf und gab namentlich den dürftigen politischen Anklängen eine Bedeutung, ohne welche sie gar nicht bemerkt worden wären. Wie ich vermuthet, so geschah es. Schon am nächsten Morgen kam ein Erlaß des Geheimen Rabinets-Rathes Hrn. Albrecht an die Direction, in welchem befohlen wurde, das Pieder-spiel „der alte Feldherr“ noch einmal darstellen und dann vom Repertoire verschwinden zu lassen. Ich wendete mich nun sogleich in einer Immediat-Eingabe an den König und stellte der Majestät vor, daß mir als Ehrensold die Einnahme der neunten Aufführung versprochen worden sei. Darauf erhielt ich in einem Privatschreiben des Geheimkammerers die Erlaubniß, den drei bereits gegebenen noch drei andere Darstellungen folgen lassen zu dürfen, und es war diesen Zeilen der freundliche Schluß: Unter Anwünschung eines guten Benefizes &c. &c. beigefügt. — Drei und drei macht nur sechs. Offenbar fand ein Irrthum statt; es schien der Wille des Königs gewesen zu sein, meine Bitte zu gewähren, ich aber konnte mich nicht entschließen, dem Monarchen noch einmal durch aufdringliches Gesuch lästig zu fallen, und ließ es auf sich beruhen. So wurde denn „der alte Feldherr“ mit der sechsten Vorstellung zu Grabe getragen, nachdem



er noch drei übervolle Häuser gemacht. Die Schuld, welche mir der König bis dahin in so hohem Grade bewiesen, und deren einzelne Zeichen ich hier nicht aufgeführt habe, um nicht eitel und anmaßend zu erscheinen, war — das hab' ich wohl empfunden — von dieser Zeit an verschärzt. Zwar lag es nicht im Edelmuth des gekrönten Biedermannes, einem armen Schriftsteller Groll zu bewahren oder zu zeigen, vielmehr werd' ich im Laufe meiner Erzählungen wiederholte Gelegenheit finden, meinen Dank für vieles Gute dem Unvergesslichen nachzurühmen; aber vergessen hat Er mir den alten Feldherrn und Alles, was darum und daran hing, niemals. Und wenn Er es vergaß, wenn Er in Seiner milden Gesinnung auch den kleinen Betrug, den ich mir bei der Censur erlaubt, auf Rechnung der Autor-Begierde schob und entschuldigte, — so bewahrten doch Andere und einflußreiche Personen meinen Sympathieen für Polen ein desto treueres Gedächtniß. Der üble Wille, mit dem Herr Geheimerath Tzschoppe mich bis zu seinem Tode beehrte, und dessen Wirkungen ich bei späteren Unternehmungen überall nachtheilig empfand, datirt von jenen Abenden. Er bezeichnete mich als einen „unruhigen Kopf, weil ich einen Rebellen gefeiert!“ — Gott vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

---

In dem Winter von 25 zu 26 wurde auch sehr oft eine kleine, werthlose Postle „der Kaltbrenner“ auf-

geführt, welche ich für Beckmann geschrieben. Er entfaltete in der Hauptrolle zum ersten Male sein angeborenes, komisches Talent vielleicht deshalb in ungebundener Freiheit, weil er im schlesischen Dialekt zu sprechen hatte. Der Dialekt, die provinzielle Mundart und Ausdrucksweise ist für die Poesie von höchster Wichtigkeit. Man lasse die Wiener Volkskomiker hochdeutsch reden — und wir wollen sehen, was übrig bleibt. Zwar bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß ein Talent wie Beckmann nur in schlesischen Volkstrollen heimisch sei; er hat seine Meisterschaft in anderen Richtungen genügend bewiesen. Aber daß er im Anfange seiner Laufbahn den heimatlichen Sargon wie eine Stütze gebrauchte, um sich weiter zu fördern, ist eben so gewiß, als daß nicht jeder Schauspieler den ihm angeborenen Dialekt auf der Bühne zu behandeln und zu benutzen versteht. Es gehört ein sorgfältig ausgebildetes Geschick dazu, aus dem wirklichen in's Theater-Leben zu übertragen, damit, was dort niedrig und gemein klingt, auf den Brettern nur graziös, naiv oder komisch wirke. Diese Uebertragung versteht Beckmann. Daher die enorme Wirkung, die er als „Kalkbrenner“, als „Stehauf“ (im Fest der Handwerker), als „Water Renner“ (in Adler's Horst), als „Hellmann“ (in den Majoratsherren) hervorbrachte. Seidelmann war auch ein Schlesier, liebte unser Vaterland, war vertraut mit unserer Sprechweise und konnte doch bei aller Bemühung niemals einem in schlesischem Dialekt vorgetragenen Scherze wahre Natürlichkeit ver-

leihen. — Beckmann erreichte diese so vollkommen, daß jeder Hörer von der Aechtheit der Darstellung ergriffen wurde, und daß sogar diejenigen Berliner, denen Schlessen und schlesische Ausdrücke fremd und unverständlich waren, an der naturgetreuen Auffassung Behagen fanden. —

Auch mein in Leipzig durchgefallenes romantisches Schauspiel „die Sterne“ brachte ich zur Aufführung. Es hatte in Berlin kein besseres Schicksal. Man lobte die Verse, die poetischen Bilder, applaudirte einzelne Stellen und machte ein Kreuz über das Ganze. So gingen meine Sterne unter, um nicht wieder zu strahlen.

---

Mit dem neuen Jahre schied Freund Remie von unserer Bühne und aus meinem Hause. Ihm war in Dresden eine vortheilhafte Stellung beim königl. Hoftheater angetragen worden; er hatte dieselbe, augenblicklich verlegt durch ein zwischen ihm und unserer Direction obwaltendes Mißverhältniß, angenommen, und als es zur Sprache kam, als er, geehrt durch die allgemeine Trauer über seinen Abgang, sich nicht ungeneigt zeigte, zu bleiben, wurden unsererseits alle erlaubten Mittel angewendet, die Dresdener General-Direction zur Lösung des Contractes zu bewegen. Ich mußte selbst nach Dresden reisen und mündlich das Mögliche versuchen. Vergebens. — Remie sollte uns verlassen. Wir gaben ihm ein großes Abschiedsfest, welches dadurch um

so glänzender wurde, daß es auf den Geburtstag der Sontag fiel. Bei diesem Feste wurden dem Scheiden- den alle Ehren zu Theil, die einem Beamten seiner Gattung als Anerkennung seltener Treue und Thätigkeit gebühren; sämmtliche Directoren nahmen daran Theil. Ich erwähne dies hier ausdrücklich, weil sich an dieses Fest, an Remie's Abgang und an die ihm gewidmete Feier eine für mich sehr wichtige und theuer erkaufte Lehre knüpft, auf die wir bald stoßen werden.

In meiner Wohnung würde mir ohne den stillen, umgänglichen Freund, der sie bis dahin mit mir getheilt, sehr bange geworden sein, wenn nicht das gute Glück, welches mich überhaupt in meinem Stande als Herbergsvater zu begünstigen schien, mir jetzt einen noch lieberem Besuch zugeführt hätte. Die Pflegemutter meiner verstorbenen Frau, die, wie oben erwähnt, meine der weiblichen Pflege noch so bedürftigen Kinder in ihre Obhut genommen, kam meinen Bitten nach und brachte mir, die Reise aus Schleffen durch Winter und Schnee nicht scheuend, die Kleinen mit, um einige Monate bei mir zuzubringen. Obgleich sie ein Jahr lang mich nicht gesehen, erkannten sie mich doch bei'm ersten Anblick wieder, begrüßten mich mit ihrem „Vater!“ und schlugen bald ihren Spielflag wieder unter dem Schreibtisch zu meinen Füßen auf. Mit Rokebue's armem Poeten konnte ich sagen: „Der arme Lorenz Kindlein wird eine Familie haben!“ Einige Freunde, unter denen Albrecht nie fehlte, fanden sich vertraulich zur Theestunde nach dem Theater bei mir ein; manchmal brachte auch die Sontag

mit den Ihrigen den Abend in ihrem alten Hôtel zu, und Seine Herrlichkeit Lord Glanvilliam\*) ließ es sich auch

---

\*) Da ich noch einmal von diesem in Berlin oft angefochtenen „Earl of Glanvilliam“ rede, so will ich nicht vergessen, zu erwähnen, in welcher unangenehme Position ich ohne meine Schuld zu ihm gerieth. Das bekannte Büchlein „die schöne Henriette“ war erschienen und brachte die Stadt in Aufruhr. Hundert verschiedene Verfasser wurden gerathen und wieder verworfen. Ich mußte meine Divinationsgabe noch ruhen lassen, weil es mir nicht gelungen war, des Buches habhaft zu werden, obgleich ich schon bei der ersten Buchhändler-Anzeige durch eine sehr natürliche Ideen-Verbindung auf Kellstab, den Compagnon jener Handlung, gerathen, auch meine Combination unserem gemeinschaftlichen Freunde Wilibald Alexis mitgetheilt hatte. Eben als der Därm über jenes Buch am größten und meine Neugier auf dasselbe am höchsten gestiegen war, begegnete ich Sr. Herrlichkeit im Corridor des Opernhauses und empfing von ihm auf meinen artigen Gruß statt gewöhnlicher artiger Erwiederung nur einen drohenden Blick. Ich schrieb ihm sogleich und deutete ihm an, er möge, wenn es ihn belästige, von mir begrüßt zu werden, sich nur aussprechen; ich würde der Erste sein, mir diese Mühe zu ersparen. Darauf erhielt ich die Einladung zu einem Zwiesgespräch, und in diesem gab sich kund, daß man mich für den Verfasser der „schönen Henriette“ halte, — und zwar deshalb, weil ich der einzige Berliner wäre, der darin gelobt sei! — daß diese Ansicht sich in den vornehmen Eirkeln allgemein verbreitet, und daß er, der Lord, es unwürdig von mir gefunden habe, einen Mann wie ihn, der mit mir in freundlichem Umgange stehe und mir immer herzlich entgegen gekommen, auf solche Weise anzugreifen. —

Ich entgegnete darauf, ich könne mit meiner Ehre verbürgen, daß ich das Buch nicht nur nicht geschrieben, sondern sogar noch nicht gesehen und von seinem Inhalt nur reden gehört. — Noch an demselben Abende hat der Gesandte in einer Gesellschaft beim Russischen Gesandten sein Ehrentwort verpländet, daß ich der Verfasser nicht sei. Eine genügende Ausgleichung der mir durch einen unerwiederten Gruß zugefügten Kränkung konnt' ich freilich nicht begehren.

wohl gefallen. Wir waren oft bis zum Uebermuthes lustig; die Kinder, bevor sie zur Ruhe gebracht waren, durften auch hinein schreien; und meine Papageyen, vereint mit denen meiner Schwiegermutter, vervollständigten den Freudenchor. Fünf solche Bestien: zwei große Kakadu's, ein grüner, ein grauer Papagey und ein Vori saßen mit am Theetisch. Sie machten auf jede Weise ihre Rechte geltend. Der eine Kakadu, der liebenswürdigste seines Geschlechtes, — (dem zu Ehren ich in vielen Familien Berlin's, namentlich in der Beer'schen, den Beinamen Kakadu erhielt) — hat einige Anekdoten geliefert oder vielmehr veranlaßt, die ihn zu überleben verdienen. Seine Conversation beschränkte sich auf die mit zärtlich flüsternder Heiserkeit, aber vollkommen rein ausgesprochenen Phrasen: „Gieb ein'n Kuß!“ — „Wie heiß't Du? Ich heiße Kakadu; aber wie heiß't Du?“ Dieses sein „wie heiß't Du?“ galt ihm bei jedem Ereigniß des Lebens, und er sprach es durch alle Nüancen, von zorniger Heftigkeit bis zum zärtlichsten Flispeln, hundertmal in einer Stunde. Mein kleiner Zunge, der einen durch Furcht gesteigerten Respekt vor dem fremden, großen weißen Vogel und dessen gelber Haube fühlte, hielt sich verpflichtet, auf jede an ihn ergangene Frage redlich zu antworten. Und so hörte ich nicht selten zwanzigmal hintereinander das Duettino: „Wie heiß't Du?“ — „Ich heiße Heinrich!“ Einmal wurd' es dem Zungen, der mit neuen bleiernen Soldaten beschäftigt dieselben auf dem Boden von Kakadu's Fußgestell aufmarschiren ließ, doch

zu viel. Nachdem er unzählige Male sein „Heinrich“ respondirt, rief er bei abermals an ihn gestellter Frage ärgerlich hinauf: „Ach Gott, ich hab' Dir's schon so oft gesagt, ich heiße Heinrich!“ Der Vogel war erstaunt über diesen noch nie vernommenen, verdrüsslichen Ton. Er beugte sich von seiner Stange herab und sagte kokettirend: „Gieb ein'n Kuß!“ Darauf erhob sich seinerseits Heinrich, so weit er reichen konnte, und nachdem sie sich embressirt hatten, sprach der Junge: „Nu' aber laß mich in Ruhe!“

Ein ander Mal saßen wir, Menschen und Vögel in bunter Reihe, am Theetisch. Die Kinderfrau in ihrem alten schlesischen, halb-ländlichen Kostüm mit bloßen Armen brachte das Brett mit Brod und Kuchen. Als Kakadu diese seine Lieblingssnäckereien erblickte, konnt' er dem Reize nicht widerstehen, darnach zu schnappen, verfehlte aber die Richtung und zwickte die Kinderfrau mit seinem dicken Schnabel in den Arm, worauf diese einen lauten Schrei ausstieß. Der Vogel, dem sein Bewußtsein sagte, daß er eine Dummheit begangen, wollte sich nun entschuldigen, er hob seine Haube, machte unzählige Bücklinge und haschte nach Worten. Offenbar hatt' er im Sinne, sein begütigendes: „Gieb ein'n Kuß!“ anzubringen; aber in der Verlegenheit traf er das rechte nicht und schrie mehrere Male: „Wie heiß'st Du?“ Die Kinderfrau, bei der Zorn und Haß gegen das Thier mit der Rücksicht kämpften, die sie seiner Stellung im Hause schuldig zu sein glaubte, stützte die Arme unter, stellte sich

vor seinen Stuhl und sagte, nicht ohne Verbindlichkeit, aber doch sehr wüthend: „Ich heiße Regel'n, Du aber heiße'st Racker!“ —

(Der arme Kakadu lebt noch und zwar in Graez. Er ist gleichsam durch Erbschaft in eine Familie gekommen, die ihn trotz seiner Unart, sich die Federn auszureißen und sich blutig zu beißen, liebevoll pflegt und conservirt. Vor einiger Zeit bin ich ihm auf dem Schloßberge, wohin man ihn geschickt, damit er sich im Freien erheitere, zufällig begegnet, und er hat meine Stimme sogleich erkannt, mir traute Grüße aus dem Korbe, der ihn barg, zurend. [1858.] )

Nachdem ich meine Schwiegermutter bei ihrer Rückreise nach Schlessien durch vieles Bitten dahin gebracht, solchen Phönix aller Kakadu's (denn im Allgemeinen sind diese Vögel böshaft) als Geschenk an- und mit sich zu nehmen, widmete ich meine Erziehungskunst seinem Nachfolger, den ich bei „Fiofati“ theuer gekauft, und der seinen Vorgänger an Schönheit und Größe noch übertraf. Aber an diesen war jede Mühe verschwendet. Er blieb ein tückischer, bössartiger Kakadu, nur die Furcht vor meinem Spanischen Röhrchen machte ihn zum Heuchler. Nachdem er wieder einmal malitiös nach mir geschnappt und eine angemessene Zahl von Hieben auf seinen breiten, staubigen Rücken bekommen hatte, spielte dieser Duckmäuser mit so viel Glück den Tiefbetrübten, Vereuenden, daß ich mich dadurch täuschen ließ und ihn zum Lohn seiner Selbsterkenntniß von der Kette losmachte, auf daß er eine Erholungsreise durch sämtliche



Zimmer unternehmen dürfe. Kaum jedoch fühlte er sich frei, als er mit ausgebreiteten Flügeln sich erhob und mir wüthend in's Gesicht flog, nach meinen Augen haßend. Dieser Ausbruch hinterlistiger Rache kam mir so unerwartet, daß ich kaum Zeit gewann, in's Nebenzimmer zu entfliehen und die Thür hinter mir zuzuschlagen. Von dort rief ich meine Bedienung, setzte mir einen Papierkorb, der theils als Helm, theils als Brustharnisch dienen konnte, auf, bewaffnete mich mit einem Tyroler-Teppich, und nachdem der Rebbe besiegt und in diesen Teppich eingehüllt war, wurde er ohne Zögerung zu Fiofati gebracht, der ihn für die Hälfte der von mir gezahlten 20 Friedrd. wieder annahm. Erst später erfuhr ich, daß dieser Vogel schon oft verkauft und aus denselben Gründen dem Verkäufer immer wieder zurückgegeben worden war. Bei Fiofati benahm er sich gegen Fremde eben so zuvorkommend als einschmeichelnd. Sobald er dann aber am Orte seiner neuen Bestimmung war, zeigt er seinen wahren Charakter, den er Fiofati gegenüber hochachtungsvoll verhüllt hatte; wie denn überhaupt alle Thiere, mit denen jener „Galanteriehändler“ seine Allerweltshandlung belebte, unter seinem Blick und in seinen Händen ihre Natur dem Gehorsam gegen ihn unterordneten. Seine Affen waren sitzjam und bescheiden; sein Löwe stand unter dem Pantoffel eines Hundes; seine Goldfische lebten nur, so lange sie bei ihm plätscherten, und starben ab, sobald sie verkauft wurden; seine Seidenwürmer spannen sich ein, wo und wie er's wollte, bildeten mit ihren Cocons sinn-

reiche Figuren und wichen nie von der ihnen angewiesenen Stelle; seine Papageyen küßten jeden Eintretenden und flüsteren ihm zärtliche Worte in's Ohr; seine Ottern, Eidechsen und anderer Unflath verkehrten mit Raben, Grasemücken, brütenden Kanari's und Hamstern friedlich in einem Doppelfenster; sämtliche Bewohner der Arche Fiofati aber fanden sich als Supplikanten ein, — (Fische und Gewürm ausgenommen) — wenn die Familie bei'm Mittagstische versammelt war, und jegliches Viech empfing den ihm gebührenden Antheil an „Maccaroni und Polenta.“ Wenn ich König von Preußen gewesen wäre, so hätt' ich Fiofati zum König der Pfaueninsel ernannt. Er war ein geborener Beherrscher der Thierwelt.

---

Wollte Gott, wir hätten bei'm Königsstädter Theater einen Fiofati in unserem Sinne und nach unserem Bedürfnisse gehabt. Ich war es nicht und konnt' es nicht sein. Zu jung, zu unerfahren, zu leidenschaftlich, wurd' ich trotz meiner halb wahnsinnigen Begeisterung und Anhänglichkeit für die Anstalt ihr doch niemals, was ich ihr hätte werden können und sollen. Zum Theil waren auch die Directoren, die mich verhätschelten und verzogen, Schuld daran, daß ich mich gehen ließ. Bei Beer's war ich nun gar das Kind im Hause, und wenn auch Wilhelm Beer, der seinen Vater häufig in den Conferenzen vertrat, mir bisweilen in die Parade fuhr, so war er dann doch immer wieder der Erste, zu rufen:

Kakadu, kommen Sie mit hinaus zum Essen! Alle sagten, daß ich meine Zeit nicht besser anwendete, Neuigkeiten für unsere Bühne zu liefern, die bei der beschränkten Concession so nöthig gewesen wären; und Alle trugen dazu bei, mich zu zerstreuen und in den Strudel der Berliner Geselligkeit zu ziehen, indem sie mich gern bei sich sahen und keine Partie unternahmen ohne Kakadu. Mein Leben und Treiben wurde täglich mehr und mehr ein äußerliches. Angely übersehte unermüdblich aus dem Französischen, traf nicht selten das Rechte, trogte jeder Opposition und behauptete bald ganz allein das Feld, welches ihm Niemand streitig machte. Ich schimpfte auf ihn und that doch Nichts, ihn und seine Producte bei Seite zu schieben. Der Mangel an darstellbaren Stücken nahm immer zu, und am Ende war es Angely, zu dem wir bitten mußten: Unser tägliches Brod gib uns heute. Die Finanzen standen schlecht. Nicht als ob die Oper uns im Stich gelassen hätte; aber zwei oder drei volle Häuser in einer Woche genügten nicht, den hochgesteigerten Etat zu decken, und die Schuldenlast, die schon seit dem Bau des Hauses auf dem Aktienverein drückend lag, nahm eher zu, als ab. Unter den Aktionairs fehlte es nicht an Solchen, die mit neidischem Kopfschütteln das Wesen unserer Directoren betrachteten, und in denen sich nach und nach der Gedanke ausbildete, auch sie könnten berufen sein, in einer eigenen, roth tapezirten Directional-Loge zu sitzen, blau eingebundene Opernbücher in Händen zu halten, die Bühne und Garderoben besuchen und mit unserm Mädchenflor (der wirklich bezaubernd blühte)

hinter den Coulissen zu conversiren. So bereitete sich im Stillen eine artige Verschwörung vor. Freilich wagte diese noch nicht, öffentlich ihr Haupt zu erheben, denn Herz Beer mit seinem colossalen Vermögen, seinem unbedingten Credit, seiner allbekannten Vorliebe für die Anstalt wäre der Mann gewesen, im höchsten Nothfalle vor jeden Riß zu treten, und so lang' er lebte, war Nichts für uns zu fürchten und Nichts für die Verschwörer zu hoffen. Doch eben zur gefährlichsten Periode, nicht lange vor dem Termin, wo die neue Wahl einer neuen Direction vor sich gehen sollte, starb er nach kurzer Krankheit plötzlich und unerwartet. Mit seinem letzten Athemzuge erlosch jede Hoffnung, die bisherige Direction wieder bestätigt zu sehen. Was bis dahin heimliches Murren gewesen, wurde jetzt bald zu lauten Klagen, zu feindseligem Tadel; es bereitete sich eine stürmische General-Conferenz vor.

Ein lebenskluger Mensch würde an meiner Stelle gelauscht haben, wer etwa die Häupter der neu erstehenden Macht sein dürften; und hätt' ich mich ihnen anschließen, ihnen zuvorkommend entgegentreten, die bisherigen Gönner und Freunde verleugnen wollen, so würde meine Stellung zu der neuen Direction wo möglich noch vortheilhafter gewesen sein, als sie es unter der alten war. Das aber that ich nicht! Vielmehr stell' ich mich, als nun die Wahl geschehen war, durch Wort und That meinen neuen Gebietern entgegen, und ich würde vielleicht schon am ersten Tage meinen Posten niedergelegt haben, wenn nicht Justizrath Runowski, der den seinigen als

Syndikus conservirt hatte, mich durch sein geistiges Uebergewicht zu beschwichtigen gewußt. Die neue Direction bestand aus einigen Maurern, Zimmerleuten, Garnhändlern — ich weiß es nicht so genau; wackere Bürgermänner, die Kapitalien im Theater stecken hatten. Außer diesen war ein Herr Henoch, Entrepreneur der priv. Droschkenanstalt, zu bemerken. Und um das Maaß voll zu machen, hatten die Wähler auch den pensionirten Hofschauspieler Herrn Bethmann, dessen Unfähigkeit sich schon einmal vor Eröffnung der Bühne\*) kund gegeben, wiederum als „technischen Director“ placirt. Der Einzige von den neu Erwählten, zu dem ich als zu einem wohlgesinnten Manne und wirklichen Theaterfreunde ausblicken konnte, war Herr Kaufmann Mundt, nächster Nachbar des Königsstädter Hauses. War derselbe vielleicht auch den Umtrieben, die dem Umsturz der bisherigen Verwaltung vorangingen, nicht ganz fremd geblieben, so war er doch gewiß weit entfernt, in den Ton einzustimmen, den einige seiner Collegen gegen ihre Vorgänger zu erheben wagten, und den ich nicht stillschweigend anhören konnte. Ich setzte sogleich ein Dankungsschreiben an die abgegangenen Directoren auf, in welchem ich mit kurzen, deutschen und deutlichen

---

\*) Diesem Herrn Bethmann hatte eben vor Eröffnung des neuen Theaters Joseph Mendelssohn in einer Conferenz zugerufen: Herr Bethmann, wir sind Kaufleute und mit dem Theaterwesen unbekannt. Ob es also ohne Sie gehen wird, das weiß ich wirklich nicht. Daß es aber mit Ihnen nicht geht, das steht fest; — folglich —!

Worten aussprach, daß wir Alle sehr wohl einsähen, was wir an ihnen gehabt, und was wir mit ihnen verloren, und ruhte nicht eher, als bis sämtliche Mitglieder des Theaters — es war dies kein kleines Stück Arbeit, die Herren und Damen zu dieser Unterschrift zu ermutigen, und ich muß dem verstorbenen Angely das Zeugniß geben, daß er der Erste war — diese Dankadresse unterzeichnet hatten, welche wir dann den eben auf der Börse versammelten Herren feierlich zustellten. Herr Mundt, sowie die Mehrzahl seiner ziemlich unschuldigen Genossen sahen in diesem Akt der Erkenntlichkeit nichts Anstößiges. Herr Henoch aber äußerte sein Mißfallen in scharfen Worten, und ich gerieth mit ihm in einen heftigen Zwist, bei welchem ich der Form nach (wenn schon in der Sache nicht) vollkommen Unrecht hatte. In diesen Zwist war auch der Besitzer und Verpächter der Concession, Herr Friedrich Cers, durch allerlei hin und her getragene Klatschereien verwickelt. Die Heftigkeit, zu der ich mich hinreißen ließ, die verletzenden Ausdrücke, die ich mir noch dazu in Herrn Mundt's Zimmer gegen Herrn Henoch und Herrn Cers erlaubte, welchen Letzteren ich bei jenem Austritt zum ersten Male sah und sprach, legten eigentlich den Grund zu unserer zwar in manchen Zwischenzeiten scheinbar zurückgedrängten, aber niemals gänzlich besiegten Gegnerschaft. Ich wiederhol' es: das Unrecht war auf meiner Seite; ich beging einen Fehler; aber dieser Fehler ehrte mein Herz, meine Gesinnung; und hätten sich Alle, die den vorigen Directoren zu Danke verpflichtet waren, gleich mir auch zu so entschie-

denen Ausbrüchen fortreißen lassen, so würde Herr Henoch nicht gewagt haben, was er leider wagte: ein aus den Rechnungsbüchern des Theaters zusammengestelltes Büchlein im Druck herauszugeben, dessen Hauptzweck es war, die Geschäftsführung der aufgelöseten Direction nicht nur zu tadeln (dagegen wäre an und für sich, wo nur der Tadler in den Grenzen anständiger Wahrheitsliebe verharrte, Nichts einzuwenden gewesen), sondern auch in Beziehung auf Verwaltung der ihnen anvertrauten Kasse möglichst zu verdächtigen. Die Vertheidigung dieser Männer zu ergreifen, lag mir nicht ob. Jeder von ihnen war Mannes genug, sich selbst genügend zu rechtfertigen, wenn er es solcher Anklage gegenüber für nothwendig gehalten hätte. Aber mein abwesender Freund Remie war auch angefochten worden, und für diesen trat ich in die Schranken. Bevor ich den unerwarteten Ausgang dieses kleinen Federstreites erzähle, muß ich, um in der Zeitfolge zu bleiben, erwähnen, daß sehr bald nach dem Eintritt der neuen Direction mein Engagement unter gegenseitiger Uebereinstimmung aufgelöset worden war. Ich hatte zwar, durch Kunowaki's freundschaftliche Vermittelung bewogen, dem Herrn Henoch einen Entschuldigungsbrief wegen meines brüskten Betragens übersendet; er seinerseits hatte sich zureden lassen, die gegen mich beabsichtigte Klage aufzugeben; und es war so eine Art von versöhnender Ausgleichung zu Stande gekommen. Aber das war nur scheinbar. Nur zu gut waren meine Gesinnungen bekannt, zu gering blieb meine Berstellungskunst, und schon nach der zweiten Conferenz gab

man mir zu verstehen, daß man sich durch einen Protokollführer genirt sähe, der jede Aeußerung gegen die vorige Verwaltung wie eine persönlich wider ihn gerichtete Kränkung aufzunehmen geneigt sei. Ich ließ mir das gesagt sein, kündigte in bester Form und bat um augenblickliche Entlassung. Darauf wurde mir erwiedert:

ic. Wir können nicht umhin, Ihre Kündigung anzunehmen, da es leider unsere Ueberzeugung ist, daß ein durch mancherlei Stürme erschüttertes Institut Ihnen weder die Theilnahme einflößen, noch die sichere Stellung gewähren kann, die wir vorauszusetzen und Sie zu fordern berechtigt sind, und die allein Ihrem Talente einen würdigen und dauernden Wirkungskreis bereiten können. Wir fühlen sehr wohl, was wir an Ihnen verlieren, müssen es aber einer besseren und ruhigeren Zukunft vorbehalten, das Band vielleicht wieder anzuknüpfen, das die Ungunst der Umstände Sie jetzt lösen ließ.

Dieses Schreiben, welches unfehlbar nicht so verbindlich ausgefallen sein würde, wenn Freund Kunowski es nicht entworfen hätte, ist nur von 5 Direktoren unterzeichnet. Herrn Henoch's Unterschrift fehlt, und die des Herrn Bethmann ist, nachdem sie schon darauf prangte, mühsam wieder ausgekratzt worden, — doch nicht so gelungen, daß man die Schriftzüge nicht noch erkennen sollte. Oft hat mein Blick mit Wehmuth auf diesem Blatte geruht. In diesen wenigen Lettern, in diesen Spuren eines stumpfen Radirmessers vermag ich heute noch eine ganze, lange Geschichte von Umtrieben, Partei-



Kämpfen und Rabalen zu lesen, an denen das Königsstädter Theater untergegangen ist. Die alte, oftmals wiederlehrende Geschichte der meisten Aktien-Theater.

Ein bereits aus seinem Kontrakt Entlassener war ich also, wie mich Freundespflicht für Remie gegen Herrn Henoch in die Schranken rief. Ich erklärte in einem kurzen, durch die politischen Zeitungen mitgetheilten Aufsatze seine Polemik gegen unsere erste Direktion für ungerecht, parteisüchtig und unhaltbar, ich klagte ihn an, daß er, nachdem er jenen Zankapfel in Form einer Streitschrift hingeworfen und allgemeinen Skandal erregt, sich augenblicklich aus der neuen Direktion zurückgezogen und, Berlin verlassend, sich auf „seine Güter“ begeben habe; dabei war ich sehr auf meiner Hut gewesen, irgend wie die Grenzen zu überschreiten, welche für derlei Zwistigkeiten die geschliche Form gezogen hat, und währte, während ich von allen Seiten Glückwünsche über mein ritterliches Lanzenbrechen empfing, ein vollkommener Sieger zu sein. Doch ein kleines Wörtchen war mir entchlüpft, welches meinen Sieg verkümmerte. Ich hatte die Schrift des Herrn Henoch (Schmähschrift wollt' ich sie nicht nennen) als „Libell“ bezeichnet, ohne zu ahnen, daß unser Landrecht diese Bezeichnung mit „Pasquill“ fast gleichlautend gebraucht. Da es nun ein Verbrechen ist, ein solches zu verfassen, so leitete Herr Henoch aus jenem Ausdrucke die Berechtigung her, mich zu beschuldigen, daß ich ihn eines Verbrechens beschuldigt hätte, was nun meinerseits wiederum ein Verbrechen wurde; — und er richtete einen Injurien-Prozeß wider

mich. Hätt' ich meine Vertheidigung in die Hände eines besonnenen Advokaten gelegt, so würde ich höchst wahrscheinlich frei gesprochen worden sein, denn der Senat des Kammergerichts war, da in dieser Sache zu Vieles für mich sprach, schon zweifelhaft gewesen, ob er die Klage überhaupt annehmen solle. Ich aber ließ mich von Eitelkeit und Uebermuth verführen, mich selbst zu vertheidigen, und deponirte bei dem mir gesetzten Termine eine von eigener Hand verfaßte Schrift. Hatten die Richter geschwankt, ob sie nicht in meinem Zeitungs- aufsatze lediglich die literarisch-artistische Nothwehr erkennen und jeden „animus injuriandi“ wegleugnen sollten, so gab ich ihnen nun durch jene witzelnde Vertheidigung selbst die schärfsten Waffen gegen mich in die Hände, und das Erkenntniß gab, indem es mich zur Tragung der nicht unbedeutenden Kosten und zu einer Buße von etwa 100 Thln. verurtheilte, deutlich zu verstehen, daß jedes Bedenken, ob wirklich eine sträfliche Absicht vorgewaltet habe, durch meine verletzende Vertheidigung beseitigt worden sei! — Dies zur Warnung für Diejenigen, welche in solchen Fällen ihren Gefühlen folgen zu dürfen vermeinen. Das moralische Recht muß sehr oft vor dem juristischen zum Unrecht werden, und ein gleichgültiger Rechtsfreund in seiner kalten Förmlichkeit wird immer bessere Dienste leisten, als der aufgeregte Führer seiner eigenen Sache, möge ihm dieselbe auch als die beste erscheinen. —

Blick' ich auf meine Dienstzeit beim Königsstädter Theater zurück, so muß ich mir bekennen, daß ich als

Schriftsteller den Erwartungen, die man auf mich gesetzt, und die ich von meiner Produktionskraft selbst gehegt, keinesweges entsprochen hatte. Einige Prologe und Festspiele, die Umarbeitung einiger Operntexte, „der Kalkbrenner,“ „der alte Feldherr,“ — das ist Alles, was ich in meinem Engagement als Theaterdichter geliefert. Denn „Arm und Reich“ und „die Sterne“ (welche letztere besser weggeblieben wären) darf ich nicht in Anschlag bringen, da beide Arbeiten in frühere Zeit fallen. Dagegen hatte ich als ermunternder, belebender und anregender Genosse der Direktion manches Gute befördert und namentlich durch meine Verbindung mit Publicisten und literarischen Organen der Anstalt vielseitig genützt. Zu manchem Wagniß hatt' ich den Anstoß gegeben. Einigen Mitgliedern, die man ohne mich unbeachtet gelassen haben würde, war durch mich ihr Recht widerfahren, und nächst der Anerkennung, die, wie ich schon mehrmals erwähnt, ich zuerst dem entschiedenem Talente Beckmann's verschafft, gebührt mir auch noch das Verdienst, eine junge Schauspielerin hervorgezogen und auf die Bahn geleitet zu haben, die sie nachher einige Jahre lang mit allgemeinem Beifall verfolgte. Ich war es, der im Widerspruch gegen Direktion und Regie die gänzlich in den Hintergrund geschobene Marie Herold mit einer bedeutenderen Rolle bedachte und dann, als dieser erste Versuch gelungen war, mich bemühte, sie weiter und weiter zu fördern. Wohl weiß ich, daß ich außer der Ausbildung ihres schönen Sprech-Organs eigentlich keinen Einfluß auf ihre Entwicklung

als Schauspielerin üben konnte, wie denn überhaupt nach meiner Ansicht und Erfahrung das Beste immer aus dem Innern kommen und nicht von Außen angelehrt werden muß. Aber daß ich ihren Beruf erkannte, während alle Uebrigen ihn bezweifelten, war mein Verdienst. Sie blieb mehrere Jahre hindurch die Zierde des ernstesten Schauspiels (soweit solches jener Bühne gestattet wurde) und verließ endlich die Bretter um — in ein Kloster zu gehen, wo sie jetzt, in der Nähe von Dresden lebend, die Beruhigung, den Frieden gefunden zu haben scheint, den ihr weder die Ausübung ihrer Kunst, noch die Theilnahme des Publikums gewähren konnte.

War ich nun auch bei'm Königsstädter nicht mehr angestellt, so blieb ich seinen Leistungen als warmer Anhänger doch unwandelbar getreu und ließ in meinem Enthusiasmus nicht nach. Ja, ich steigerte ihn sogar, weil es mir nun vergönnt war, mich rücksichtslos in's Publikum zu mischen und dort meinem Herzen so recht Lust zu machen. Die Begeisterung für unser Opernpersonale ging bei mir bis zum Unsinn; ich kann es Denen, welche mich ruhig beobachteten, nicht übel nehmen, wenn sie mein Benehmen für abgeschmackt und mich zu Zeiten für einen Narren erklärten. Mein Zustand war ein exaltirter, unnatürlicher. Die Ereignisse der vergangenen Jahre mit ihrem raschen Wechsel von Gram zu jugendlichem Uebermuth, von Verzweiflung zur Hoffnung hatten mein ganzes Nervensystem in Unordnung gebracht. Meine Reizbarkeit nahm täglich zu, und ein wildes Leben,

welches Tag und Nacht durcheinandermengte, wird zur Beruhigung Nichts beigetragen haben. Zu einer unparteiischen, freimüthigen Ansicht konnt' ich mich nicht mehr erheben, Alles wurde mir Parteisache, in jeder Aeußerung eines dem meinigen widersprechenden Urtheils sah ich persönliche Gegnerschaft; wenn Einer sagte, der Tenorist Zäger gefalle ihm nicht, so hielt ich den, der es gesagt, für meinen Todfeind. Diese traurige Stimmung, zunächst begründet auf körperliche Krankheit, war noch gesteigert worden durch die Richtung, welche die gedruckte Kritik in Berlin genommen, seitdem Saphir sich derselben bemächtigt. Ich habe bis jetzt vermieden, diesen Namen auszusprechen, obwohl ich schon einige Male Veranlassung dazu gehabt, lediglich um, wenn ich ihn einmal genannt, im Zusammenhange und ohne Unterbrechung anführen zu können, was mich zunächst berührt, ohne auch nur im Mindesten auf eine umfassende Würdigung seines Berliner Wirkens und Treibens eingehen zu wollen. Saphir's Namen begegnete ich zum ersten Male während unseres Aufenthaltes in Prag, wo ich, belastet von dem Bannfluche der gegen mich ergrimmten Schauspielerwelt, mit schlecht verhehlter Besorgniß der Folgen harrete, die mein Breslauer Zwist über mich und leider über meine arme Frau verhängen konnte. Da las ich ihn, den mir noch ganz unbekannten Namen, unter einem Aufsatze in der Wiener Theaterzeitung, unter einem Aufsatze, welcher, offenbar im Interesse der Wiener Schauspieler geschrieben, deßhalb auch gegen mich gerichtet sein mußte, aber mit einer Mäßigung, einer versöh-

nenden Milde, die wohlthätig nicht nur auf mich wirkte, sondern auch unbedenklich zur Beschwichtigung der ganzen Angelegenheit beitrug, um so mehr, als mir dadurch die Mittel an die Hand gegeben wurden, in dem nämlichen Blatte durch eine Erwiderung die meinerseits etwas hochgespannten Saiten anständiger Weise herabzustimmen. In Wien fand ich Saphir sehr bald unter den übrigen Literaten, Recensenten und Theaterfreunden; wir verkehrten viel mit einander und verübten gar manchen tollen und lustigen Streich in Gemeinschaft. Denk' ich jenes Saphir, wie er damals in Wien war, so erblick' ich ihn gar nicht als Recensenten, seh' ihn nur als heitern Gesellen, aufgelegt zu allen Humoren und ausgestattet mit jener leichtsinnigen Frivolität südlischer Gutmüthigkeit, die Nichts begehrt, als: „leben und leben lassen!“ Außer der „Eudlam,“ die auch ihn als eifrigen Sohn in ihrem weiten Mutterschooße barg, hatten wir noch einen Vereinigungspunkt im Bierhause „zum Anker,“ wo wir uns: Zeittles, Gräffer, Castelli, er und viele Andere, um einen verrückten Bäckermeister „Wimmer“ versammelten und dem himmlischen Unsinn dieses erhabenen Sprechers wie einem Orakel lauschten. Ich habe davon Nichts erwähnt, als ich vom Wiener Aufenthalte redete, weil eine nur einigermaßen erschöpfende Schilderung jener Abende einen halben Band füllen müßte, und sehe mich deshalb genöthigt, auch hier kurz abzubrechen, nachdem ich nur erwähnt, daß Saphir und ich in nahem Umgange gegenseitiges Behagen an einander fanden und als die besten Freunde schieden.

Nicht lange nach dem Tode meiner Frau kam er nach Berlin, wo ich ihn herzlich aufnahm, und wo wir das Wiener Treiben fortzusetzen suchten, — insofern das in Berlin überhaupt möglich ist. Aber die Unbefangenheit unseres geselligen Verhältnisses wurde bald beschränkt durch seine Pläne. Er war zu uns gekommen und wollte Wien\*) mit Berlin vertauschen, offenbar in der Aussicht auf eine ungebundnere Entfaltung seines Talentes und mit der Absicht, eine Zeitschrift zu begründen. Dieser Absicht setzte ich mich entgegen, wirklich und aufrichtig der Meinung, daß ein solches Unternehmen in Berlin keinen günstigen Grund und Boden finden werde, theils weil ich im Allgemeinen nicht an Theilnahme dafür glaubte, theils weil ich an seinem Berufe zweifelte. Ich kannte Nichts von ihm, als einige jeanpaulistische Aufsätze, die in schwülstiger und hyperpoetischer Manier durchaus nicht geeignet schienen, der Berliner Lesewelt Beifall und Theilnahme abzugewinnen. Aus diesen Gründen that ich auch Nichts, seinen Wünschen gemäß die Direktion des Königsstädt'schen Theaters dafür zu stimmen, daß sie durch eine jährlich zuzusichernde Unterstützung die projektirte Zeitschrift hielten und sich in ihr ein günstiges Organ erwerben möge. Im Gegentheil, ich sprach mich dawider aus und handelte

---

\*) So eben fällt mir ein, daß Saphir zu jener Zeit Wien auf höheren Befehl verlassen mußte, wegen der Streitigkeit, in die er mit einem dasigen Censor verwickelt worden. Empfehlungsbriefe, welche Wiener Literaten ihm mitgegeben, stellten die Sache entschieden zu seinem Vortheile dar.

so vielleicht unklug, gewiß aber unfreundschaftlich gegen Saphir, der sich mir mit ganzem Vertrauen zugewendet hatte. Auch darf ich nicht verschweigen, daß er sich deshalb nicht von mir abwendete, vielmehr trotz meiner Theilnahmslosigkeit an seinen Entwürfen fortbauernb meinen Umgang suchte und mir unverstellte Herzlichkeit bewies. Es ist mir noch vollkommen gegenwärtig, wie und wann es zwischen uns zum Bruche kam. Er hatte eine Sommerreise gemacht, — vielleicht um sein journalistisches Sentblei auch in einigen andern Städten prüfend auszuwerfen, und während seiner Abwesenheit war das kleine Denkbüchlein „Blumen auf das Grab der Schauspielerin Holtei“ erschienen. Ueber diese Sammlung lyrischer Todtenklagen hatte Saphir, in der „Abendzeitung“ denf ich, einen beurtheilenden Aufsatz gegeben, der das Ganze pries und nur einige Beiträge meiner näheren Freunde persifflirte. Der Ton, den er allerdings unpassend für seinen Tadel gewählt, hatte mich verletzt. Nun kam er nach Berlin zurück, und wir begrüßten uns am Eingange des Königstädter Theaters. Er brachte mir zum Zeichen, daß er außerhalb meiner gedacht, eine possirliche Tabakdose als Geschenk mit, ich aber sprudelte ihm als Gegengabe meinen Groll wegen des bewußten Aufsatzes zu und mag wohl dabei das mir zustehende Maaß überschritten und ihn verletzt haben. Seit diesem Gespräch sahen wir uns selten, wurden immer kälter und fremder gegen einander und waren, als der erste Januar des Jahres 1826 und mit ihm Saphir's „Schnellpost“ erschien, völlig getrennt.



Es ist bekannt, welches Aufsehn diese „Schnellpost“ anfänglich — nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland — erregte. Schon ihre ersten Nummern warfen meine Konjekturen als irrthümliche über den Haufen, und bevor wir noch rechte Zeit gewannen, daran zu glauben, war Saphir's Zeitschrift schon ein allgemein gefürchtetes Organ. Es vereinigte sich so Vieles, ihm Förderung zu verschaffen. Das Bedürfniß der guten Berliner, ihr Durst nach Spott und Satyre; die Schaalheit der meisten Recensionen in andern Blättern; Saphir's Talent, welches die Lacher, auch wenn er wider das Gute und Schöne zu Felde zog, stets auf seine Seite brachte; die Opposition des Hoftheaters gegen die Königsstadt und umgekehrt; der oft lächerlicherweise zur Schau getragene Enthusiasmus für die Sontag; und endlich, was nicht vergessen werden darf, die Theilnahme, welche Männer wie Hegel, Gans, Wilibald Alexis und viele Andere der neuen Zeitschrift durch Rath und That gönnten.

Die Königsstädter standen völlig verbugt, ich so recht eigentlich wie das Schaf, wenn das Wetter leuchtet. Schonung war nicht zu erwarten, — von Saphir nicht! — weder für unser Theater im Ganzen, noch für den Einzelnen, der dazu gehörte. Die Sontag, Angely und ich, wir drei wurden vor Allen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mich zum Gegenstande seines Spottes zu machen. Das Wenigste davon hab' ich gelesen, denn ich ich fing damals schon zu begreifen an, daß man sehr festen Charakters

sein müsse, um durch die Lectüre der Journale nicht in seinen Bestrebungen irre gemacht oder doch verstimmt zu werden. Was ich aber zufällig las oder durch sogenannte Freunde zu hören bekam, enthielt gewöhnlich, wenn auch bittere, feindselige, doch Wahrheit. Einige Male muß' ich trotz allem Aerger über die mir gewidmeten Artikel-chen selbst lachen, und insofern war ich besser daran, als unser kleiner, gallstüchtiger Angels, den der Grimm verzehren wollte. Das Publikum theilte sich bald in zwei Parteien, je nachdem es den Bühnen diesseits oder jenseits der Spree anhing; während eine Hälfte Herrn Saphir für den Antichrist erklärte, erhob die andere ihn und seinen Werth bis in den Himmel. Auf die Beifallsspenden der Zuhörer jedoch übten weder Spott noch Tadel eine Wirkung, und wenn sie es ja thaten, so geschah es in günstiger Bedeutung, weil sie den Applaus steigerten und den Besuch vergrößerten, mehr als daß sie ihn verringert hätten. Dieselben Personen aber, die sich des Abends weidlich im Theater ergötzt hatten, gingen am nächsten Morgen mit den frischen Nummern der Schnellpost umher und wollten sich ausschütten vor Entzücken über die lustigen Einfälle, unbekümmert wie tief diejenigen, denen sie galten, dadurch verletzt worden. Das erste Quartal der „Schnellpost“ war das Evangelium der Berliner. Ich habe Droschkentutscher auf ihrem Boock und Gemüßeweiber vor ihren Körben sich daran erbauen sehen.

Im Mai kam Schall nach Berlin und wohnte bei mir. Saphir hatte ihn in Breslau besucht, und nun

stellt' er mir die Frage, ob es mich kränken würde, wenn er in Berlin seinen Gegenbesuch machte. Ich war denn doch vernünftig genug, dies laut und mächtig zu verneinen, — will aber nicht behaupten, daß ich es ganz gern gesehen hätte. Warum soll ich lügen? Bei einem fröhlichen Mahle, welches Saphir, Schall, Gans, Hegel etc. vereint, hatte der Erstere sich dahin ausgesprochen, daß es ihm leid thue, mit mir in Feindschaft zu stehen, und Schall, dem es bequemer für seinen Austauschenthalt schien, uns versöhnt zu wissen, proponirte mir seine Vermittelung. Es wäre klüger gewesen, dieselbe zurückzuweisen, klüger und würdiger; denn nach der Art, wie Saphir mich in seinem Blatte behandelt, mußte mein bereitwilliges Entgegenkommen den Verdacht auf mich ziehen, ich wollte durch eine Versöhnung künftigen Ausfällen entgegenarbeiten. Gott weiß, daß ich daran nicht dachte. Ich dachte an Nichts, als an lustige Abende mit Beiden. Ich nahm den Vorschlag an zum Schrecken und Entsetzen vieler Freunde, die über meine Inconsequenz Wehe schrieen. Niemand war dabei komischer, als unser kleiner Albrecht. Er, der eingefleischte Königsstädter, war vielleicht Saphir's schärfster Gegner und konnte ihm nie verzeihen, was er wieder die Sontag drucken lassen. Doch hatt' er zu viel Anhänglichkeit für mich und zu viel Hochachtung für Schall's ihm noch halb fremde Persönlichkeit, um sich offen auszusprechen, und so ließ er sich mit in das neugeschlossene Bündniß ziehen, wie ein kaum beschwichtiger Hund, den man zwar streichelt, der aber fortwährend in verbissener Wuth die Zähne weist und

knurrt. Ich weiß nicht, wie Saphir dabei zu Muth war, und ob in seinem Innern jede übelwollende Regung erstickt gewesen. Mich betreffend, vermißt' ich bei unserer Vereinigung die rechte Behaglichkeit und mußte mich zu übertriebenen Scherzen zwingen, um mich und die Anderen zu täuschen. Auch sollte die Freude nicht lange dauern. Derjenige, dessen Bonhommie dies flüchtige Band zusammengeschlungen, war bestimmt, es in einem Anfälle von wilder Berserkerwuth, wie solche Anfälle bei ihm bisweilen vorkamen, wieder zu zerreißen. An dem Tage, wo Henriette Sontag vor ihrer ersten Kunstreise nach Paris zum letzten Male in Berlin auftreten sollte, saßen wir, Schall, Saphir, ich und noch einige Freunde, in dem von Speisegästen überfüllten Café Royal. Das Gespräch drehte sich — und um was sonst? um die Sängerin, um ihr Schicksal in Paris und um die Huldigungen, welche ihr von vielen Seiten für diesen Abend zugebracht waren. Ich rühmte mich meines thätigen Antheils an letzteren, denn mit nicht weniger als sieben auszustreuenden Lobgedichten bewaffnet wollt' ich in's Feld rücken. Saphir, wie er immer gethan, wenn wir auf dies Kapitel kamen, spottete meiner Entzückungen, und ich ließ das ruhig geschehen, weil er's stets in lustigen Worten that. Diesmal gab er dem Dinge eine ernstere Wendung, indem er uns seinen Plan mittheilte, er wollte, wenn unsere dienstbaren Geister das Lob der Sontag von den Gallerieen herabflattern ließen, in dieses Wirbel-drehen poetischer Narrheit ein von ihm verfaßtes, an eine übel berufene Choristin gerichtetes

Gedicht mengen und dadurch der Feierlichkeit einen lächerlichen Anstrich geben. Ehe ich noch Zeit gefunden, ihm darauf zu entgegnen, hatte sich Schall des Wortes bemächtigt. Ihm hatte ich schon seit einigen Tagen abgemerkt, daß es in seinem Innern kochte, und daß er Etwas gegen Saphir auf dem Herzen trug. Nun kam es zum Ausbruch. Aber so heftig, so vulkanisch war die Eruption, daß nicht nur wir, die zunächst Sitzenden, sondern auch sämmtliche an verschiedenen Tischen speisende Gäste starr und stumm mit offenem Munde der Gewalt seiner zornigen Rede lauschten. Was nur irgend — mit Recht oder Unrecht — gegen Saphir's literarisches Treiben, besonders gegen seinen Krieg wider die Sontag zu rügen war, das strömte im rauschendsten Redeflusse über des dicken Mannes Lippen. Ich will mich wohl hüten, auch nur einzelne Stellen aus diesem Strassermön zu wiederholen, denn das mildeste Citat könnte mir einen Injurienproceß auf den Hals ziehen, schlimmer als jener, welchen mein gütiger Feind Henoch mir angehängen. Saphir war begreiflicherweise eben so überrascht, eben so bestürzt, eben so stumm, als alle übrigen Hörer. Meines Grachtens blieb ihm auch keine Wahl, er mußte für den Augenblick schweigen — oder er mußte eines der vor ihm liegenden Messer ergreifen und Schall durchbohren. Glücklicherweise zog er das Erstere vor. Als Schall schwieg, lediglich weil er nicht mehr zu brüllen vermochte, erhob er sich und ging stolzen Schrittes durch die ihn anglozenden Zuschauer. Wir Anderen folgten ihm; Saphir blieb an unserem Tische allein zurück. Durch diese stillschwei-

gende Erklärung war meine Trennung von dem Zurückbleibenden schroffer und feindlicher als vorher ausgesprochen; damit aber kein Zweifel darüber obwalte, schrieb ich ihm ein förmliches Absagebriefchen, welches, so weit ich mich desselben noch erinnern kann, sehr kindisch und albern abgefaßt war, und welches er ruhig, fast wehmüthig beantwortete, wobei nur zu bedauern, daß er den darin ausgesprochenen Versicherungen: „er werde nicht so feindselig, wie ich gegen ihn, gegen mich denken und verfahren“ bei seinen nächsten Journal-Artikeln untreu wurde.

Eigentlich war ihm — das seh' ich heute so deutlich ein, als ich es damals nicht einzusehen vermochte — himmelschreiendes Unrecht geschehen, denn als wir uns wieder mit ihm verbrüdeten, und als Schall sich bemühte, mich mit ihm zu versöhnen, wußten wir ja sämmtlich, woran wir mit ihm waren, kannten seine Gesinnungen, kannten die Art seiner Polemik und hatten wahrlich keinen Grund, ihm nun plötzlich Vorwürfe zu machen über das, womit er niemals hinter dem Berge gehalten. Daß er die erlittene Schmach nicht ruhig hinnehmen konnte, war natürlich, daß er den Entschluß faßte, sich mit Schall zu schießen, und daß er alles Ernstes nach einem Cartell-Träger suchte, war ganz in der Ordnung; daß aber, sei es aus Unkunde in derlei Angelegenheiten, sei es weil ihm kein determinirter Rathgeber zur Seite stehen wollte, der von ihm an Schall entsendete Bote der Philosoph Hegel war, gab der Sache einen unwiderstehlich komischen Anstrich. Wir hatten (wie denn auch Berlin seine

Ansprüche an Krähwinkelerei nicht fluten läßt) bereits von der projectirten Herausforderung vernommen, und Schall hatte mit zahllosen Wizen über den Vortheil, den seine Leibessdicke dem Gegner einräume, sich willig erklärt, Satisfaction zu geben; wir erwarteten stündlich Saphir's Secundanten, — da rollte eines Morgens, als wir beim Frühstück saßen, eine Droschke vor, — und Hegel stieg aus. Obgleich wir uns gerade in meinem Arbeitszimmer befanden, hielt ich es doch für Pflicht, durch meine Gegenwart der Besprechung, die einige Stunden währte, keinen Zwang aufzulegen, und zog mich zurück. Als mir das Resultat der langen Conferenz bekannt wurde, staunte ich freilich, aus Schall's Munde zu vernehmen, er habe sich durch Hegel bestimmen lassen, in einem an Saphir gerichteten Schreiben wegen seiner beleidigenden Heftigkeit um Verzeihung zu bitten, und Hegel habe dies Document gleich mitgenommen. Dieser Ausgang des Streites gab zu verschiedenen räthselhaften Auslegungen Anlaß, wie man denken kann; wer die Lösung derselben jedoch in Schall's Feigheit suchen wollte, würde sich schwer irren. Hegel, der in seinem Wesen kindlich einfach und gutmüthig erschien, hatte bei Schall die schwache Seite zu treffen verstanden, sie hatten sich gegenseitig gerührt, und da es meinem dicken Freunde bequemer schien, ein Billetchen zu friggeln, als die Voranstalten zu einem Duell zu treffen, so hatte er in seiner Faulheit, die durch ein weiches Herz unterstützt wurde, den gewünschten friedlichen Weg eingeschlagen. — Auf die Bemerkung: „Man werde an seiner Courage zweifeln“ erwiderte er:

„Wer das thut, daß ich es höre, den schlag' ich hinter die Ohren!“ —

(Und er war allerdings der Mann, diese That kräftig auszuführen!) — „Uebrigens können — — —“ sagte er.

---

Wie sehr Schall von dem Zauber, den die Sontag auch auf minder empfängliche Naturen übte, hingerissen war, davon könnten Besitzer der Breslauer Zeitung, denen daran gelegen ist, es zu erfahren, sich heutigen Tages noch unterrichten, wenn sie die Mittheilungen nachschlagen wollten, die er damals von Berlin aus nach Breslau sendete. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, verwechselte der Gute, was vor den großen Kreis des lesenden Publikums gehört, mit dem, was für einen engeren Cirkel vertrauter Freunde Interesse haben mag, und schrieb Briefe für den Druck, die mannichfachen Mißdeutungen ausgesetzt sein mußten. Besonderen Anstoß fand in der Provinz die von ihm feierlich mitgetheilte Nachricht, daß er auf dem Wege von Berlin nach Potsdam bei „Stimming“ mit Henriette Sontag ein Viel Liebchen in Schweinebraten gegessen habe. *Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable.* Denn daß sie jenes Viel Liebchen in zwei kleinen Stückchen des den Juden verbotenen Thieres wirklich verzehrten, davon war ich bei einer sehr lustigen Fahrt nach Potsdam wirklich Zeuge. Frau von Montenglaut, Gesellschafterin der Sontag, gab in Potsdam ein Declamatorium oder



Concert, wie man's nennen will, und hatte den Potsdamern die Mitwirkung der Sontag halb und halb versprochen. Die neue Königsstädter Direction jedoch hatte diese Mitwirkung entschieden untersagt, und nun bestand dieselbe nur darin, daß die Bewunderte in der ersten Reihe der Zuschauerinnen saß und sich anschauen ließ, während Frau von Montenglaut sammt ihren Helfershelfern, zu denen auch ich gehörte, declamirte und perorirte. Ich hatte noch in der Zwischenzeit nach unserer Ankunft bis zum Beginn der Soirée ein possenhaftes Gedicht gemacht, in welchem ich unsere Reise, (natürlich ohne des famosen Viel Liebchens Erwähnung zu thun) beschrieb, und mit welchem ich durch unmittelbare an die vor mir sitzende Künstlerin gerichtete Hinweisungen viel Gelächter erregte. Das Ding war lustig genug; ich bedauere fast, es nicht mehr zu besitzen. Eine Dame nahm mir die Handschrift gleich nach dem Vortrage ab, und ich konnte sie nicht mehr zurückbekommen. Den eigentlichen Inhalt hab' ich vergessen, doch weiß ich noch, daß Henriette mit dem zu jener Zeit durch seine Räubereien und seine Schönheit weltberühmten „Mausche Mudel“ verglichen wurde und diesen Beinamen lange Zeit unter uns behielt.

Eine zweite Fahrt nach Potsdam, aber mit großem Gefolge und förmlichem Aufgebot der alten, wie jungen Garde, fand statt, als die Sontag, ihre Reise nach Paris antretend, in P. Halt machte, um daselbst im Königl. Schauspielhause ein Concert zu geben. Da ich mich als

„Kleiner Declamator“\*) während dieses Concertes auf der Bühne befand, so ward mir Gelegenheit, das Gespräch mit anzuhören, welches der König mit der Concertgeberin führte, als Er nach Seiner huldvollen Weise auf einige Augenblicke hinter den Coullissen erschien. Ihm, der in Allem das rechte Maas liebte und stürmische Uebertreibungen auch dann nicht gern sah, wenn sie Talenten galten, die Er schätzte, war es nicht entgangen, daß man in Berlin mit Beifallruf, Gedichtstreuen, Zujachzen, Blumenwerfen, Nachhausebegleiten, Vivatschreien, Nachtmusiken zc. am vergangenen Abend des Guten ein Wenig zu Viel gethan, und Er ließ durch die freundlichsten Worte, die Seine Güte der Sängerin gönnte, doch eine gewisse Ironie leuchten, die von einem fast unmerklichen Lächeln begleitet war. Unter Anderem sagte Er nicht ohne spöttischen Klang: „Die Berliner Huldigungen müssen Ihnen schon lästig gefallen sein; Mir wenigstens würden solche Dinge unerträglich werden!“ — „Ach, Ew. Majestät,“ erwiderte die Sontag mit ihrem kindlichsten Tone, „wenn man dergleichen zum ersten Male im Leben erfährt, freut man sich doch darüber!“ Es lag ein so reiner Ausdruck der Bescheidenheit in dieser naiven Aeußerung, daß der König dadurch entwaffnet wurde, und sogleich verschwand vor seinem

---

\*) Ich war ein für alle Mal bestimmt, in den Concerten der Sontag meine Streiche mitzumachen. Und ob ich gleich dem Reize nicht widerstehen konnte, ihren Anforderungen zu genügen, blieb es doch immer ein schwerer Stand, dem einfach gesprochenen Worte zwischen ihren Arien Geltung oder auch nur Gehör zu verschaffen.

Angesicht die letzte Regung des Spottes, indem Er der Reisenden mit warmer Herzlichkeit das beste Glück „für Paris“ wünschte. Wie reich dieser Sein Wunsch in Erfüllung gegangen, weiß alle Welt.

---

Mit der Sontag hatte das Theater die Anziehungskraft — wenigstens für Schall — verloren, und wir wendeten uns, so lang' er noch bei mir weilte, anderen Göttern zu, wobei ich nicht zu behaupten wage, daß es immer die reinsten gewesen. Die schönen Sommernächte waren ganz geeignet, für Tage zu gelten, und wurden von uns als solche durchlebt. Mitunter trieben wir's denn auch ein Bißchen arg. Schade, daß sich so mancher Schwank nicht erzählen läßt; das heißt, erzählen möchte ich wohl und vermöcht' es auch, eben so gewiß, als ich überzeugt bin, daß die Mehrzahl Derer, die mein Buch eines Blickes würdigen, nicht verschmähen dürften, sich an solchen Erzählungen zu ergötzen, aber ich habe schwer genug an den alten Flügen zu tragen, die meine schwaghafte Aufrichtigkeit mir zugezogen, und fürchte nun, neue auf mein Haupt zu laden. Ist doch die Moralität in Berlin seitdem so mächtig vorgeschritten, haben doch Tugend und Frömmigkeit seitdem so siegreiche Fortschritte gemacht, daß sogar die ehemaligen Schauplätze unserer Thorheiten geschlossen und, aus belebten Gegenben in versteckte Winkel verlegt, zu Spelunken des schmutzigsten Jammers wurden. Heut zu Tage würden Zusammenkünfte, wie sie zu unserer Zeit existirten, nicht

mehr möglich sein. (1844.) Ob deshalb die Sitten gewonnen, ob wilder, allerdings oft sträflicher Uebermuth und tobende Lustigkeit, die unverhüllt ihr Wesen trieben, nicht vielleicht schleichender Scheinheiligkeit und schlauer Heuchelei zum Nachtheil derer, die sie üben, Platz gemacht haben, das wag' ich nicht zu untersuchen. Ich will nicht bezweifeln, daß die Menschen jetzt wirklich besser sind, als wir es waren, und um ihrer Vortrefflichkeit kein Aergerniß zu geben, will ich schweigen und die Blätter, auf welchen ich unsere Bekenntnisse bereits niedergelegt, pflichtmäßig unterschlagen. — — —

---

Einer Gesellschaft muß ich hier gedenken, die neben den vielen, zum Theil berühmten Gesellschaften Berlin's unbekannt lebte und verging, von keinem Anderen gewürdigt, als von ihren Mitgliedern; eine Gesellschaft, welche weder einen literarisch-poetischen, noch philologischen, noch antiquarischen, noch geographischen Zweck besaß, weder aristokratisch, noch demagogisch war; eine Gesellschaft, die zwar Statuten, Formen, Bräuche und Regeln kannte, in welche aber Jeder aufgenommen werden mochte, der den Mitgliedern gesellig behagte, ohne daß nach seinem Stande gefragt worden wäre. Sie bestand aus Beamten, Musikern, schlichten Bürgerseuten — niemals ist mir ein Verein aus scheinbar unpassenderen Elementen gebildet vorgekommen — auf den ersten Anblick nämlich; denn sobald die Leute aufthauten, sobald ihr eigentliches Wesen die Hülle, die sie

im städtischen Leben und Verkehr zu tragen pflegten, durchdrang, sah man gleich, daß sie trotz der Verschiedenheit ihrer Erscheinung und der Trennung ihres Berufes für diesen Kreis und für einander paßten, daß sie sich genau kannten, und daß ihre gesellige Verbindung die Folge vieljährigen, vertrauten Umgangs sein mußte. Die Gesellschaft hieß „die Baronie.“ Jedes Mitglied war „Baron“ und trug einen Gesellschaftsnamen, der ihm bei seiner Aufnahme zugetheilt worden. Albrecht war „Reinecke Fuchs.“ Die Zusammenkünfte waren unregelmäßig, weder an Zeit, noch Ort gebunden; sie wurden jedesmal, wenn Reinecke, vulgo „Vater Reinecke,“ es nöthig hielt, durch ihn ausgeschrieben. Wer als „Tulpe“ (denn so hießen, ich weiß nicht warum, die Aspiranten) auch nur eine Stunde anwesend war und sich einiger Beobachtungsgabe rühmte, der mußte bei voraussetzender Bekanntschaft mit dem Göthe'schen Epos die Weisheit der Namenswahlen bewundern. „Braun der Bär, Segrimm der Wolf, Lampe der Hase, Wasserloß das Hündchen, Henning der Hahn, Rikfelrey, Martin der Vffe“ u. s. w. waren so bezeichnend vertheilt, daß die Meisten der Würdenträger ihre Benennung auch in's profane Leben hinüber nahmen und beibehielten und dann sogar von Fremden, die nicht ahneten, daß es nur Bundesnamen wären, nicht anders angeredet wurden. Die Zusammenkünfte der Baronie, all' ihrem wahnsinnigen Treiben zum Troße, haben mir doch zuerst Achtung vor der Tüchtigkeit und humanen Bildung der Berliner Bürger eingeflößt. Denn die

Holtei, Bierzig Jahre. III. 22

Tollheit, welche dort herrschte, nahm nicht selten einen höheren Flug, und stets muß ich bewundern, mit welcher feinem Sinne diese schlichten Naturen jeden gelungenen Beitrag zu schätzen, mit welcher richtigem Tact sie jede mißlungene Plumpheit zu ignoriren verstanden. Das Ganze schien besonders bei festlicheren Gelegenheiten, bei Receptionen und dergl. eine harmlose Parodie gewisser symbolischer und alt begründeter Verbindungsformlichkeiten zu sein, die denn, mit tausendfacher Schalkhaftigkeit variiert, immer unwiderstehlich wirkte. Ein großer Tag war es, wie Schall aufgenommen wurde. Er gewann gleich durch seine jungfräuliche Rede Aller Herzen, als er, für die ihm gewordene Ehre dankend, mit heiligem Ernste aussprach: ihm sei vorzüglich schätzenswerth, in einen Kreis treten zu dürfen, „wo jedes Vieh ein Baron sei, nachdem er im Leben so viele Barone kennen gelernt, die Viecher wären!“

Ihm zu Ehren gab der liebenswürdige „Bischof Ohnegrund“ (der Bäckermeister S . . . . .) in seinem Gartenhause in der Dresdner Straße der Baronie eine Sitzung, welche von sechs Uhr des Abends bis sechs Uhr des nächsten Morgens dauerte, und welche, von einem ebenso lange anhaltenden, beispiellos tobenden Gewitter begleitet, die wundersamsten Contraste von Erhabenheit und wildem Humor herbeiführte. Jedes Lied, jede Rede mußte sich durch den unaufhörlich rollenden Donner immer erst Bahn brechen, und während draußen die Elemente tobten, als sollte Berlin zu Grunde gehen, saßen wir in einem durch ungeheure Regengüsse zur Insel

gemachten Gartenhause — und tobten ebenfalls. In dieser Nacht sah ich auch zum ersten Male bei Schall einen heftigen Anfall seiner Brustkrämpfe, die ihn mitten aus dem schönsten Jubel der Barone ein stilles Zufluchts-  
örtchen zu suchen antrieben und ihn nicht eher verließen, als bis mit dem neuen Tage die gewitterschwüle Atmo-  
sphäre reinem, frischem Morgen wich. Der Anblick war fürchterlich. Es war, als ob ein Wallfisch auf dem Sande läge, sich durch seine eigenen Bewegungen zer-  
störend. Und ach, wie lange mußten diese stets häufiger werdenden Krämpfe an ihm rütteln, bis sie seinen Riesen-  
organismus völlig zu zerstören vermochten!

Bevor er wieder nach Breslau heimkehrte, — (daß seine Pflicht als Zeitungsredacteur ihn mahnend rief, dürfte den Sorglosen nicht angetrieben haben, aber als der Verleger jener Zeitung keine Gelder mehr sendete, wurde die Rückreise dringend nöthig gefunden) — hatten wir noch gemeinschaftlich ein theatralisches Erlebnis, welches uns Beide lebhaft anregte. Französische Schau-  
spieler, aus Rußland oder Polen nach Frankreich zurück-  
reisend, gaben auf dem Hoftheater zu Charlottenburg eine Reihe von Vorstellungen. Die erste, der wir bei-  
wohnten, war die des Cassimir Delavigne'schen Lust-  
spiel's „Schule der Alten.“ Der Zufall hatte auf dem Gesellschaftswagen, welcher uns Beide nach Berlin zurückführte, eine ganze Reihe berühmter Künstler und  
Gelehrten vereint; ich saß, wie mir gebührte, bescheiden im Hintergrunde auf der letzten Bank. Alle schienen  
mehr oder weniger erregt von der französischen Darstel-

lung und wechselten pro oder contra ihre Meinungen aus. Die Bildhauer Tieck und Rauch, Hegel, Raumer, Raupach, Gans, Ludwig Robert u. A. ließen ihre Stimmen vernehmen; — ich schwieg. Endlich rief Schall zu mir herüber: Holtei, Du bist ja ganz stumm; was sagst Du denn dazu? Und ich erwiderte: „Ich bin außer mir vor Scham und Aerger, daß eine französische Truppe, die, offenbar nur aus Provinz-Schauspielern zweiten Ranges bestehend, auf einer Irrfahrt von Sibirien nach Frankreich begriffen, durch Zufall verbunden, um so viel besser und harmonischer zusammen spielen soll, als wir es jemals von den besten deutschen Schauspielern zu sehen gewohnt sind! Diese Leute ziehen ohne Leitung und ohne artistischen Vorstand dahin, spielen auf Theilung, was man im deutschen Schauspieler-Idiom „eine Schmiere“ nennt. Deutsche an ihrer Stelle würden sich zanken und prügeln, Keiner seine Rolle wissen, Keiner dem Ganzen sich fügen wollen; — sie halten aneinander, als ob sie Mitglieder des feinsten Hoftheaters wären, und spielen mit- und ineinander, daß man sieht, sie sind sämtlich von dem Wunsche besetzt, etwas Harmonisches hervorzubringen. — Hol's der Teufel! Wir haben in Deutschland gar kein Theater!“ — Ich wurde schonungslos ausgelacht. Raumer und Hegel, dazumal große Männer des Berliner Hoftheaters, schalten mich herzhast, Schall wollte vor Lachen rückwärts über die Wagenlehne stürzen. — Nur Gans schüttelte den Kopf und sprach: „So ganz Unrecht hat er nicht!“

Raum war Schall nach Breslau abgereiset, so such'



ich der Franzosen persönliche Bekanntschaft zu machen und wurde mit ihnen — (unter denen sich Delcour und Duruissel, welche später die Königl. Concession für ein stabiles Franz. Schauspiel in Berlin erworben haben, befanden) — bald vertraut. Einmal waren sie sämmtlich bei frohem Abendschmause meine Gäste; mit ihnen die erste Actrice der Truppe, Madame Phyllis, eine angenehme, lebhaftere Frau. Den Artigkeiten, die ich dieser guten Dame zu erweisen suchte, verdankte ich bei meinem Aufenthalte in Paris, an den wir auf den nächsten Blättern gelangen werden, sehr viel Erfreuliches; wie denn gar oft im Leben uneigennütziges Wohlwollen seine Früchte trägt an einem Orte und in einer Zeit, wo wir vielleicht am wenigsten darauf gerechnet hätten.

---

Seitdem im Winter meine Kinder bei mir gewesen, fühlte ich häufig eine lebhaftere Sehnsucht nach ihnen. Gebunden war ich in Berlin so eigentlich durch Nichts, mein Engagement beim Königsstädter Theater war aufgelöst, der Sommer stand in voller Blüthe, und Schlesiens Berge schienen mir labendere Kühlung zu verheißen, als der Schloßplatz in Berlin oder andere Plätze und Gassen daselbst, wo man vor Staub und Gluth umzukommen wähnte. Schon als Schall mich verließ, hatt' ich den Wunsch gehegt, ihn zu begleiten. Was mich zurückgehalten, war meine häusliche Einrichtung: Ein Diener, eine Köchin, tausend Vögel, die große Wohnung, wie sollt' ich der Wanderlust, die in

mir rumorte, Folge leisten, wenn ich dies Alles zurücklassen, aus der Ferne dafür Sorge tragen mußte? Der Vertrag mit meinem Hauswirth war auf lange Dauer geschlossen; er stammte ja noch aus jenen Tagen seliger Täuschung her, wo wir wäbnten, unsere Bühne werde dauernd gedeihen und uns Allen, die wir bei ihr beschäftigt waren, sichere Zukunft gewähren. Jetzt, wo jene Täuschungen sich in Nichts aufgelöst hatten, wo ich ohne feste Anstellung blieb, war' es Thorheit gewesen, ein so großes Gefilde, noch dazu in so abgelegener Gegend, zu bewohnen. Mein Hauswirth sah dies ein und kam mir gefälligst entgegen; er fand einen andern Miether, der in meine Stelle treten wollte; ich entließ meine Dienstboten und überantwortete meinen sämmtlichen Hausrath, Bücher und Bilder ausgenommen, einer öffentlichen Versteigerung. Wie unerheblich dieser einfache Entschluß dem Leser auf den ersten Blick erscheinen mag, — für mich, für mein ganzes Leben war seine Ausführung von der höchsten Wichtigkeit. Indem ich mich von all' den Geräthschaften trennte, die, wenn auch stumme, doch vertraute Zeugen der letzten mit Louise verlebten Jahre gewesen, die mich durch Macht der Gewohnheit immer wieder zu dem Bewußtsein, eine Art von Heimath zu besitzen, geleitet hatten; indem ich das Lager verließ, auf dem sie den letzten Athemzug gethan, den Schreibtisch weggab, an welchem sitzend und schreibend ich zuerst um den Beifall des Berliner Publikums gerungen, die Ruhebetten, auf denen ich manche süße Stunde verträumt, manche düstere durch-

weint und durchseufzt hatte; indem ich mich entschloß, Alles, was ich in diesem Sinne mein genannt, fremden Händen zu überlassen, machte ich mich zu einem „Reisenden, Heimathlosen!“ Es klingt kindisch, und dennoch ist es wahr. Eine Last wurde ich los, aber ich verlor zugleich einen Haltpunkt. — An welchen Armseligkeiten hängt doch des Menschen Geschick!

Die reichlichen Einnahmen des vergangenen Jahres, die mir als Theater-Beamter, Autor und besonders als Vorleser zu Theil geworden, waren trotz meiner verschwenderischen Lebensweise noch nicht erschöpft, und ich versagte mir nun die Befriedigung der Eitelkeit nicht, so vornehm und bequem als möglich zu reisen. Ein eigener Wagen wurde gekauft, in welchem ich mich der Länge nach recken und strecken konnte, einen blasenden Postillon auf dem Kutschensitze zog ich in Schlessen ein, besuchte die Freunde in Trachenberg, Obernitz, Breslau u. s. w., bis ich mich zuletzt nach dem schönen Grafenort begab, wo ich bis in den Herbst weilte. Der Graf, der schon längst den Plan gehegt, einen Winter in Paris zuzubringen, und diesen Plan nur deshalb aufgeschoben hatte, weil ihm kein passender Reisegefährte zur Hand gewesen; machte mir nun den Vorschlag, ihn zu begleiten, und ich, durch keine bindende Verpflichtung zurückgehalten, ließ mich nicht lange bitten und sagte ja. Auf diese Weise wurde denn der Aufenthalt in den lieben reinen Bergen gewissermaßen zu einer Vorschule für den Aufenthalt in der Rothstadt; wir machten keinen Spaziergang, keine Fußfahrt, ohne in unser Entzücken über

die ostbewunderten Umgebungen die Betrachtung zu mischen: wie wird es uns in Paris behagen? Was mich betrifft, mir war nach mehrjähriger Abwesenheit die Liebe zum Schlesiſchen Vaterlande wieder so lebendig geworden, daß ich gern auch den Winter in unseren Bergen verlebt haben würde, und hätte mir's der Graf frei gestellt, so hätt' ich vielleicht Paris für Grafenort hingegeben. Meine Freude an der Heimath machte sich in heimathlichen Tönen Bahn. Aus jenen Monaten stammt der größere Theil meiner ersten Gedichte in schlesiſcher Mundart, die, weil sie eben niederschlesiſch sind, für den Fremden ganz anders klingen müssen, als ihm der Dialekt der Grafschaft Glatz klingen wird, die aber dennoch für den gebornen Schlesier in ihrem inneren Bau die gemeinschaftliche Heimath kund geben. Auch einige theatralische Arbeiten wurden theils begonnen, theils ausgeführt, unter anderen ein Trauerspiel in einem Acte: „Des Sohnes Rache,“ welches auch später auf mehreren Bühnen dargestellt worden ist, ohne jedoch Aufmerksamkeit zu erregen. Wohl möglich, daß ich mich täusche, aber noch jetzt kommt es mir vor, als ob jene kleine Dichtung ein besseres Loos verdiene und gefunden haben würde, wär' ihr anders das Glück zu Theil geworden, von einem bedeutenden Künstlerpaar gefördert zu werden. Die Idee\*) wenigstens erscheint mir eigenthümlich.

---

\*) Ich las dieses Trauerspielschen einmal in einer Gesellschaft bei Beer's vor. Frau von Barnhagen (damals war ihr, der Lebenden, der Ehrenname »Rahel« noch nicht zuerkannt) sagte, als ich fertig

Je näher der Herbst heranrückte, desto bedenklicher wurd' ich in Beziehung auf meine Kasse und das Leben in Paris. Zwar hatte der Graf mir großmüthig genug dargeboten, was man „freie Station“ zu nennen pflegt, aber ich sah im Voraus, daß es, wollt' ich nicht in ein drückendes Abhängigkeits-Verhältniß treten, damit nicht gethan sei, und daß ich in Paris vielerlei Nebenausgaben machen müßte, die aus eigener Tasche zu bestreiten wären. Seit ich Berlin verlassen, seit ich mit Extrapost wie ein großer Herr hin und her fuhr, hatt' ich mich geberdet wie ein solcher und die Goldstücke nicht geschont. Auch auf dem Lande kann sein Geld los werden, wer dazu mit so glänzendem Talente begabt ist, als ich. Und wie ich darüber nachsann, und wie ich immer der Mensch der raschen Entschlüsse gewesen bin, verließ ich plötzlich Grafenort und eilte nach Berlin, berechnend, daß bis zum Anfang des December, wo die Reise nach Frankreich angetreten werden sollte, noch hinreichende Frist sei, um durch eine Reihe von Vorlesungen die Ausstattung, die mir nöthig schien, zu erwerben. Berlin ließ mich nicht im Stiche. Ich machte ein glänzendes Geschäft und traf zum bestimmten Termin mit einer vollen Börse und dem ersten Schnee wieder in Grafenort ein, nachdem ich mir vorher noch Recommandations-schreiben verschiedenster Gattung verschafft hatte. — Auch die Sontag, seit ihrem Triumphe in Paris heimisch, hatte mir zier-

---

war, sehr freundlich zu mir: recht hübsch, recht apart! Aber lieber Gotte! warum machen Sie daraus nicht ein Stück? — In dieser gutmüthigen Frage lag eigentlich die vernichtendste Kritik.

liche Briefchen an Cherubini, Pär und Boheldieu mitgegeben.

Wir reiseten so gemächlich, als bei schlechter Jahreszeit nur denkbar. Der Graf und ich saßen im halbgedeckten Wagen, auf dem Kutschersitz ein Kammerdiener und ein Laquai. Die Postillone ritten. Des Morgens gegen sieben Uhr brachen wir regelmäßig auf und fuhren dann gewöhnlich ohne abzustiegen bis in's Nachtquartier, wo Diner und Souper zu einem Mahle verschmolzen wurden, dem wir alle Ehre anthaten. So kamen wir über Prag, Eger, Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt schnell genug nach Meß, und dort macht' ich, unsere dienende Begleitung anlangend, eine für mich sehr niederschlagende Entdeckung, die mir zwar viel Verdruß zuzog, aber nichtsdestoweniger höchst komisch war. Der oben erwähnte Laquai war eigentlich kein solcher, sondern ein Kutscher, der anstatt des zur Mitreise designirten Büchsenspanners auf meinen Vorschlag erwählt worden war, weil er mir in Grafenort vertraut hatte, er sei schon früher in Paris gewesen und der französischen Sprache vollkommen kundig. Mein Zureden hatte den Grafen vermocht, den Windbeutel aus dem Stall in die Antichambre zu avanciren. Merkwürdig genug war es mir gar nicht eingefallen, ihn über seine französische Sprachkunde zu examiniren, und ihm war es bis Meß gelungen, sich in tiefes Schweigen zu hüllen. Als ich ihn aber dort mit irgend einem Ausfrage beehrte, der einige französische Wörter nöthig machte, bekannte der

feste Schlingel in größter Seelenruhe, daß er nicht eine Silbe davon wisse, daß er niemals aus Deutschland gekommen sei, und daß er die Fabel nur erfunden habe, weil er Paris zu sehen wünsche! Der Graf fand den Wig vortrefflich, erklärte Herrn „Patriz“ für einen Pfliffikus, ich jedoch bekam von nun an bei jeder Gelegenheit zu hören, wie sehr ein gewandter Leibjäger fehle; — aber freilich, setzte dann der Graf immer hinzu, meine Jäger kennen nicht so gut französisch, wie der Patriz.

Als wir uns Paris näherten, überkam mich jene Bangigkeit der Erwartung, die ich von Kindheit an stets gefühlt, die ich auch heute noch nicht gänzlich zu besiegen vermag, wenn ich eine interessante Bekanntschaft machen, in eine große Gesellschaft treten oder einen mir wichtigen Ort zuerst sehen soll. Vor Paris hegte ich einen unglaublichen Respekt; es war mir, als ob ich mich nothwendig kurz vor den Barrièren sauber anlegen und im besten Puge einfahren müßte. Auch konnt' ich den Gedanken nicht los werden, daß alle Leute mich prüfend betrachteten, und daß ich gewissermaßen ein Besichtigungs-Examen zu bestehen haben würde, ob ich der Ehre, in Paris zugelassen zu werden, fähig wäre. Diese kleinstädtischen Begriffe, wenn sie schon bei anderen Leuten nicht so kindisch hervortreten mögen, als bei mir und bei Naturen meines Gleichen, sind ihrem Ursprunge nach unbedenklich deutsch. Vielleicht weil wir in unserem sogenannten Deutschen Vaterlande nicht eine Stadt haben (ich nehme sogar Wien nicht aus), wo ein Frem-

der länger als 8 Tage unbekannt und unbeachtet bliebe, wo Niemand auf den Gedanken käme, sich um ihn und sein Treiben zu bekümmern!

Wir stiegen im Hôtel des Princes ab, woselbst ich ein recht behagliches, an das Appartement des Grafen stoßendes, doch mit besonderem Eingang versehenes Stübchen erhielt, und gewannen eben noch so viel Frist, um nach flüchtig eingenommenem Mahle im théâtre français zurecht zu kommen, in welchem „Phädra“ und der „junge Ehemann“ aufgeführt wurde. Wie unvollkommen auch die Leistungen der in Charlottenburg gastirenden Franzosen gewesen sein mochten, mich hatten sie doch hinreichend vorbereitet auf das, was mir Frankreichs erste Bühne im Gebiete des Lustspiels zeigen würde, und wenn ich auch von dem Einzelnen, wie vom Ganzen gleich entzückt mir gestehen mußte, daß ich dergleichen nie gesehen, so hatt' ich es doch geahnet und war nicht überrascht. Ganz anders stand es mit der Tragödie. Dieser konnt' ich keinen Geschmack abgewinnen und war, nachdem ich ein Vierteljahr in Paris gelebt, noch ebenso ungläubig dagegen, als am ersten Abende, wo ich „Phädra“ durch Demoiselle Duchennois dargestellt sah. Vielleicht daß diese Dame in früheren Decennien ihrem großen Renommée besser entsprochen; im December des Jahres 1826 kam sie mir halb komisch vor, und ich konnte durch fünf Acte hindurch das verwünschte Wort unseres Berliner Joseph Mendelssohn nicht aus dem Gedächtniß bringen, der mir kurz vor der Abreise gesagt hatte: die



Düchenois ist Professor Zelter in Weibskleidern. Wirklich, die Ähnlichkeit war frappant.

Auch sagte mir Racine's Original mit seinem Alexandriner-Geklapp minder zu, als Schiller's edelklingende Uebertragung; erst bei längerem Aufenthalte und genauerem Eindringen in die Sprechweise des Volkes, in die Musik und den Tonfall der französischen Conversation fing ich an, mich mit dieser Versform für's Trauerspiel zu versöhnen, weil ich den Unterschied zwischen ihr und der alltäglichen Prosa nicht mehr gar so groß fand. —

Mancher meiner Leser wird jetzt bedenklich ausrufen: Gott steh' uns bei, wir bekommen „Pariser Skizzen“ oder dergleichen! —

Nein, theurer Leser, zitt're nicht. Du hast Nichts dieser Art zu besorgen. Ich bin aus Frankreich heimgekehrt, ohne ein Buch drucken zu lassen! — Eine Entsagung, die wohl einiges Lob verdient hätte, nach welchem ich seiner Zeit vergebens umschaute! — Wie viel weniger sollt' ich heute mit einem nun längst verschimmelten Tagebuche beschwerlich fallen wollen. Hab' ich doch in Paris gar nicht geschrieben. Ich habe nur gelebt; gelebt aus einem Tag in den andern ohne Plan, ohne Ziel, ohne Absicht; gleichgültig gegen die Ordonnanzen umherschleppender Lohnbedienten und gedruckter Merkwürdigkeitsregister. Mit offenen Augen hab' ich mir Menschen und Zustände betrachtet, so weit ich im Stande war den Blick zu richten. Wenn' andere Fremde, noch keuchend von den instructiven Genüssen des vergangenen Tages, am

nächsten Morgen sich rüsteten, neue Wonnen zu erdulden, wie ihr „Guide voyageur“ ihnen zumuthete, so ließ ich sie wandern und schlenderte träumend und sorglos die Boulevards entlang, dem Zufall oder meinem Schicksal anheimstellend, was es mit mir beginnen wolle. Ich habe sehr Vieles nicht gesehen, was man pflichtmäßig gesehen haben muß, wenn man vor der Welt Zeugniß von einer Reise nach Paris ablegen soll. Ob ich aber nicht auch Manches gesehen habe, was die Verfasser dicker Bücher nicht sahen, darüber steht mir um so weniger die Entscheidung zu, weil ich darüber zu schweigen gedenke. Wozu auch Dinge berühren und Umstände vergleichen, deren Berührung, deren Vergleichung nur böses Blut macht. Genug, daß ich in mir selbst überzeugt bin; Andersgesinnte zu überzeugen, fehlt mir die Fähigkeit. Die deutschthümelnden Franzosenhasser befehlen zu wollen, möchte überdies ein undankbares Geschäft sein, und ich fasse, um ein für alle Mal abzubringen, das Resultat meiner Pariser Beobachtungen in die wenigen Worte zusammen, die mein verstorbener Freund Wilhelm Neumann einst in einem Aufsatze über einen französischen Theaterkandal anbrachte: Wir sammeln eben noch, wo sie schon längst reden. —

Besuche macht' ich nicht gar viele. Der erste war bei Meyerbeer, der glücklicherweise auch in unserem Gasthause wohnte und mir ein heller Leuchtturm auf dem bewegten Meere der neuen, großen Welt wurde. Dann gab ich meine Briefe bei „Leo und Valentin“ ab, deren gastliches Haus jedem gebildeten Deutschen zur

zweiten Heimath ward, und wo man im Vaterlande zu sein wähnte, ohne doch je vergessen zu können, daß man in Paris lebte. Alexander von Humboldt, zu jener Zeit noch nicht nach Berlin übersebelt, trug das Märtyrerthum seiner deutschen Geburt in großartiger Entsagung. Wer wäre nach Paris gekommen, der einen schwarzen Frack, eine weiße Cravatte und ein Paar ganze Stiefeln besessen, und hätte Humboldt nicht überfallen? Aber wer — und mag dies unglaublich klingen, doch ist es wahr — wer hätte seine Karte bei diesem edelsten, liberalsten, wohlwollendsten aller großen Männer abgegeben und von ihm nicht einen freundlichen, beschämenden Gegenbesuch empfangen? Wer hätte sich nicht zuvorkommender Güte, fördernden Rathes, tröstender Beihilfe von diesem unermüdlichen Gönner, dessen ganzes Leben eine Reihe Anderen erwiesener Gefälligkeiten und Dienstleistungen scheint, dankbar zu erfreuen gehabt? Sobald man in den Miethwagen stieg und seine Adresse bezeichnete, sagten die Cabrioletführer, indem sie salutirend an das Schild ihrer Mütze faßten: ah, chez Monsieur de Humboldt!? Und von dem Augenblick sahen sie den Fremden günstiger an, der dem Freunde ihrer populärsten Celebritäten seine Aufwartung machen wollte. In Berlin ist mir kein Droschkentritscher vorgekommen, dem Humboldt's Wohnung bekannt gewesen wäre. (1844.)

Von jenen Empfehlungsschreiben, welche, an vornehme oder reiche Leute gerichtet, mich mit Berliner Wohlwollen und Vorliebe als einen liebenswürdigen Mann, vortrefflichen Declamator und zugleich als einen

„de nos meilleurs poètes“ zu schildern so gütig waren, genoß ich wenig Früchte. Als ich nach Abgabe der ersten Serie (denn ich war zu reichlich versehen, um auf einen Anlauf alle anzubringen) bemerkte, daß Nichts als ein unvermeidliches, nach 6 Uhr beginnendes, mich dem Theater entziehendes Diner die Folge, und daß an Aufnahme in engere häusliche Kreise nicht zu denken sei, zog ich es vor, drei Viertel jener prunkenden Anweisungen auf ein langweiliges Mittagessen nicht zu realisiren, und ging im Gefühle unbelauschter Freiheit und Ungebundenheit fröhlich meine Wege, vollkommen zufrieden und beglückt, daß bei „Leo und Valentin“ eine deutsche Theekunde existirte, bei welcher mir Zutritt gegönnt war. Dort wurde auch nach deutscher Weise mit vielen Landsleuten der Sylvester-Abend zugebracht. An diesem Abende war ich aufgefordert, zum ersten Male als Vorleser zu erscheinen. Ich hatte sehr darauf gerechnet, dem Rufe, den die Lobpreisungen der Berliner Gönner mir vorangeseudet, günstig zu entsprechen. Ja, ich will nicht leugnen, daß ich heimlich die Hoffnung daran knüpfte, mein Erfolg würde glänzend genug sein, aus ihm eine Reihe öffentlicher Vorträge, von allen in Paris anwesenden gebildeten Deutschen unterstützt und besucht, herleiten zu können. Statt dessen fiel ich förmlich durch. Ich las Dehlenschlägers „Correggio.“ Wie es in großen Städten unvermeidlich bleibt, hatte sich ein Theil der Gesellschaft viel später eingefunden, als bestimmt war; durch diese Verzögerung war auch der Beginn meines Lesens weiter hinausgerückt worden, und so nahte sich denn schon die

verhängnißvolle Mitternacht, während ich noch mitten im Correggio steckte. Madame Valentin sehnte sich nach dem Ende, um ihrer Punschbowle, welche den zwölften Glockenschlag und das neu anbrechende Jahr begrüßen sollte, Bahn zu machen; ich aber eilte, was ich konnte, um vor Ablauf dieser Galgenfrist mindestens den dritten Act zu beenden. So saßen sich der arme Künstler und die besorgte Hausfrau wie zwei feindliche Mächte gegenüber. Mit jedem Blicke, den sie mir erst bittend, dann drohend zuwarf, stieg meine unruhige Hast, und von Scene zu Scene mach' ich meine Sache schlechter. Die Theilnahme der Hörer äußerte sich, als ich endlich geendet hatte, sehr kalt; sogar der heiße Punsch konnte sie nicht erwärmen, und ich ging niedergeschlagen, entmuthigt, um eine Lebenshoffnung ärmer aus der Gesellschaft. Auf dem Heimwege überfiel mich eine bange, wehmüthige Sehnsucht nach Berlin; ich hätte ich weiß nicht was darum gegeben, wie eine Nachteule in die Lüfte steigen und davon fliegen zu können. Träumend ging ich die Boulevards entlang, . . . da hört' ich aus der Ferne wohlbekannte Töne, . . . ein zahlreicher Männerchor sang den „Jungfernfranz.“ Das hatte nichts Ueberraschendes, denn unser „Freischütz“ war als „Robin“ schon längst in Frankreich gang und gäbe. Dennoch blieb ich stehen und horchte. Je näher die Sänger mir kamen, desto deutlicher glaub' ich deutsche Silben zu vernehmen, und endlich hört' ich unzweifelhaft die „vellschenblaue Seide“ heraus. Es waren deutsche Handwerksburschen, die das neue Jahr in einem Estaminet zusammen herau-

Holtel, Vierzig Jahre. III

gewacht. Ich schloß mich ihnen an, wurde als Landsmann jubelnd empfangen und zog nun mit ihnen, Arm in Arm zwischen zwei flotten Berlinern, singend weiter. Nachdem der „Jungfernkranz“ entblättert, der „Jägerchor“ verklungen und „Rinaldo Rinaldini, in des Waldes tiefsten Gründen von seiner Rosa geweckt“ war, hob Einer aus dem Vortrage mit Riesenstimme zu singen an: „Denkst Du daran, mein tapf'rer Ragienka?“ und flugs stimmte der volle Chorus ein. Schauer des Entzückens rieselten mir durch alle Glieder. Gern hätte ich mit dem ganzen Trupp Bruderschaft getrunken und meinen kleinen Vorrath von Napoleons nicht geschont, um die Sänger meiner Strophen festlich zu bewirthen, doch die Nachtwache setzte meinen großmüthigen Absichten ein Ziel und trieb uns mit strengen Worten auseinander.

Hatte nun auch der Unstern des ersten Abends meine Erwartungen bitter getäuscht und den eiteln Vorleser eingeschüchtert, so sollte doch — Dank sei es der Gerechtigkeitsliebe meiner deutschen Gastfreunde — mir die Gelegenheit nicht entzogen werden, mich von meiner Niederlage zu erheben. In kleinerem Kreise, ungestört von einer drohenden Punschbowle, gelang es mir bald, die Hörer für mich zu gewinnen. Ich verdanke einem dieser Abende die größte Freude, welche mir in Paris zu Theil geworden. Es war nach Beendigung einer solchen Lectüre, daß eine Dame, die ich noch nie gesehen und auch an diesem Abende kaum bemerkt hatte, auf mich zutrat und mir mit dem Tone einer geborenen Deutschen sagte: „Sie wünsche lebhaft, daß ihr Gemahl mich lesen

höre, und da derselbe des Abends selten ausgehe, so würde ich ihm wohl das Vergnügen machen, bei ihm zu erscheinen. Ich, nicht ahnend, wer sie sein könne, und in ihrem zuversichtlichen Ausdruck wenig Ermunterung zu bereitwilliger Höflichkeit findend, verbeugte mich stumm, ohne ihr Antwort zu geben. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als die Damen vom Hause auf mich eindrangen, lebhaft fragend: Ob ich nun zufrieden sei, ob sie es recht gemacht hätten u. s. w. Erst konnt' ich gar nicht begreifen, wo sie hinauswollten, bis eine von ihnen den Namen Benjamin Constant nannte. Die Unbekannte war Frau von Constant. Täglich hatt' ich den Wunsch geäußert, diesen merkwürdigen Mann einmal in der Nähe zu sehen; die Erfüllung herbeizuführen, war seine Gattin für diesen Abend eingeladen worden, und ich Esel hatte ein solches Entgegenkommen so wenig zu nützen verstanden! Natürlich begab ich mich am nächsten Tage zu ihm, wurde jedoch nicht vorgelassen. An die Versicherung, daß weder Monsieur noch Madame daheim seien, glaubte ich nicht und machte mir nun die bittersten Vorwürfe, mich durch mein dummes Benehmen um das Glück einer solchen Bekanntschaft gebracht zu haben. Einige Tage wurden mir durch das Mißbehagen, welches daraus entstand, völlig verdorben, sogar der Besuch meiner liebsten Boulevard-Theater konnte mich nicht trösten. Da komm' ich von einem Spaziergange, zu dem mich ein schöner, milder Wintertag verlockt, in süßler Laune nach Hause, und wie ich an die Toge des Portiers klopfe, um meinen Schlüssel zu empfangen, tritt

der alte Flegel, der sonst von mir als dem bedeutungslosen Anhängsel eines deutschen Grafen kaum Notiz genommen, mit tiefer Verbeugung heraus, schwenkt seine Krücke bis zum Boden und überreicht mir eine Visitenkarte mit den Worten: Mons. Benjamin Constant en personne! — Auf die Karte war eine Einladung für einen der nächsten Abende geschrieben, wo ich den zweiten Theil von Shakespeare's „Heinrich IV.“ las und mir Constant's Wohlwollen und Liebe erwarb, so daß er mich gern und oft hörte und sogar einige Male die Abendstunden in dieser Absicht bei Leo's zubrachte. Er machte, in seiner ehrenvollen Armuth auf bürgerliche Beschränkung angewiesen, kein Haus, sah keine Gäste und gab keine Feten. Ausnahmsweise nur mir, wie er sich ausdrückte, seinen Dank zu bekunden, lud er mich einmal zum Diner. Ich hatte mich ein wenig verspätet; als ich eintraf, war die kleine Tischgesellschaft schon versammelt. Sie bestand aus einigen mir fremden Herren und Alex. von Humboldt. Man kann wohl denken, daß ich, wo Humboldt und Constant das Gespräch führten, nichts Besseres vermochte, als schweigend zu hören, und ich spielte meine stumme Rolle mit innigem Entzücken. Was mir jedoch auffiel, war, daß Beide trotz der schonungslosen Schärfe, mit der sie in ihren Dialogen Welt und Zeit durchnahmen, einem der anwesenden Herren, dem Ältesten, eine fast demüthigende Nachgiebigkeit zeigten und seinen Entgegnungen, die offenbar mehr treuherzige Gutmüthigkeit als slegenden Scharfsinn zeigten, oft nur ausweichende Huldigung entgegen-



stellten. Sollten sie, dacht' ich bei mir selbst, vor seinen grauen Haaren so viel Ehrfurcht hegen? — Und bei Lichte betrachtet, sah man keine grauen Haare, denn er trug eine blonde Perücke. Auf einmal wendete sich das Gespräch, Gott mag wissen wie, auf die Abschaffung des amerikanischen Sklavenhandels. Constant brachte diesen Gegenstand auf's Tapet, und Humboldt bemächtigte sich desselben. Nun war er in seinem Elemente. Niemals kann Constant auf der Tribüne eindringlicher gesprochen haben, als Humboldt an unserer kleinen Tafel sprach. Der Fluß seiner Worte war unerschöpflich und mußte jeden Hörer begeistern. Als er geendet, sagte Frau von Constant auf deutsch zu ihm: „Humboldt, Sie müßten nicht so heftig sein, Sie verletzen und kränken unseren Freund.“ „Das will ich eben,“ erwiderte Humboldt, „ich will ihn aufregen, denn weil er der Einzige ist, der in dieser Sache Etwas thun könnte, so soll er dies Alles hören und noch viel mehr!“ — Nun wurde mir's denn doch zu arg. „Um Gotteswillen,“ flüsterte ich unserer Wirthin in's Ohr, „sagen Sie mir, gnädige Frau, wer ist der Mann, von dem Humboldt behauptet —“ „Wie?“ rief Frau von Constant aus, „Sie wissen nicht, mit wem Sie am Tische sitzen? Sie kennen ihn nicht? Constant hat Sie nicht vorgestellt? Aber das ist einzig. Mais, Général, il ne vous connait pas! il ne connait pas Lafayette!“ — Constant präsentirte mich nun in bester Form als „seinen jungen deutschen Freund in Shakspeare und Göthe,“ und wie die Tafel aufgehoben wurde und wir uns um den Kamin setzten, schlürft' ich mit dem

schwarzen Kaffee begierig die hingeworfenen Worte ein, die zu jener Zeit aus Lafayette's und Constant's Munde einen drohenden Sturm verkündeten, und deren ich mich bei der ersten Kunde der Julitage wie dunkler Vorhersagungen mit heiligem Ernste erinnerte. Dester's erhielt ich auch die Erlaubniß, Constant auf seinem kleinen, sehr engen Arbeitsstübchen zu besuchen, wo seine schönen Angora-Katzen über Tisch und Stühle kletterten und nicht selten jene wenigen Papierschnitzelchen, auf welche er die Disposition zu seinen wetterschütternden Reden niederschrieb, mit Schwänzen und Pfoten durcheinander wirbelten. Aber seinen Katzen war Alles erlaubt. Ein sichtbares Zeichen seiner Huld ist mir geblieben in einem kleinen Brustbildchen Shakespeare's, einer bronzenen Medaille, die er, als ich am letzten Abende vor meiner Abreise „Richard II.“ las, aus Madame Valentin's Händen nahm, um sie mir an einem weißen Bande umzuhängen. Mich dünkt, dies ist eine Ordensverleihung, deren sich ein bescheidener Künstler rühmen darf!

Weil ich denn einmal von einem Pariser Diner gesprochen, so sei es mir vergönnt, noch drei derselben zu erwähnen. Der Leser sieht, ich lasse mich billig finden. Nur drei! Das erste aus dieser Dreizahl citir' ich seines Glanzes, seiner Pracht wegen. Es war eins im Faubourg St. Germain bei dem reichen Baron Delmar; die Gesellschaft, groß genug, eine geräumige Tafel zu füllen, kam doch nicht gegen die Uebersahl der servirenden Haushofmeister, Kammerdiener, Valets und Laquaien auf, die schwarzen Krähen gleich umherstanden. Einige alte

Duchessen und Marquisen, von denen eine (Herr von Delmar war damals noch unvermählt) die Honneurs machte, nahmen mit unbedeutenden vornehmen Herren die obere Hälfte ein, um die ich mich aber nicht bekümmerte, weil in meiner Nähe interessante Männer saßen, die Meyerbeer, mein nächster Nachbar, mir freundlich explicirte. Darunter befanden sich Sir Sidney Smith, Napoleons Erb- und Todfeind, und Dr. Gall. Beide waren sehr mittheilsam, durch ihre Rede unsere Tischgesellschaft belebend. Der Erstere sprach viel von seinen Thaten zur See und zu Lande, versäumte dabei von einer Schüssel zu nehmen, die ihm, nachdem sie schon verschwunden war, als ein Hummer-Ragout gerühmt wurde, und machte dann einen fürchterlichen Lärm, man solle ihm nachträglich davon bringen. „*Je n'ai pas reconnu mon vieil ami le homnard, déguisé comme il est!*“ rief er ein Mal über das andere. — Wahrscheinlich jedoch hatte man im Vorzimmer die Schüssel bereits geleert; es mußte für ihn, da er sich gar nicht zufrieden geben konnte, eine neue auf Befehl des Hausherrn bereitet werden, und wir waren längst beim Dessert, als „*son vieil ami*“ endlich in neuer Auflage erschien. Ich wunderte mich nicht wenig über die Kühnheit des siegreichen Commodore, aber Meyerbeer beruhigte mich mit der Prophezeiung, daß er sich als „Schwiegervater“ gebühre, was denn auch in Erfüllung ging, da Baron Delmar Sir Sidney's Stieftochter binnen kurzer Frist ehelichte. Dr. Gall ließ sich nach Tafel herab, meinen Schädel zu betasten, nachdem er zuvor auf Meyerbeer's

Hirnkasten einige Untersuchungen angestellt und dem Componisten der „Margarethe von Anjou“ und des „Kreuzzitters“ neue, größere Triumphe verheißen. Was meine Organe anlangt, so schwieg er leider über poetischen Beruf gänzlich, entdeckte dagegen ein es in mächtiger Ausdehnung, welches ich nicht näher bezeichnen will. Mir sagte der vortreffliche Mann dadurch nichts Neues, ich mußte ihm durchaus beipflichten. Wenn er den Nagel überall und bei allen Prüfungen auf den Kopf getroffen, wie bei mir, so war er ein großer Meister in seiner Kunst.

Das zweite Diner, von dem ich reden will, bildet zu jenem sardanapalischen den erfreulichsten Gegensatz. Madame Valentin lud mich auf neapolitanische Macaroni und auf Gérard, den berühmten Maler, ein; außer ihm und ihren Angehörigen war Niemand zugegen, ein kleiner, runder Tisch gestattete unverkümmerten Austausch der Gedanken in heit'rem, allgemeinem Gespräche; ich hatte gar nicht geahnet, daß man in Paris so traulich diniren könne. Bei diesem frohen Mahle drang eine Aeußerung Gérard's zu meinem Ohre, die mir lehrreich schien. Ich wurde ihm im Laufe des Gespräch's als Berliner Theaterdichter genannt; er richtete sein von grünen Brillengläsern verdecktes Auge auf mich und fragte dann, zwar leise, aber doch daß ich es vernahm, seine Nachbarin: schreibt er eigene Stücke oder ist er nur ein Uebersetzer? — Seh't, meine deutschen Freunde, in diesem Rufe standen wir schon 1827 bei kundigen Parifern!

Das dritte Diner war ein musikalisches; nicht nur musikalisch, weil ich bei dem musikalischen Liebling des Tages speisete, sondern auch weil ich es als Sänger verherrlichte. Ja wahrhaftig, zwischen jedem Gerichte muß' ich meine Stimme erheben. Ich schämte mich, wie ein Pudel, der Schildwacht steht, aber es half Nichts, man wurde nicht müde, mich singen zu lassen. Der liebenswürdige, nach meinem Gefühle nicht genug zu preisende Compositeur so vieler schönen Tonwerke, der melodienreiche, charakteristische Boieldieu, hieß mich singen. Seine „Weiße Dame,“ die, nachdem sie schon längst den Triumphzug durch Deutschland gemacht, in ihrer Heimath noch immer jung und frisch blieb und einen Tag um den andern den Saal füllte, war der Gegenstand meiner Vocalbestrebungen. Er und seine Dame wollten hören, wie sich die bezaubernden Weisen mit deutschem Text ausnähmen. Ich sang, wie ich es von unseren Sängern in der Königsstadt oft genug genommen, in demselben Zeitmaas, mit dem nämlichen Ausdruck, Nichts mangelte mir, als die Stimme, doch darüber hörte mein kleines Publikum freundlich hinweg. Manche Passagen erregten Boieldieu's höchstes Erstaunen wegen Verschiedenartigkeit der Auffassung. So zum Beispiel das berühmte: „Komm! weiße Dame!“ im zweiten Akte. Ponchard, der die Rolle des „George“ creirt hatte, nahm diese Apostrophe an die weiße Frau wie ein Ungläubiger, scherzend, neckend, mit Rehlspielereien durchwebt. Als ich nun versuchte, deutlich zu machen, welchen Ausdruck sehnsüchtigen und schwärme-

rischen Vorgefühls unsere Tenoristen hineinlegen, und wie elegisch und schmachtend sie die schöne Weise singen, rief der Componist einige Male lebhaft aus: oh, que c'est allemand! Wenn übrigens Henriette Sontag vernommen hätte, wie ich mich bestrebte, fistulirend und kokettirend ihren Gesang nachzuahmen, sie würde unfehlbar bereut haben, daß sie mich nach Paris und namentlich auch an Boyeldieu empfohlen. Aber ihre Brieflein, so artig dieselben auch empfangen wurden, und wie anerkennend sich Cherubini, Pär und Boyeldieu über die schöne Schreiberin aussprachen, hätten mir das Haus des Letzteren nicht geöffnet, und ich hätte mich bei ihm, wie bei den Andern, mit flüchtigem Besuch und Gegenbesuch begnügen müssen, wäre mir nicht in Paris zu Statten gekommen, was ich bei Anwesenheit der französischen Schauspielertruppe in Berlin schon angedeutet. Jene Schauspielerin Phyllis, der ich in Berlin allerlei Artigkeiten erwiesen und den Aufenthalt in der fremden Stadt möglichst angenehm zu machen gesucht hatte, war an einen Herrn Phyllis verheirathet, welcher seinerseits wiederum der Sohn einer älteren Madame Phyllis war. — Ich hoffe, gegen diese genealogische Ableitung wird kein Mensch Etwas einzuwenden haben! — Die ältere Madame Phyllis aber war seit langen Jahren die „Freundin“ Boyeldieu's, die er nur deshalb nicht geheirathet, weil seine Frau, von der er zwar geschieden lebte, aber nur wie Katholiken es sein können, der Aussicht auf eine andere Ehe im Wege stand. An diese ihre Schwiegermutter hatte die jüngere Madame Phyllis

von mir und über mich geschrieben, mich und meine uneigennützigen, gut gemeinten Artigkeiten gerühmt und glücklicherweise eine Visitenkarte von mir mitgesendet, damit, wenn ich einmal nach Paris käme, mir Gleiches mit Gleichem vergolten würde! Ich wußte davon nicht das Geringste. Als ich nun nach vielen fruchtlosen Bemühungen, meinen Sontags-Brief persönlich in Boyeldieu's Hände zu legen, — (es ist unglaublich, wie sorgsam Pariser Autoren und Künstler sich abschließen müssen, um nicht durch lästige Besuche fortdauernd gestört zu werden!) — der Sache überdrüssig, Brief und Karte mit meinem Namen in die Hände eines Diensthboten gelegt und den Rückweg ärgerlich angetreten hatte, wurde ich, fast schon unten angelangt, durch einen nachseuchenden Courier zurückgerufen. Boyeldieu, den Brief der Sontag in der Hand, trat mir entgegen, — (ich gerieth in Versuchung, ihn bei dem schönen, ritterlichen Anblick, den sein Erscheinen gewährte, mit der Romanze seines „Jean de Paris“

»Alles für Gott, Schönheit und Ruhm!«

anzureden!) — bat um Entschuldigung, daß ich mich schon mehrmals vergebens bemühen müssen, und gestand, daß er auch diesmal mich nicht empfangen haben würde, wenn nicht zufällig meine Karte heute in die Hände der Dame Phyllis gerathen wäre. Alsbald fand die bejahrte, stattliche Frau sich ein und rief mir, Thränen im Auge, zu: Nicht wahr, Sie sind der gute Deutsche, der sich meiner armen Kinder dort in dem fremden Lande so lebhaft angenommen, ihnen so viel Gefälligkeit erwiesen

hat? Und meine Berliner deutsche, mit der in Paris gestochenen französischen Karte vergleichend und beide ihrem Freunde vorzeigend, wiederholte sie: *mais, sans doute, c'est lui même; mais c'est trop heureux!* So wurd' ich heimisch bei dem von mir angebeteten Meister und durst' ihn, so oft ich wollte, sogar des Morgens, während er componirte, — er schrieb an der Oper: „*les deux nuits*“ — in seinem Arbeitszimmer besuchen. Bei ihm begegnete ich denn auch manchen Personen, die zu sehen mir interessant war. Einmal dem oft so ungerecht geschmähten Scribe. Dieser sah mich, als er mehrmals nach meinem Namen gefragt und denselben förmlich durchbuchstabirt hatte, — denn ein deutscher Name, sei es der einfachste, bleibt für die Franzosen die größte Schwierigkeit, und ich schäzte mich oft schon glücklich, wenn ich als Mons. Oltère davon kam — also Scribe, nachdem er mich in *succum et sanguinem* vertiret, sah mich forschend an und stellte mir bezüglich meiner kleinen Autorschaft verfängliche Fragen: z. B. wie viel Stücke von mir in Scene seien und dergleichen. Ich konnte durchaus nicht begreifen, was er von mir wissen wolle, und noch weniger, was er von mir wisse, von mir unbedeutendem Dichterlein! Meyerbeer aber, der Paris kennt wie seine Tasche, lösete mir das Räthsel. Es war eben ein Buch *Ancelot's* erschienen, so viel ich weiß eine Reisebeschreibung. Mit diesem *Ancelot* hatte ich in Berlin bei Meyerbeer's Mutter gespeiset, und Michael Beer hatte in einem Anfluge von ironischer Artigkeit mich dem französischen Autor als den „*Scribe de l'Alle-*



magne“ vorgestellt, was denn Mons. Ancelot mit ächt französischer nonchalance, tout bonnement in sein Reisetagebuch aufgenommen und abdrucken lassen. Scribe — noch dazu mit Ancelot nicht im besten Vernehmen — wollte begreiflich seinem deutschen Doppelgänger auf den Zahn fühlen. Als ich ihm aber auf jene Frage, wieviel meiner Stücke in Scene wären, kaum ein halbes Duzend zu nennen vermochte, warf er mir einen Blick zu, wie Rothschild einem Bankier aus „Bülz“ zuwerfen würde, und brach die Conversation ab. —

Ich gebrauchte soeben den Ausdruck „ungerecht geschmäht“ und muß noch einmal darauf zurückkommen. Wer Scribe's Arbeiten nur aus deutschen Uebersetzungen kennt, ja, wer sie auch im Original nur gelesen, der soll sich doch ja nicht herausnehmen wollen, über sie und ihn zu urtheilen. Wer aber zu meiner Zeit die Vorstellungen des Théâtre de Madame (Gymnase) fleißig besucht, dieses durch ihn gebildete und gehaltene Ensemble bewundert hat, daneben gefälligst in Anschlag bringen will, daß er zu gleicher Zeit auf dem ersten französischen Theater heimisch, im Gebiete der großen, wie der komischen Oper, ja sogar im Ballet Schöpfer und Erfinder war, wer dann einen Blick auf die unermessliche Reihe von immer nachfolgenden Werken richtet, in deren schwächstem doch immer Geist und Scharfsinn vorwaltet, und wer dann noch geringschätzend von Scribe zu reden vermag, der muß wirklich sehr bornirt sein. Scribe's Hauptfehler ist, daß man ihn überseht, daß man in handwerksmäßiger Hast entstellt, was treffend wieder-

zugeben entweder den deutschen Formen und der deutschen Sprache versagt bleibt, oder doch, wenn es einigermaßen gelingen sollte, den höchsten Fleiß, die genaueste Kenntniß der Pariser Zustände, die feinste Weltbildung in Anspruch nehmen würde. Kann er dafür, er, der nur an Paris, kaum an seine eigenen Provinztheater denkt, während er schreibt, kann er dafür, daß hundert Scribler (der arme Scribe!) über seine Werke herfallen wie hungrige Wölfe? — Und wenn Scribe weiter gar Nichts gemacht hätte, als das Buch zu Boyeldieu's „Weißer Dame“, so wär' er ein Dichter, und ein recht respektabler. Nehmt doch, ihr klugen Herrn Schimpfer, nehmt doch zwei dicke Romane von Walter Scott zur Hand, lesset mir doch aus beiden eine solche innig verbundene, hochpoetische, edelgehaltene Fabel heraus, wie Scribe in diesem Falle gethan! O ihr könntet viel von ihm lernen. — Aber geht, ihr wollt Nichts lernen, ihr wollt nur schimpfen; das ist bequemer und wird auf dem Markte, glaub' ich, besser bezahlt. —

Doch ich sehe eigentlich gar nicht ein, wie ich dazu komme, mich hier zum Vertheidiger eines Mannes aufzuwerfen, der alle Anfechtungen verlacht, der sich durch seine Werke am siegreichsten selbst vertheidiget und nebenbei noch ein Millionär ist, während ich, Herrn Ancelot's „Scribe de l'Allemagne“, Hungerpfoten sauge. Zudem hat der französische Scribe bei'm deutschen noch Etwas auf dem Kerbholze, was ich ihm nicht vergessen kann; unter den Neuigkeiten, die er während meiner Anwesenheit auf die Bretter brachte, befand sich ein kleines

Drama: „Rodolphe, imité de l'Allemand,“ welches, die überflüssige That einer unnützen Person abgerechnet, nichts Anderes war, als — Göthe's „Geschwister,“ freilich sehr entdeutsch und umgeschmolzen, aber doch immer noch erkennbar. Wenn dies sein großartiges Verschweigen des Göthe'schen Namens Rache gegen Deutschlands Uebersetzer und Nachahmer sein sollte, so war das Opfer mindestens unpassend gewählt.

Bei Boyeldieu lernte ich auch Rossini kennen, der mit ihm in einem Hause wohnte. Madame Rossini, einen monströsen Affen auf dem Arm, kam gewöhnlich zur Dunkelstunde ein wenig herauf, und bisweilen folgte ihr der Schwan von Psaro. Sein Wesen und Betragen war sehr einnehmend, aber in jedem Sinne das Widerspiel von Boyeldieu's gehaltenem und chevalereskem Benehmen. Wie ich ihm als Berliner vorgestellt wurde, fragte Rossini: Berlin? Berlin? ist das nicht die Stadt, wo „Tancred“ von Männern\*) gesungen wird? — Das war Alles, was er von uns wußte. — Ich erwiderte ihm: es ist auch die Stadt, wo Henriette Sontag mit dreien Ihrer Opern seit zwei Jahren das Theater füllt. — (Wenn Freund Kellstab diese meine schmeichlerische Antwort vernommen, so hätt' er mich doch unfehlbar um's Leben gebracht!) —

Ich hörte auch einmal in einer musikalischen Soirée bei Kalkbrenner, wo Meyerbeer boshaft genug war,

---

\*) Wirklich hat der sonst so vortreffliche Bassist Fischer die Tollheit begangen, den Rossini'schen Tancred dem Publikum zuerst als Baphthie vorzuführen.

mich als Verfasser der Berliner Posse „der Kalkbrenner“ feierlichst einzuführen, und wo man immer das Schönste und Beste zu hören bekam, Rossini mit dem alten Pär komische Duetten singen. Pär, der Greis, welcher früher ein großer Sänger gewesen sein und in seinen eigenen Opern glänzend gesungen haben soll, hatte keine Stimme mehr; Rossini steht in dem Rufe, nie eine gehabt zu haben. Aber Beide trugen vor wie Meister und rissen unwiderstehlich hin. Sie sangen das herrliche Duett aus Cimaroso's „heimlicher Ehe“ und jenes andere minder charakteristische, aber desto brillantere aus Rossini's „Cenerentola,“ — welche letztere, beiläufig gesagt, einer unserer Mittstücker in den Conferenzen der Königsstädter Theaterdirektion beim Entwerfen des Repertoires in sein Register als „die schöne Rentola“ einzuzichnen pflegte.

Was nur von musikalischen Celebritäten in Paris athmete, schuf und sang und strich und blies und fingerte, das sollt' ich Glücklicher, zu einem dicken Knäuel vereinigt, an einem Abende auf Einmal zu sehen und zu hören bekommen! Boheldieu's vorbesagte, von ihm getrennte Frau war endlich so gefällig zu sterben, und es stand nun Nichts mehr im Wege, daß Madame Phyllis die Ältere, die schon seit zwanzig Jahren darauf harrete, Madame Boheldieu werde! Die gute Mama war, um Béranger's Ausdruck zu gebrauchen, begierig, ihren Lebens- und Liebes-Wein auf ihre alten Tage noch mit geweihtem Wasser zu mischen, und das neuverehrte, längst verbundene, alte junge Paar, feierte sein Hochzeit=

fest durch eine splendide Reunion, zu der auch der „Poet aus Berlin“ freundlich eingeladen war. Die große Oper, die komische Oper, die italienische, das Conservatorium und die Kirche, Komponisten, Virtuosen und Sänger, Caraffa und Piris, Pasont und Habenet, Auber und Bordogni, Mad. Pradher und Mourrit, Meyerbeer und Cherubini, Pär und Rossini, Kalkbrenner und Blanchini, Groß und Klein, Freund und Feind, Lebende und Todte wogten in dem überfüllten Raume durcheinander — und die Damen von der Oper machten sogar Anstalten zum Tanzen. Unverstellt war die freudige Anerkennung von Boyeldieu's Werth, die alle Anwesenden theilten; als Rossini und Meyerbeer und Auber des Jüngstvermählten Sohn, einen hübschen, kleinen Buben von zwölf Jahren, auf den Tisch stellten und ihn, während Auber akkompagnirte, mit seinem dünnen, reinen Stimmchen singen ließen: „ah quel plaisir d'être soldat!“ da brach Alles in lauten Jubel aus, und des vive Boyeldieu! vive la dame blanche! war kein Ende!

Diese Dame blanche war aber, höchstens noch Herold's anmuthige „Marie“ eingerechnet, das Einzige, was damals den Musikfreund in die „opéra comique“ ziehen konnte. Die übrigen Opern-Theater waren schlecht bestellt. Die Italiener zählten keinen Stern erster Größe. In der großen Oper, wo sie fürchterlich brüllten, hörte ich die „Bestalin“ abscheulich schlecht, — der alte Mourrit (Abdolph's Vater) gab den Vicinius, — und Rossini's „Moses,“ der neu bearbeitet in's Leben trat, ennuyirte mich, aufrichtig gesprochen. Im Odeon

hatten sie auch so eine Art von Oper, bei welcher Madame Schütz, später Oldosi, das Kraut fett machen sollte. „Freischütz,“ Castil-blazirt, und Beaumarchais „Figaro“ mit Rossini'scher Musik (wenn ich's nicht selbst gehört hätte, möcht' ich's nicht glauben!) waren an der Reihe. Das „théâtre français“ reizte mich nur, wo die Mars spielte. Diese sah ich oft in ihren Hauptrollen, und es ging mir wie aller Welt, ich konnte dem Zauber ihrer Sprache, der Anmuth ihrer Darstellungsweise nicht widerstehen. Bisweilen kamen mancherlei Zweifel in mir auf, und ich erkühnte mich, zu fragen, ob die weltberühmte Künstlerin nicht manchmal am Meisten dadurch wirkte, daß sie unterließ, was jede Andere an ihrer Stelle gethan haben würde; ob ein gutes Theil ihrer Bühnenherrschaft, die im Verhältniß zu ihren Kolleginnen in Tyrannei ausartete, nicht geradezu in der Gewalt ihres Namens bestand? Für den Augenblick wurden derlei Zweifel immer wieder in die Flucht geschlagen; doch deutlicher traten sie mir auf's Neue hervor, als ich einige Jahre später die deutsche Sophie Müller in Scribe's „Valerie“ (Gabriele) auf der Berliner Bühne sah. Valerie war mir wie das Vollkommenste erschienen, was die Mars gab; ich hatte bei dieser Darstellung den Ausbruch innigsten Gefühls am wenigsten vermisst. Nun kam die Müller, und ich mußte mir bei vielen Stellen sagen: das ist das Wahre! das hat der Mars gefehlt! — Die Mars war die Vollkommenheit der Negativität. — Talma war schon begraben, und ich konnte nur sein Grab besuchen. — Ich darf nicht daran denken, mich hier

in weitläufige Theaterberichte zu verlieren. Theils war es unfruchtbares Bemühen, den Zustand des ersten französischen Theaters vom Jahre 1827 zu schildern, theils wäre kein Raum dafür; ich müßte in's Unendliche schwätzen. Deshalb brech' ich ab. Nur sei erwähnt, wie lehrreich mir die Anschauung auch dessen gewesen, was mir verkehrt oder abgeschmackt erschien; dazu rechne ich die Darstellung englischer oder deutscher Tragödien und Schauspiele. Am liebsten trieb ich mich in den kleineren Theatern umher: Gymnase (Scribe's Arena), Variétés und Vaudeville, dieses Kleeblatt lockte mich immer wieder. Das letztere hatte zwar für den Augenblick keine rechte Farbe und schwankte, ungeschickt dirigirt, zwischen Burlesken und sentimentalen Dramen hin und her. Aber es besaß einen Künstler im ganzen reichsten Sinne des Wortes; einen Künstler, in welchem ich, als es mir endlich gelang \*), mich ihm persönlich zu nähern, auch den

---

\*) Ich verbannte Depeintre's Bekanntschaft dem unglücklichen Schauspieler Sarthé, der früher als Gast in Berlin gewesen war, sich nun in Paris als Bettler umhertrieb, und für den ich von dort aus in Berlin eine Kollekte veranstaltete, zu der unser guter König reichlich beisteuerte. Leider erfuhr ich zu spät, daß Sarthé, in Lüderlichkeit versunken, nicht mehr zu retten war. Auch hatten ihn alle ehemaligen Genossen aufgegeben, jeder wies den Elenden von seiner Thür; nur Depeintre nicht. „Er war mein Kamerad, un beau talent, er ist im Elend — durch seine Schuld, heißt es. Desto schlimmer für ihn, ich kann ihn nicht verhungern lassen,“ so sprach Depeintre zu mir, als mir Sarthé's Eintritt bei ihm verschafft. Depeintre lebte wie die meisten Pariser Schauspieler höchst eingezogen, abgeschlossen von aller Welt, nur seiner Kunst, seiner kleinen Häuslichkeit — und dem Bestreben, sich ein sorgenfreies Alter zusammen zu sparen. (Im

wahren, edlen Menschen kennen lernte, Lepeintre den älteren. Dieser Mann erschien mir deshalb als der merkwürdigste aller Pariser Schauspieler, die ich geseh'n, weil er, ohne irgend einen Vorzug seiner Nationalität zu entbehren, zugleich Alles befaß, was wir an guten deutschen Schauspielern rühmen dürfen. Obgleich durch seine Stellung und die damals schlechte Verfassung des Theaters Vaudeville verdammt, fast nur in schwachen und nichtigen Stücken aufzutreten, machte sich ein gediegenes Talent doch immer geltend. Einigemal mußte ich ihn für einen Zauberer halten. Ich sah ihn z. B. einen alten preussischen Soldaten — (Friedrich der Zweite und dessen Zeit bleiben eine unerschöpfliche Fundgrube für die kleinen Pariser Bühnen) — darstellen, und dies mit einer Natur und Wahrheit, daß ich in Berlin zu sein und „Wauer oder Röske“ vor mir zu erblicken wähnte; auch ließ ich mir nicht nehmen, zu glauben, Lepeintre müsse in Deutschland vielleicht während der Kriege gewesen und viel mit preussischen Soldaten umgegangen sein. Als ich ihn darüber befragte, versicherte er mich, niemals die Heimath verlassen, einen unsrigen Soldaten höchstens aus der Ferne gesehen und mit einem Deutschen überhaupt — ich sei der Erste — niemals gesprochen zu haben. Auf meine zweite Frage, wie es dann denkbar sei, daß er so bis in die kleinsten Details die Haltung, den Charakter treffen könne, erwiederte er bescheiden

---

Jahre 48 soll er, wie die Journale berichteten, sich um's Leben gebracht haben aus Verzweiflung über den Umsturz aller Verhältnisse, der den Verlust seiner Ersparnisse herbeiführte.



lächelnd: „ma foi, Monsieur, je ne connais pas ces gail-  
lards là, aber ich habe mir gesagt, daß sie ohne Zweifel  
von einem andern Teige geknetet sein müssen, als die  
unsrigen; auf gutes Glück, nach meiner Phantasie, hab  
ich gesucht. — Sie versichern mich, daß ich gefunden  
hätte? et j'en suis très flatté!“ — In dieses Mannes  
Spiel war kein Blendwerk, kein Schein, keine Gaukelei.  
Bediegender Ernst vom Scheitel bis zur Fußzehe, ein  
Ganzes. Er erinnerte mich — nur daß er rüstiger,  
gewandter, vielseitiger ausrat — an den alten Koch  
in Wien. Mit einem Worte: ein ausgezeichnete deut-  
scher Schauspieler in's Französische übertragen. — Was  
dem Theater Vaudeville, welches ich nur um seinerwillen  
liebte, (doch daß ich nicht lüge, „Jenny Colon“ that auch  
keinen Schaden) abging, das hatten meine beiden andern  
Lieblinge, Gymnase und Variétés in reichem Maße:  
ein entschiedenes, ihnen eigenes, ihr Genre bezeichn-  
endes Repertoire. Und das war es denn auch, was mich  
immer wieder hinzog, was mich oftmals die großen  
Repräsentationen großer Werke in den großen Theatern  
für die kleinen runden Aufführungen kleiner Genrebil-  
der in den kleinen Theatern hingeben ließ. Ich will kein  
Geheimniß daraus machen, und sollt' ich auch gesteinigt  
werden, unsere Zeit erscheint mir nicht fähig, sich in  
Erfindung, Ausführung, Darstellung und Anschauung  
über das Genrebild zu erheben. In diesem aber  
erschieden mir jene beiden Bühnen vollendet. Während  
im Gymnase das Treiben der vornehmen und reichen  
Welt, die Bevölkerung der Salons ihren treuen, reinen

Spiegel fanden, führten die Variétés volksthümliche Sitten, Bräuche und Scherze in geistreichen Scenen vor; während dort Leontine Fay, Jenny Vertpré, Gontier, Paul, Ferville u. A. mit unnachahmlicher Grazie die Sitten und Unsitte der guten Gesellschaft in Ernst und Spott kritisirten, brachten hier Odry, Brünnet, Bernet, Rose, Pauline, die Melval — und Potier mit keckem Uebermuth, sprudelnder Laune, aber auch mit rührender Einfalt und herzerschütternder Natürlichkeit das Leben der Stadt, der Nation auf die Bretter. Vier Monate hindurch diese Theater besuchen, mit offenem Auge und unbefangenen Sinne die Bühne und das Publikum vor derselben beobachten, sich in die Feinheiten — und Gemeinheiten des Jargons, in die Theilnahme der Zuschauer, in die gegenseitigen Wirkungen von Oben nach Unten und umgekehrt hineinsehen und fühlen — das hieß gewissermaßen Paris studiren. Potier war unbedenklich berühmter und beliebter, als mein Freund Pepeintre; er war auch ein mehr brillanter Schauspieler. Aber nichtsdestoweniger stand er an Tiefe des Gefühls jenem nach; er opferte häufig die Wahrheit auf Kosten des Effekts und erschien mir freilich im edleren Sinne des Wortes, da wo er den lautesten Beifall erndete, oft wie ein farceur. Auch ihn lern' ich kennen und fand in ihm einen eiteln, fast gedehnten ci-devant jeune homme, ganz das Widerspiel des würdigen Pepeintre. Doch war er sehr gefällig gegen mich, er brachte mir zu Sichte die ganze Reihe seiner renommirtesten Rollen: „le

chiffonier, le centenaire, le conscrit, le ci-devant jeune homme“ etc. etc., obgleich sie schon veraltet und zurückgelegt waren, zur Darstellung. „Les inconveniens de la diligence“ hab' ich wenigstens zwanzig Mal gesehen, und wenn ich heute Nacht aus dem besten Schläfe geweckt würde, so zög' ich mich eiligst an und liese gern meilenweit, um ihn noch einmal vor mir zu haben, wenn er die als Straßenräuber aufgestellten Stroh-Puppen besiegt und bei jedem Stöße wiederholt: „ah, tu es un mannequin!“

Ich hatte in diesen Theatern meinen eigenen Platz dicht an der Bühne. Die Dupreusen waren meine Freundinnen, jede besaß einen pensionirten Glacéhandschuh von mir, mit dem sie die mir zugesprochene Stelle belegte, und ich mochte kommen, wann ich wollte, immer ward mein Vorrecht respectirt.

Die eigentlichen Melodramentheater besuchte ich selten. Wie ich in der Porte St. Martin die „Galeerensclaven“ spielen sah, fühlt' ich mich vom Gefühle der Erniedrigung darnieder gebeugt, daß ich, was hier den Damen der Halle als Surrogat einer blutigen Tragödie galt, auf dem Königl. Hoftheater in Berlin bereits alles Ernstes von den ersten Hofschauspielern hatte vorstellen sehen. Auf den Boden, wo solche Pflanzen erwachsen, gehören sie hin, dort ist ihr Klima, und sie mögen sich wuchernd ausbreiten, wie sie wollen, niemals können sie verdrängen, was in anderen Beeten blüht und duftet. Eben so ergößt' ich mich in Paris an dem unbeschreiblichen Affen-

Mazurier, ja, ich weinte über seine rührende Darstellung. In Berlin hätt' ich auch weinen mögen über „Focko,“ aber nur aus Bosheit. —

Wo ich mich überall umher getrieben? Welche Leute ich aufgesucht? Welche Gesellschaften wie im Traume frequentirt? Welche Bilder und Namen an mir vorübergezogen? Was weiß ich! Cousin, der sehr erfreut war, einen Berliner nach Hegel fragen zu können, Casimir Delavigne, Cooper, dem edlen Sohn Amerika's, dem erhabenen Verfasser des „Epions“ und ähnlicher Meisterwerke, und noch so Manchem begegnete ich unerwartet, — denn wo könnte man in Paris verkehren, ohne sich solch' glücklicher Begegnungen zu erfreuen?

Auch in der vornehmen und vornehmsten Welt, bei ihren Bällen und Diners fand ich bisweilen Eingang. — Nun, dergleichen gleicht sich wohl überall. Der Plan, bei Louis Philippe, in dessen Hause man Deutsch verstand, als Vorleser aufzutreten, mißlang, obgleich Meyerbeer und dessen Freund Dolomieu, ein Kammerherr, ihn unterstützen wollten. Letzteren, der, ein leidenschaftlicher Autographen-Sammler, nach Original-Briefen deutscher Dichter und Musiker von Ruf wie toll und thöricht war, suchte ich für mein Vorhaben dadurch zu gewinnen, daß ich Alles, was ich von dieser Gattung aufgesammelt, mir nach Paris senden ließ. Er nahm die Briefe, — aber aus meiner Eserei beim Herzog von Orleans wurde Nichts. Durch Benjamin Constant, auch wohl durch Humboldt wär' es zu machen gewesen, doch wagte ich nicht, Beide mit einem Wunsche zu belästigen, der von

seiner Lebhaftigkeit mit jedem Tage mehr nachließ; denn je besser ich Paris kennen lernte, desto klarer wurde mir, daß der Plan, als Vorleser deutscher Dramen dort aufzutreten, ein verrückter sei, und daß auch des Herzogs von Orleans möglicherweise zu erringendes Protectorat ihm keine Weihe geben würde. Die Kenntniß der deutschen Sprache ist selbst bei den Franzosen, die sich derselben rühmen, so mangelhaft, daß man bei näherer Untersuchung erschrickt; diejenigen Deutschen aber, die zum Besuch nach Paris kommen, haben andere Dinge vor, als sich von einem Landsmanne anlesen zu lassen. Wie ich erst überzeugt war, so war ich auch schon beruhigt und that weiter keine unnützen Schritte mehr. Ich that überhaupt nicht viel. — Ja, die Wahrheit zu sagen, ich that eigentlich gar Nichts, was nämlich Unser-Einer, der die Feder in der Hand mit und von der Feder lebt, thun nennt. Für's Erste lebt' ich in Schau'n, Hören, Beobachten und Vergleichen, was sich in meinem Zimmerchen nicht füglich fördern ließ; für's Zweite war's in jenem, meinem Zimmerchen, kalt wie in einem Hundestall. Wegen enormer Theurung des Holzes, welches in den Kamin geworfen kaum zwei Schritt weit wärmend wirkte, hatt' ich mir ein kleines, weißes Deschen setzen lassen; es nahm so ziemlich die Mitte des Zimmers ein und blieb, wenn es künstlich geheizt worden — aber bei offenen Fenstern mußte dies geschehen, sonst spie das kleine Ungeheuer dicken Rauch — beinah' eine halbe Stunde lang warm. Diese halbe Stunde benüzt' ich denn zu meinen literarischen Exercitien und zur Corre-

spondenz. Auf der Platte des Ofens etablirt' ich das Schreibgeräth, immer nur mit höchster Vorsicht und immer in Gefahr, mir, so lange sie heiß war, die Finger zu verbrennen oder die Papiere zu versengen. Mit beiden Knien umklammerte ich die thönernen Flanken. Dabei wehten Wind, Regenschauer, nicht selten Schnee zu den großen, bis auf den Fußboden klaffenden Fenstern herein und kühlten meinen hintern Menschen; während der vordere schmorte, bis denn bald die vordere Hitze ab-, die hintere Kälte zunahm, meine Beine verkrümmten, meine Finger erstarrten, meine Nase blau wurde und ich mich eiligst anzog und davon lief, um durch Bewegung mich erwärmend zu beleben. — Bei zehn Grad Kälte, wie wir sie häufig hatten, würden, dünkt' mir, solidere Anstalten zur Erwärmung eines an geheizte Zimmer gewöhnten Deutschen einigermaßen an ihrer Stelle gewesen sein, um so mehr in einem der ersten Hôtels. Doch der Franzose friert nicht und vermag sich niemals in die Lage eines hinter dem Ofen hervorgefrohenen Nordländers zu versetzen. Und, Alles genau erwogen, war mir die Unbehaglichkeit meines kalten Gemaches höchst willkommen als genügende Entschuldigung für die schriftstellerische Unthätigkeit, in der ich verharrte, und die meinen Neigungen eben so zusagte, als sie meinen bei Antritt der Reise gefaßten Vorsätzen widersprach.

Was mich bei vielfältigen Entdeckungstreisen und Irrfahrten häufig störte und mir hinderlich wurde, war die Unfähigkeit, mich echt-französisch auszudrücken, so daß ich mich gleich als Fremder verrieth. In den ersten

Tagen, die Feinheiten und eigenthümlichen Wendungen der Sprache — denn was uns auf der Schule für Französisch verkauft worden, ist im Pariser Handel und Wandel kein gangbarer Artikel — nicht kennend, parlierte ich fest und muthig in's Zeug hinein. Bei längerem Verkehr jedoch macht' ich die traurige Entdeckung, daß ich, deutsch denkend, unmöglich französisch reden könne, daß mein Dialog abscheulich sei, und als ich einmal die Zuversicht verloren, sprach ich täglich schlechter. Wie ich endlich durch Übung einige Gewandtheit erlangt, konnt' ich davon nur noch wenig Gebrauch machen, denn es war kurz vor meiner Abreise. Höchst peinigend war es auch, daß Ausdrücke und Floskeln, wie sie in niederer Sphäre und schlechter Gesellschaft vorkommen, — denn ich rühme mich, in solcher häufig gelebt zu haben, — mir klettengleich hängen blieben, und daß ich dann bewußtlos in höheren Circeln und zierlich sein sollenden Gesprächen bisweilen dergleichen Bruchstücke zum Schrecken der mit mir conversirenden Damen von mir gab. So bestinn' ich mich, daß ich während einer Visite bei der Marquise Choiseul-Praslin\*), einer Tochter Sebastiani's, im Feuer des Gefechtes auf einen Stutzer, von dem die Rede war, und dem ich nicht wohl wollte, den Ausdruck „polisson“ anwendete, worüber die Marquise sich fast entfarbte. Ich war so unschuldig an diesem Frevel! Die guten Mädchen im Café d'Italie oder

---

\*) Derselben, die durch die brutale That ihres Gatten eine so furchtbare Celebrität gewonnen.

im Café de la paix gebrauchten das nämliche Wort, wenn sie neckend schmeicheln wollten! Diese „guten Mädchen,“ die von vielen Reisenden als Auswurf der Menschheit bezeichnet und in gar manchen schönen und höchst tugendhaften Büchern über Paris mit eben so wenig Kenntniß des menschlichen Herzens, als des Bodens, auf dem große Städte stehen, geschildert worden sind, scheinen auf den ersten Anblick wenig geeignet, die Verführung zu üben, die leider ihr schmachvoller Beruf ist, obgleich es an Schönheiten unter ihnen nicht mangelt. Kalt, herzlos, berechnet und habgütig treten sie dem Fremden entgegen, ohne daß sie sich nur die geringste Mühe geben, ihre Gemeinheit verhüllen zu wollen. Aber man braucht nicht Mahaböh, der Herr der Erde, man braucht nur ein fühlender, gerechter und von Heuchelei entfernter Pilger auf dieser staubigen, schmutzigen Erde zu sein, um gar oft „mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“ zu entdecken. Was die Pariser „verlorenen schönen Kinder“ vor denen großer Städte in Deutschland auszeichnet, ist ein gewisses Ehr- und Rechtlichkeits-Gefühl, ein esprit de corps, der freilich sehr viele Inconsequenzen duldet, weil er ja von Haus' aus schon auf Schmach, Schande und Prostitution wurzelt, der aber doch nicht minder bisweilen großartig wird und wirkt. Ich habe mich sehr gefreut in Parent Duchatelet's umfassendem Werke, in welchem wahrhaftig Nichts gespart ist, des Lasters nackte Blöße zu zeigen, Andeutungen zu finden, die meine Behauptung bestätigen. Wer jene Geschöpfe, nur den befriedigten Egoismus im Sinne, verächtlich



und hart mit Golde ablohnt und ihnen lieblos den Rücken kehrt, der wird und kann kein anderes Bild von ihnen mit in seine Heimath bringen, als das dunkelste, hoffnungsloseste, denn sie sehen der Verachtung frechen Hohn, der herzlosen, flüchtigen Begier niedrige Begehrlichkeit entgegen. Wer aber aufrichtig genug gegen sich selbst ist, in seinem Innern die tiefliegenden Fäden zu suchen, die Fäden von uns an die unglücklichsten unserer Mitmenschen knüpfen, wer, wie Hamlet, der Meinung ist, daß Keiner vor Schlägen sicher sei, wenn ihm nach Verdiensten begegnet werden solle, wer Mensch in dem Sinne ist, auch solchen Menschen menschlich zu begegnen und durch zutrauliche Freundlichkeit ihre Herzen zu öffnen, der kann erstaunliche Dinge vernehmen, wenn er zu hören versteht, und er kann, wenn er nicht blind sein will, Züge von Edelmuth sehen, die um so mehr Bewunderung verdienen, je dunkler die Umgebungen sind, welche ihnen zur Folie dienen. Denn eben so wenig fehlt es an Subjecten, bei denen es schwer wird, außer ihrer Gesichtsbildung und Gestalt anderweitige Spuren menschlichen Ursprungs zu entdecken. Wahrlich, mehr von dem Wunsche, einen so merkwürdigen Theil der weiblichen Bevölkerung mit psychologischer Aufmerksamkeit zu beobachten, als von frivolen Regungen angetrieben, hab' ich während der ersten Monate meiner Pariser Existenz vielseitige Bekanntschaften dieser Gattung gemacht und häufig stundenlange Gespräche geführt, die keinen andern Zweck hatten, als mich zu unterrichten. Mit Erstaunen vernahm ich dann oft, wie lebhaft auch diese Geschöpfe

von politischen Interessen und Fragen berührt und ergriffen waren, wie entschieden sie Partei nahmen, wie richtig und klar ihre Ansichten hervortraten. Sene scharfen Epigramme\*) in kleiner Fieberform, die, gegen den Mont-rouge und das Ministerium Peyronnet-Billèle zc. gerichtet, zum Sturze derselben so vorbereitend wirkten, waren im Kopfe und Munde dieser Mädchen und wurden, gesprochen oder gesungen, in jede Unterhaltung verwebt. Auch sie, die Ausgestoßenen, Versunkenen, Gebrandmarkten, betrachteten sich als Glieder einer Nation, als Theilnehmerinnen an dem Geschick ihres Landes; auch sie fragten nach etwas Anderem, als nach dem täglichen Erwerb; auch in ihnen dämmerte die Morgenröthe höherer Ideen. Bis in's Ausland waren ihre Antipathien gerichtet. So lang' ich mich begnügte, ein Deutscher zu sein, ließen sie mich passiren und meinten: „Les Autrichiens sont assez bons enfants.“ Gab ich mich aber als Preußen zu erkennen, so bestritten sie mir lebhaft, daß ich ein Deutscher sei, und eine große, schwarzäugige Brünnette — (mir ist immer, als müsse sie zu Sue's „Louve“ gefessen haben) — sagte einmal ihrer Gefährtin:

---

\*) Eines fällt mir eben wieder ein. Es galt einem der Minister, der früher Militair gewesen (ich glaube, es war P.) und nun in dem Rufe stand, seine Schwester mit Nichts weniger als brüderlichen Blicken anzuschauen:

„Grenadier, que l'inceste enflamme,  
On dirait, à voir ton ardeur,  
Que l'imprimerie est ta femme  
Et la censure ta soeur.“

„Prussien, vois-tu Lolo, c'est si comme tu dirais: cosaque.“ — Ein Verhältniß ernstere Art setzte meinen psychologischen Studien unerwartet ein Ziel.

Ich war mit einem Bekannten, einem Deutschen, in irgend eine grillirte Loge des Theaters Porte St. Martin gerathen, und wir fanden in derselben zwei junge Frauenzimmer, in denen wir nach eiligst angeknüpftem Gespräch mehr Bildung und einen gesellig feineren Ton entdeckten, als den Umständen nach von zwei ohne männliche Begleitung jenes Schauspiel besuchenden Damen zu erwarten gewesen wäre. Mein Begleiter, durch längeren Aufenthalt in Paris schon sicherer in der Kunst, aus Nichts eine lebhafte Unterhaltung zu spinnen, verbiß sich mit der Älteren von Beiden, indem ich bei der Jüngeren den galanten Weltmann darzustellen suchte. Ich kam denn auch bald in's Klare. Meine Schöne war Nichts mehr und Nichts weniger, als eine jener Unzähligen, die man in Paris „petites femmes“ nennt, die gewöhnlich dem einmal geschlossenen Verhältniß treu bleiben und vorwurfsfrei dahin leben, so lange Derjenige, mit dem sie leben, im Stande ist, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, oder bis er ihrer überdrüssig geworden sie sitzen läßt, die dann als junge Wittwe sich nach einem anderweitigen Bündniß umthun und leichtsinnig ohne Fürsorge auf spätere Jahre nur des Augenblickes denken, dem gar bald ein langes, kummervolles Alter nachhinkt. Emilie gestand mir ohne Ziererei, daß sie die „entretene“ des alten reichen Juden G., eines Deutschen gewesen, seit einigen Tagen, weil sie sich in voller Freundschaft von

ihm getrennt habe, frei sei und nun eine neue liaison suche. Ich blieb hinter ihrer Aufrichtigkeit nicht zurück. Ich erklärte mit heroischer Wahrheitsliebe, daß ich, ein deutscher Theaterschriftsteller, — und dabei gab ich mir Mühe, ihr dieses Wort in seiner furchtbarsten Bedeutung zu erklären, — nach Paris gekommen sei, um mein Handwerk zu grüßen und gleich wandernden Gesellen die Arbeit der fremden Hauptstadt zu studiren, daß ich an Allem Ueberfluß hätte, außer an Geld, und daß ich zu arm wäre, mir eine Kaze zu halten, geschweige denn eine „kleine Frau“ — und noch dazu eine, die so groß, mächtig, wohlgenährt und kostbar austräte, wie sie. Sie nun wiederum verhehlte nicht, nachdem sie sich erst über meine confessions recht herzlich ausgelacht, daß ihr eine ähnliche Offenherzigkeit noch niemals vorgekommen sei, daß sie im Gegentheil von ihren Freundinnen — denn sie selbst besitze im Ganzen sehr wenig Erfahrung — gehört habe, die Männer im Allgemeinen, die Ausländer aber besonders gingen stets darauf aus, durch erlogenen Reichtum zu blenden und zu täuschen, daß meine Geständnisse sie freilich nicht geneigt machen könnten, mit mir zu entriren, weil ihre Ansprüche nicht unbedeutend wären, daß sie jedoch „pour la rareté du fait“ sich gern noch öfter mit mir unterhalten möge und mich — so lange sie noch frei und berechtigt sei, Besuche anzunehmen — gern bei sich sehen würde, zu welchem Zweck sie mir auch sogleich ihre Adresse mit schöner, determinirter Handschrift in meine Schreibtafel zeichnete. Meine Besuche, die allerdings rascher auf einander folgten, als

mit oben ausgesprochenen Bekenntnissen verträglich schien, wurden freundlich und zuvorkommend aufgenommen, doch ging Emilien's Betragen niemals über die Schranken einer ausstudirten Zurückhaltung, die mir bald lästig wurde, weil sie nur die Folge kalter Berechnung sein konnte. Ich entschloß mich daher, bei Zeiten ein Ende zu machen, und empfahl mich einmal, wie wir eben im besten Zuge waren, lebhaft und lustig zu plaudern, mit der ein wenig zu lebhaft ausgesprochenen Aeußerung, daß ich nun müde sei, ihr wie einer Prinzessin den Hof zu machen, daß ich sie nicht mehr wiedersehen wollte — und daß ich ihr gute Geschäfte wünsche. Erbleichend vor Zorn hielt sie mich zurück. Sie sind nicht honett, sagte sie. Worauf gründen Sie das Recht, mir Vorwürfe zu machen, da Sie doch meine Verhältnisse durch mich selbst kennen, und da ich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft offen und wahr gegen Sie gewesen bin? Was verlangen Sie von mir? — Nichts, erwiderte ich und griff abermals nach der Thür. — Und wenn ich nun, fuhr sie, mich festhaltend, nach kurzer Zögerung fort, wenn ich nun geneigt wäre, die Ihrige zu werden, würden Sie geneigt sein, die Bedingung zu erfüllen, die ich an unsere Vereinigung knüpfe? — Ich habe schon die Ehre gehabt, Sie zu versichern, Demoiselle, daß ich kein Bankier bin, sondern ein deutscher Veräsmacher! — Deutsches Ungeheuer, rief sie, wer spricht davon? Wer denkt an Geld? Meine Bedingung ist, daß Sie mir zuschwören, so lange Sie in Paris bleiben, kein anderes Frauenzimmer anzusehen, als mich allein. — Dabei

Holtei, Bierzig Jahre. III.

Könn' ich nur gewinnen, sprach ich, indem ich sie anblickte, aus voller Ueberzeugung. Aber ein bindendes Versprechen von meiner Seite würde ein ebenso bindendes von der Ihrigen nothwendig machen, und wie könn' ich toll genug sein, es zu begehren? Wie könnten Sie es geben? Wie vermöchten Sie, es zu halten? Sie wollen leben! Sie wollen im Ueberflusse, den Sie durch Jugend und Schönheit berechtigt scheinen zu fordern, Ihre Tage genießen! Ich könnte Ihnen nur Mangel und Entbehrung bieten. — Und wenn ich diese mit Ihnen dem Ueberflusse mit einem Andern vorziehe? Haben Sie danach zu fragen? das ist meine Angelegenheit! Geben Sie Ihr Wort! An dem meinigen soll es nicht fehlen! — — — Ich gab mein Wort, ich hab es gehalten! Wie Emilie das ihrige hielt, will ich nicht umständlich erzählen. Entsagende Aufopferung, rührende Anhänglichkeit, unerschütterliche Treue waren die frohen Begleiter ihrer Neigung. Wenn je zuweilen ein kleiner Zwist aufkam, so entstand er immer nur aus ihrer trotzigen Weigerung, anzunehmen, was ich ihr zur Führung der bescheidenen Hauswirthschaft aufzudringen für Pflicht hielt; sie verkaufte lieber ihre Schmucksachen, ihre Kleider, ja sogar ihre nur irgend entbehrlichen Meubles, ehe sie von mir Etwas annehmen wollte. Sie hatte keinen Wunsch, als den, mir zu gefallen. Ihr Dasein war getheilt zwischen häuslicher Arbeit und Liebe. Eine gehorsame Magd, eine heit're Gesellschafterin, eine anmuthige Lehrerin (denn sie kannte ihre Sprache, war in der Literatur nicht fremd und machte mich mit Vielem

bekannt), eine aufmerksame Schülerin, — so wurde sie, was ich eben verlangte, daß sie sein sollte. Ich habe sie niemals auf einer Lüge, niemals auf der kleinsten Unwahrheit ertappt. Ich bin egoistisch genug gewesen, sie auf bedenkliche Proben zu stellen: Anwesende Fremde, mitunter reiche und vornehme, mußten ihr verabredeter Maßen auf allen nur denkbaren Wegen glänzende Anträge zukommen lassen; mit Abscheu wies sie jeden zurück, und während sie manchmal nicht so viel kleine Münze besaß, um eine Suppe zu kochen, warf sie in edlem Zorne die Unterhändlerinnen, die ihr Gold boten, zur Thür hinaus, denn ihre Kraft war gewaltig, und dieses körperliche Uebergewicht war das einzige Unweibliche an ihr. Freilich wollte sie geliebt sein, — aber niemals hat sie mich mit Liebe gequält, niemals mir Vorwürfe gemacht, wenn ich in gesellige Zerstreuungen vertieft sie vernachlässigte. Schön, blühend, frisch und leidenschaftlich, blieb sie doch immer bescheiden, weiblich, decent.

Die Trennung von ihr war eine harte Nothwendigkeit. Gern wäre sie mir nach Deutschland gefolgt, und besiegt von ihrer Güte hätt' ich mich wohl entschlossen, sie mit mir zu nehmen, unbekümmert um die Folgen. Aber sie selbst resignirte. Es ist genug, sagte sie, daß ich so lange das Glück genossen, meinem Herzen zu folgen; ich will dem, den ich liebte, nicht eine Last werden, die ihm sein Leben verdirbt. — Mit Freuden hab' ich später vernommen, daß es ihr wohl gegangen. Sie hat sich als geschickte und thätige Arbeiterin in einem Mode-

Magazin, dem sie jetzt vorsteht, bis zur Führerin desselben emporgeschwungen, und mancher Gruß ist mir schriftlich und durch mündliche Bestellung von ihr zugekommen.

---

Der Frühling erwachte, als ich Paris verlassen, und er begleitete mich erwachend, wo ich hinkam. Ich reisete allein. Der Graf blieb noch in Frankreich zurück. Mich zog es nach Deutschland. Mit den grünen Knospen und Keimen kam die Sehnsucht des Heimwehs über mich. Nachdem ich einmal Emilien's Thränen und die Pariser Theater hinter mir hatte, konnt' ich es gar nicht erwarten, mich wieder unter Deutschen zu fühlen. Ich flog durch Brüssel, Lüttich und Aachen; erst in Düsseldorf macht' ich Halt, und dies auch nur, weil ich mich glücklicherweise noch zu rechter Zeit besaun, daß Shadow und Immermann dort lebten. Shadow war, wie er noch in Berlin weilte, unser lieber Genosse in der literarischen Gesellschaft gewesen. Zu Immermann, der unterdessen ein berühmter Dichter geworden, zog mich die dankbare Erinnerung an Dresden und seine mir dort bewiesene Theilnahme. Beide nahmen mich liebevoll auf. Immermann las mir sogleich seinen eben vollendeten „Andreas Hofer“ vor. Waren es doch die ersten Töne eines deutschen Dichters, die ich wieder vernahm, und sie drangen mir unwiderstehlich zum Herzen. Auch ist mir aus jenen schönen Frühlingstagen eine unvergängliche Vorliebe für das oft angefochtene „Trauerspiel in Tyrol“ geblieben.



Zum Lohne für sein deutsches, gläubiges Trauerspiel las ich dem wackern Immermann und den übrigen Düsseldorfer Freunden eine Nachahmung der Scribe'schen „chatte matamorphosée“ vor, die einzige sichtbare, doch saure Frucht meines langen Pariser Aufenthaltes. (Diese Liederposse, die ich mit heimischen Melodien durchwebt, eigentlich in der Meinung zurechtgemacht hatte, Demoiselle Sontag solle die Rolle des Kägleins übernehmen, — ein Begehren, dem sie sich natürlich weigerte, — wurde dann in Berlin und einigen anderen Orten mit mäßigem Beifall gespielt, fand aber ein Jahr nachher in Frankfurt a. M. ein frühes Grab bei Pfeifenklang und Trommelschall.)

Von Düsseldorf begleitete mich Immermann nach Köln, wo wir am ersten Osterfeiertage ein Episcopals-Hochamt im alten Dom erlebten und uns dann nach einigen in Zuneigung und Heiterkeit vergangenen Tagen wieder trennten, er um nach Düsseldorf wieder zurück, ich um nach Frankfurt a. M. zu gehen, vielmehr zu schleichen, weil ich mich unwohl fühlte und ernstlich krank zu werden fürchtete. Dank sei es dem Frühling und meiner zähen Natur, die Befürchtung wich nach kurzer Rast und Pflege wiederkehrendem Wohlbefinden, und ich konnte Frankfurt binnen einer Woche verlassen. Der ermüdenden Nachtreisen überdrüssig, suchte ich Platz in einem Hauderer, der sich nach Leipzig begab, und fand ihn mit angenehmer Gesellschaft, die aus noch drei Herren bestand, von denen der eine Maler Oppenheim aus Frankfurt war. Dieser hatte im Sinne, einige von

ihm gemalte Bilder, die denn auch in ungeheuren Kisten auf dem Verdeck unseres Wagens schwankten, zur Weimariſchen Kunſtausſtellung zu bringen. Unſere Fahrt war ſo heiter, daß wir bei gegenseitigen Scherzen die unerlaubt lange Dauer derselben vergaßen oder willig ertrugen. Wir langten in Weimar im „Elephanten“ an, eben als es Zeit war, Mittag zu eſſen. Hier ſollte ſich die luſtige Geſellſchaft trennen, denn unſere zwei Begleiter und ich hatten bis Leipzig accordirt. Herr D. ließ ſeine Kunſtſachen abladen; der ſeufzende Wagen ſchien freier zu athmen. Es war uns Allen nicht recht, daß Oppenheim uns verlaſſen ſollte. Wir hatten ſo viel miteinander geſchwätzt und gelacht! — Während ich nun noch zum Abſchiede mit ihm unter der Hausthür plauderte, ſlog ein junger todter Hund aus der Luſt herab uns vor die Füße. Das hing aber ſo zuſammen: Schon beim Aufbruch von Frankfurt hatte ein zweiter Landkutfcher, ein Schweizer, ſich uns angeſchloſſen; er ſchien mit unſerm Hauderer durch lange gemeinſame Hin- und Herfahrten eng verbrüdet. Auch paßte ſeines Wagens Inhalt vollkommen zu uns, ergänzte gewiſſermaßen unſere Gemeinſchaft, denn wie hier vier junge Männer ſaßen, ſo dort vier junge Damen, franzöſiſche Schweizerinnen, die als Gouvernanten nach Sachſen verſchrieben waren und nun von dem ſoliden Fuhrherrn, dem man ſie als leicht zu beſchädigende Frachtgüter anvertraut, ſorglichſt transportirt wurden, als ob auf Jede von ihnen ein Glas gemalt wäre. Die Freundſchaft unſerer Kutfcher ſchien uns ein nachahmenswerthes

Vorbild. Wir wollten hinter ihnen nicht zurückbleiben und benützten schon die erste Begegnung beim ersten Mittagsmahle zu zierlichster Annäherung. Nun war es freilich ein Glend. Die Damen verstanden kein Deutsch, und von uns radbrechten nur Zwei ihr bißchen Französisch. Es ging aber doch; wir waren galant, so gut es gehen wollte; Jeder natürlich auf seine Weise.

Der schweizerische Landkutscher besaß einen Hund, wie Kutscher ihn zu haben pflegen, als Busenfreund, Wächter, Bajazzo, — von Allem etwas — kurz es war ein recht hübscher häßlicher Hund, so häßlich, wie man's nur von einem Kutscher-spiz verlangen kann. Wir nannten ihn alle den französischen Hund. Der Hund jedoch muß durchaus eine Hündin gewesen sein, denn am dritten Reisetage vernahm ich auf dem Verdeck des Schweizerwagens ein höchst bedenkliches Winseln und Wehklagen; — der Hund war nicht mehr allein; in dem Korbe, welcher ihm zu seinem Bohnstz angewiesen, befanden sich fünf jüngere Hunde, höchst wahrscheinlich seine Kinder. Wunderlicher Ballast! Auch wurde viel davon ausgeworfen; die Thiere starben hin wie Fliegen, und Leichenführer wollte der Schweizer nicht sein. Er fürchtete, das könne zum Pasquill auf unser langsames Fahren werden. — Der Letztverbliebene war eben der, welcher in Weimar zu unseren Füßen fiel. Ich betrachtete selbigen nachdenklich.

Da sagte der muntere Maler zu mir: der verstorbene Hund beschämt Sie; er bleibt hier, und Sie reißen — kaum daß Sie werden gesättigt sein — ruhig davon,

als ob wir in Krähwinkel wären, statt in Weimar! — Mein Bester, erwiderte ich, was soll ich denn in Weimar? Ich kenne ja hier keine lebende Seele. Was könnte mich hier festhal..... und in diesem Augenblicke versagte mir die Sprache; ein Gedanke durchzuckte mich so mächtig, daß ich mich wie von einem elektrischen Schläge getroffen fühlte. — Weimar! — Er!!

Ohne Empfehlung, ohne Anhaltspunkt, ein ihm kaum bekannter Name, darfst du es wagen? .... ich hütete mich wohl, meine Gedanken laut zu denken; ich brummte sie in mich hinein, ließ mir vom Wirths Papier geben, schrieb — ich weiß nicht was? — an des Herrn Geheimraths von Göthe Excellenz, bat als Durchreisender um eine Anschauungs-Audienz, gab dieses Brieflein dem Lohnbedienten, .... und wir gingen zu Tische. Die Schweizerinnen weinten in ihre Suppe wegen ihrer bald bevorstehenden Trennung; wir scherzten und lachten dazwischen, mir aber war nicht lächerlich um's Herz, denn ich erwartete mit klopfender Brust die Wiederkehr des Lohnbedienten. Je länger dieser ausblieb, desto höher stieg meine Spannung, und die Reisegefährten staunten mich, den ungewöhnlich Schweigsamen, fragend an.

Zapfe kam, ich blickte nach seinen Händen, die, ach! keinen Brief für mich hielten. Er aber legte sich sanftlächelnd an meinen Stuhl und sagte leise, doch den Umstehenden vernehmbar: der Herr Geheimrath erwarten Sie morgen nach 11 Uhr. Morgen! Und bereits hörten wir im Hausflur den schallenden Hufschlag der

Pferde, die zur Weiterreise hinausgeführt wurden. Nun blieb keine Wahl. Ich bezahlte den Kutscher, ließ mein Gepäck abladen, nahm ein Zimmer, und — es war gesch'e'n! Bis dahin hatt' ich nicht daran gedacht, daß ich es wagen dürfe und werde, mich zu Göthe zu drängen. Ein Zufall hatte mich jene meldende Anfrage schreiben lassen. Nun saß ich fest und befand mich in der tödtlichsten Angst. Wie gern wär' ich dem Wagen gefolgt, als sie abfuhr! Ich blickte ihnen mit Sehnsucht nach. Und während Herr Oppenheim seine Angelegenheiten zu besorgen, Empfehlungsbriefe abzutragen anfang, saß ich nachdenklich und niedergeschlagen in der finstern Wirthsstube des Gasthauses zum „Elephanten,“ der alte Besitzer, Herr Schwanitz, mit mir.

Wer kannte ihn nicht? Wer kannte sie nicht, die räucherige, durch einen hölzernen Pfahl in ihrer Mitte zur ländlichen Schenke gestempelte Stube? An mir gingen im wachen Traume die Bilder Derjenigen vorüber, die seit einer langen Reihe von Jahren hier eingefehrt, Alle in der Absicht, Alle in der Hoffnung: ihn zu sehen, den Einzigen, Gewaltigen, diesen Herrscher im Reiche der Geister! Es ist ungeheuer, sich in die Macht zu denken, die er ausgeübt, länger als ein halbes Jahrhundert hindurch, auf jeden deutschen Geist, auf jedes deutsche Gemüth! Und wie? Warum nur Deutsche? Haben in jenem Gastzimmer nicht würdige Repräsentanten der verschiedensten kultivirten Nationen gelauscht und geharrt, bis ihnen die Kunde ward, daß sie sich dem Ersehnten nahen dürften? Der alte Schwanitz mußte

ein Maler gewesen sein! Aber ein Seelenmaler! Und dann, die Galerie jener Harrenden . . . Besorgniß, freudige Erwartung, Uebermuth, Arroganz, selbstzufriedene Eitelkeit, bescheidenes Verzagten, Heuchelei, Liebe, Entzücken . . . das gab' eine Musterkarte von innern Zuständen! So dacht' ich mir nun, was ich morgen sagen wollte, oder was ich erwidern sollte, oder wie ich beginnen müßte, wenn er schwiege, und so war' ich vor lauter Gedanken ein Narr geworden, hätte sich nicht die Thür geöffnet, um Prof. D. E. B. Wolff einzulassen, den ich aus Hamburg kannte, den ich aber nicht in Weimar vermuthete. Er wußte mir Mancherlei zu erzählen und weihte mich gewissermaßen in den Zauberkreis ein, den ich morgen betreten sollte. Und ich war mit Vielem, was er mir erzählte, gar nicht zufrieden; noch weniger mit der Art und Weise seines Vortrags. Er sprach, indem er von jenem Hause „auf dem Plan“ redete, wie von einem Hause, in welchem Menschen wohnen; schilderte ihre häuslichen Verhältnisse, den Konflikt ihrer irdischen Naturen mit der Wirklichkeit, ihre Stellung zu Weimar! . . . Das war mir nicht recht. Wie ich an jenem Nachmittag gestimmt war, hätte mich nur eine homerische Schilderung großartigen Götterlebens befriedigen können.

Nun gingen wir in den Park. Mir kam es vor, als hätt' ich in prophetischem Traume oder in meiner Kinderzeit diese schönen Anlagen schon einmal durchwandert; — so oft hatt' ich davon sprechen, so viele Scenen,

die auf jenen Plätzen durchgespielt wurden, lebhaft beschreiben hören!

Als wir an den Stein gelangten, dem die bekannte Inschrift:

„Die ihr die Felsen bewohnt und Bäume, einsame Nymphen u.“ eingegraben ist, und die Zeile las:

„Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück.“

war es mir doch, als ob eine Mythologie weimarischer Zustände vor mir aufstiege! Die Verse nahmen sich hier ganz anders aus, als auf dem Papiere. Ob man die großen Dichter vielleicht erst dann verstehen lernte, wenn man sie nicht mehr aus Büchern zu lesen brauchte? Wenn man sie — „tönenden Rhapsoden“ gleich — selber hörte? Oder wenn wie hier die Felsen ihre Worte trügen? Oder wenn der Wald sie rauschte? . . .

Professor Wolff führte mich zuletzt in einen geschlossenen Garten, eine Art von Erholungs- oder Harmonie-Gesellschaft war dort versammelt. Man trank Bier, man rauchte, man schob Regel, sogar acht um den König und alle neun! Mir wollte gar nicht in den Kopf, daß ich in Weimar sei. Mehreren Herren wurd' ich vorgestellt, unter Andern dem Oberconsistorial-Director Peucer, einem besonderen Gönner französischer Muse. Paris mußte herhalten und gab Stoff zu Gesprächen.

In einer von uns entfernten Gruppe bemerkt' ich einen eleganten Mann in feiner Kleidung mit vornehmen Manieren, dessen Gesicht, besonders Augen, Stirn und Nase, mir bekannt schien. Es störte mich, fortwäh-

rend nachsinnen zu müssen, wo ich ihn schon gesehen haben könnte, und als ich endlich nach seinem Namen fragte, hört' ich ihn Herrn Kammerrath August von Göthe nennen. Ob' ich's noch verhindern konnte, bemächtigten sich mehrere Personen der meinigen, um mich zu ihm hinzuführen. Er empfing mich gemessen und kalt. Ein eigentliches Gespräch war nicht anzuspinnen. Jeder Andeutung auf seinen Namen und auf Alles, was daran sich knüpfen könnte, wich er entschieden, fast unhöflich aus. Vielmehr stimmt' er einen burschikosen Ton an, erzählte unanständige Berliner Wiße, zwang mich gewissermaßen, darin fortzufahren, und afficirte eine Rohheit, die mir mißfiel und mich abstieß. Von jenem Abende an suchte ich ihm fern zu bleiben, ließ seine freundlichen Annäherungen unerwiedert, und erst bei meinem zweiten, längeren Aufenthalte gab es der Zufall, daß wir uns fanden, daß ich in ihm kennen lernte, was mir ihn theuer machte, daß wir vertraute Freunde wurden. Die Beschreibung der nächstfolgenden Jahre meines Lebens wird mir häufig Veranlassung geben, auf ihn zurückzukommen, und ich werde die Pflicht erfüllen, die ich gegen den Verstorbenen habe, ihm vor den Augen der Welt die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihm — freilich zum Theil durch seine eigene Schuld — nicht werden sollte, als er lebte. Gewiß hat er selbst das Meiste dazu beigetragen, daß alle Leute mit ihm zerfielen; er forderte in krankhaftem Troge die süßle Meinung heraus. Das erfuhr ich ja an mir selbst, denn durch seine erste Begegnung ward mir mein erster Tag in Weimar total verdorben; ich



brachte einen garstigen Abend auf meinem Zimmer zu, und jene Erwartungen für den andern Tag waren genugsam herabgestimmt worden, um mich wenigstens ruhig schlafen zu lassen. — Der Morgen brach an, aber er wollte nicht vergehen. Die Langeweile der Ungebulb macht' ihn für mich zu einem Jahre. Während ich nun mit mir selbst kapitulierte, wie ich mich bei Göthe einführen, und wie ich am Besten vermeiden könnte, eine gar zu alberne Figur zu machen, erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihm schon früher einige meiner versifizirten Versuche zugesendet, und daß er mir durch unsern Wolff, sein ehemaliges theatralisches Schooskind, einige majestätisch-huldreiche Floskeln über das kleine Versspiel „die Färken“ hatte zustellen lassen. Er hatte, von meinen Arbeiten mit Jenem redend, den bezeichnenden Ausdruck gebraucht: dieser Mensch ist so eine Art von Improvisator auf dem Papiere; es scheint ihm sehr leicht zu werden, aber er sollte sich's nicht so leicht machen! — Vielleicht, dachte ich, giebt das den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch, — denn meine Angst, daß er nicht reden werde (man hatte mir in Weimar zugeflüstert, er gäbe bisweilen, wenn er übler Laune sei, dergleichen stumme Audienzen!), war fürchterlich. Und mit dieser Angst macht' ich mich fünf Minuten vor 11 Uhr in Gottesnamen auf den Weg, — eigentlich in mir selbst noch nicht ganz sicher, ob ich nicht schleunigst umkehren, mich krank melden lassen und mit Extrapost abreisen solle.

Es schlug 11 Uhr, als ich im Empfangszimmer stand, und ich blieb, nachdem der Diener mich hineingeschoben,

einige Minuten mir selbst überlassen, die schlechteste Gesellschaft, in der ich bleiben konnte, denn ich fühlte mich von einem Moment zum andern immer dümmmer werden. Jede Spur von Begeisterung erlosch, die feierliche Rührung, die ich vorher empfunden bei dem bloßen Gedanken, daß ich den Dichter des Götz, der Iphigenia, des Wilhelm Meister von Angesicht sehen würde, machte hornirter Verlegenheit Raum; mir war, als hätt' ich Geschäfte bei einem wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrathe im Departement der außerordentlichen Steuern und Abgaben.

„Nun, so ist es mir denn lieb, daß ich Sie „auch einmal zu sehen bekomme!“ — mit diesen Worten trat er ein und nahm, nachdem er mich zum Sitzen genöthigt, neben mir Platz.

Verbindliche und möglichst schön gestellte Nebenarten von meiner Seite schienen keinen Eindruck zu machen; wenigstens lockten sie keine Erwiderung hervor. Er führte den in irgend einem Wohlgeruch gebadeten Zipfel seines weißen Tuches von Zeit zu Zeit an die Nase und ließ mich sprechen. Drei- oder viermal erneute ich den Angriff, immer prallt' ich wie von einer steinernen Mauer wieder ab. Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl erschienen haben, denn es dämmerte in mir selbst so etwas vom Bewußtsein eigener Gebrechlichkeit auf. Ein guter Geist gab mir die Erinnerung ein, daß ich in Paris den Duval'schen „Tasso“ spielen sehen, den macht'

ich zu meinem Zauberstabe, — und siehe da, der Fels gab Wasser. „Aus Paris kommen Sie? Und was machen uns're Freunde, die Globisten?“ (Mitarbeiter an dem Journal „le globe.“) — Auf diese Frage wußt' ich freilich verzeiwelt wenig zu antworten, aber da sie andere Fragen erzeugte, in deren Beantwortung ich besser bestand, so kam doch bald einiges Leben in die einsame Stunde. Ich fühlte wieder Grund und Boden unter meinen Füßen. Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr. Einigemale that er, als ob er lachen wollte; und als ich ihm erzählte, daß ein französischer Kritiker nach Auf- führung des Duval'schen Tasso geschrieben hätte: „Mons. Alexandre Duval, en estropiant le Tasse de Schiller“, da lachte er wirklich. So wurde denn aus den zehn Minuten, die ich mir als längste Audienzfrist geträumt hatte, eine rasch genug durchplauderte Stunde. Als es zwölf Uhr schlug, erhob er sich und sprach: „wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, so muß der Berg zum Propheten kommen; da ich nicht mehr zu Hofe gehe, so erweisen die höchsten Herrschaften mir die Gnade; — also will es sich ziemen, dieselben zu empfangen!“ Dabei gab er mir ein Entlassungszeichen, welches ich, da ich nun erst in Zug gekommen war und gern noch weiter geplaudert hätte, wahrscheinlich mit sehr unzufriedener oder betrübter Miene aufnahm. Als ich schon an der Ausgangsthür stand, rief er, als ob er bemerkt hätte,

wie schwer mir das Scheiden wurde, mich noch einmal zurück und sagte: Wollen Sie mit uns speisen, so werden Sie um 2 Uhr willkommen sein!"

Wie ein Abiturient, dem der Gymnasial-Director zugeflüstert hat, daß er Nummer I. mit Auszeichnung bekommen werde, so vergnügt sprang ich über die Schwelle der Hausthür, den bunten Teppich, welcher bereits den Prinzessinnen zu Ehren dort ausgebreitet lag, kaum berührend, und als ich die mit Isabellen bespannte Hofkarosse um die Ecke biegen sah, grüßte ich so verklärt, triumphirend und Hut schwenkend in den Wagen hinein, daß die darin sitzenden Hoheiten mich zweifelsohne für einen Narren gehalten haben.

Göthe's Schwiegertochter, Ottilie, war unpäßlich; statt ihrer erschien deren Schwester, Fräulein Ulrike von Pogwisch bei Tafel. Außer August von Göthe waren noch ein paar Herren zugegen, — meines Bedünkens der Kanzler von Müller und Prof. Riemer. Der Alte sprach viel und trank nicht wenig. Die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätension. Das Dessert stand noch nicht auf dem Tische, als ich mich schon vollkommen eingebürgert sah. Ich redete, was mir in den Sinn kam, ohne Bedenken, ob es in Göthe's Kram tauge oder nicht. Dies Verfahren beobachtete ich bei späterem Aufenthalte, wo ich häufig auch in größerer Gesellschaft dort speisete unerschütterlich und kam damit am besten fort. Denn ob ich mir gleich bisweilen — (wie man sich auszudrücken pflegt) — das Maul verbrannte, entging ich doch dem Vorwurf der Biererei, den

so Viele in ähnlicher Lage auf sich geladen haben. Gegen Ende der Tafel traten die „Enkel“, Waltherr und Wolf, zwei muntere Knaben ein und gaben, vom Großvater aufgemuntert, allerlei Schwänke zum Besten. Unter andern sangen sie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte sagte dann, indem er ihnen Näscherlein reichte: „nun, seht euch einmal diesen Mann an; das ist der, welcher das dumme Zeug gemacht hat!“ — Prof. Wolff führte mich zu der allverehrten und dieser Verehrung so würdigen Johanna Schopenhauer; eine Frau, mit welcher mich späterhin ein dauerndes, bis an ihren Tod festhaltendes Band aufrichtiger und anhänglicher Freundschaft vereinte, die jedoch, als ich zuerst bei ihr erschien, nicht verhehlen konnte, daß ich einen fast unangenehmen Eindruck auf sie machte. Es ging ihr mit mir, wie es mir mit August Göthe ging. Sie fühlte sich von mir abgestoßen, wie ich von ihm, und näherer Bekanntschaft erst war es vorbehalten, diese Antipathieen in Sympathie zu verwandeln. Mehrmals in meinem Leben hab' ich ähnliche Erfahrungen gemacht, und mehrmals hat es sich bestätigt, daß Verbindungen, die aus allmählich steigender Theilnahme hervorgehend sich langsam befestigten, dauernd blieben und inniger wurden, als jene, die der Augenblick in heftiger Neigung geschlossen. Sie selbst gestand mir, als wir uns genauer kennen gelernt, mit herzlichem Lachen, daß mein „studentenartiges“ Wesen sie zurückgeschreckt, ja, daß sie mich für einen „recht anmaßenden Berliner“ gehalten habe. Dennoch ver-

mir ein Abschiedsstündchen vermittelt hätte. Hab' ich mir's nur eingebildet, oder hatte der unerforschliche Geist im ländlichen Häuschen andere Formen angenommen, — mir erschien er, als ich mich dort einfand, zugänglicher, wie in den städtischen Räumen, milder, mittheilender. Als ich ihm das Erstaunen schilderte, in welches diese seine Uebersiedelung Weimar versetzt habe, sagt' er mit einem fast wehmüthigen Ausdrucke: „Wir haben hier in diesem Gartenhäuschen tüchtige\*) Jahre verlebt, und weil es denn mit uns sich auch dem Abschlusse nähert, so mag sich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen.“ Eine solche Andeutung aus seinem Munde erschien den ferneren Umgebungen, als ich davon erzählte, fast unglaublich; denn er stand in dem Rufe, dergleichen immer und sogar ängstlich zu vermeiden. Ich glaube dieser Behauptung — was ich mit Beispielen belegen will — widersprechen zu dürfen; ich habe ihn bisweilen ganz absichtlich auf das Unvermeidliche, auf den Tod, Bezug nehmen hören, so daß ich fast glaube, jene Meinung, er fürchte davon zu reden, sei mehr aus der Besorgniß Derjenigen hervorgegangen, die ihn durch eine mißfällige Silbe zu verletzten Anstand nahmen; wie ja auch ein

---

\*) Ich habe mir immer, wenn ich bei Göthe war, aufgeschrieben, was er gesprochen, und bin deshalb, wenn ich von ihm rede, sicherer über meine Erinnerungen, als über irgend Etwas, wovon auf diesen Blättern berichtet wird. — Bei der Schilderung künftiger Besuche in Weimar denk' ich noch manche seiner Aeußerungen mitzutheilen.

mir ein Abschiedsstündchen vermittelt hätte. Hab' ich mir's nur eingebildet, oder hatte der unerforschliche Geist im ländlichen Häuschen andere Formen angenommen, — mir erschien er, als ich mich dort einfand, zugänglicher, wie in den städtischen Räumen, milder, mittheilender. Als ich ihm das Erstaunen schilderte, in welches diese seine Uebersiedelung Weimar versetzt habe, sagt' er mit einem fast wehmüthigen Ausdrucke: „Wir haben hier in diesem Gartenhäuschen tüchtige\*) Jahre verlebt, und weil es denn mit uns sich auch dem Abschlusse nähert, so mag sich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen.“ Eine solche Andeutung aus seinem Munde erschien den ferneren Umgebungen, als ich davon erzählte, fast unglaublich; denn er stand in dem Rufe, dergleichen immer und sogar ängstlich zu vermeiden. Ich glaube dieser Behauptung — was ich mit Beispielen belegen will — widersprechen zu dürfen; ich habe ihn bisweilen ganz absichtlich auf das Unvermeidliche, auf den Tod, Bezug nehmen hören, so daß ich fast glaube, jene Meinung, er fürchte davon zu reden, sei mehr aus der Besorgniß Derjenigen hervorgegangen, die ihn durch eine mißfällige Silbe zu verletzten Anstand nahmen; wie ja auch ein

---

\*) Ich habe mir immer, wenn ich bei Göthe war, aufgeschrieben, was er gesprochen, und bin deshalb, wenn ich von ihm rede, sicherer über meine Erinnerungen, als über irgend Etwas, wovon auf diesen Blättern berichtet wird. — Bei der Schilderung künftiger Besuche in Weimar denk' ich noch manche seiner Aeußerungen mitzutheilen.

regierender Fürst manchmal entgelten muß, was nicht seine eigene Engbergigkeit, sondern lediglich rücksichtsvolle Peinlichkeit Derer verschuldet, die mit ihm umgehen dürfen.

---

Eine höchst erfreuliche Lebendigkeit wurde jener Woche in Weimar dadurch verliehen, daß der jüngere Ampère, auf seiner deutschen Bildungsreise begriffen, eben dort verweilte und mich durch geistreiches Gespräch immer wieder in das kaum verlassene Paris versetzte. Mit ihm, Eckermann und August Göthe zog ich in der Nacht vor der Abreise noch einmal durch den blühenden Park, den sanftes Mondlicht erhellte. Wir traten unter die Fenster des Gartenhauses. Ampère und ich blickten mit thränenfeuchtem Auge hinauf und wären am liebsten stehen geblieben, bis die Sonne den Mond abgelöst. An dieser Stelle, um diese Stunde, sagte Ampère, begreiß ich vollkommen die „deutsche Sentimentalität.“

Ehe wir Abschied nahmen, händigte uns Dr. Eckermann Jedem ein Exemplar der Jubiläums-Medaille mit Göthe's Brustbild ein in seinem Auftrage und war so gütig, mir auf besonderes Ersuchen noch ein schriftliches Zeugniß beizulegen, daß dies Geschenk wirklich aus Göthe's Händen komme und wirklich mir bestimmt sei, denn ich fürchtete, in Berlin könnte man's neidisch bezweifeln wollen. Eckermann's Benehmen vermag ich gar nicht genug zu preisen. Wie nah' er seinem angebeteten Meister immer stand, in wie innig geistigem



Verkehr mit ihm er lebte, — doch erschien er dem Fremden nie als ein unselbstständiger, heuchlerischer Vergötterer, der unbedingten Götzendienst einzuführen beabsichtigt. Er freute sich herzlich, mit kindlicher Gemüthlichkeit an der Verehrung, die man Göthe zollte, aber er wurde nie empfindlich, wenn man sich befremdet über mancherlei Wunderlichkeiten äußerte, ertrug jeden Einwurf und zeigte, wo Mißverständnisse eintraten, immer nur das Bestreben, zu schlichten, gut zu machen, zu beruhigen. Seines eigenen poetischen Talentes wohl bewußt, trug er dies Bewußtsein niemals zur Schau, gönnte vielmehr jedem Andern, daß dieser sein Licht, sei es auch nur ein Kreuzerkerzchen, in Weimar leuchten lasse, und nur in Stunden intimster Vertraulichkeit, wo er sein Innerstes öffnete, sprach er das heilige „anch' io sono“ mit stiller Wonne aus. Göthe ließ ihn lange warten, bis etwas für seiner äußeren Existenz Begründung geschah. Efermann hat dies geduldig ohne Murren ertragen, durch regen Fleiß und mühselige Thätigkeit — (er unterrichtete namentlich junge Engländer) — seine Freiheit siegreich bewahrt und ist vielleicht der Einzige in Göthe's nächster Umgebung geblieben, der in äußersten Fällen dieser selbstständigen Freiheit zu Ehren männlich trogen konnte\*),

---

\*) Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in Weimar im Winter 1828 sah ich ihn nicht ein einziges Mal im Göthe'schen Hause, weil er, durch irgend Etwas verletzt, sich zurückgezogen hatte. — Aber auch in dieser Zeit ging nicht eine Silbe über seine Lippen, die eine Veränderung der unerschütterlichsten Treue und Verehrung für den Meister kund gegeben hätte.

wenn er eben seine Ehre gefährdet glaubte. Wie wohlthätig er auf die oft gestörten häuslichen und Familien-Verhältnisse gewirkt, wie discret er, der in Alles eingeweiht war, auch dann geblieben, wenn er Ursache hatte, sich zu beklagen, wie liebevoll er zwischen Vater und Sohn gewaltet, — dies zu erwähnen ziemt mir nicht, wenn schon es anzudeuten ich mir nicht versagen können.

Der Rückblick auf die in Weimar verlebten Tage war im Allgemeinen ein für mich freudiger und erhebender. Nicht nur, daß ich Göthe's Gunst gewonnen und in seinem Hause gern gesehen war, ich hatte mir auch sonst viele neue Bekanntschaften und mit ihnen persönliche Zuneigung, meinem Talente Geltung erworben. Diese mir günstige Meinung sprach sich so deutlich aus, daß der bereits erwähnte Plan, auf längere Zeit wiederzufahren, unverkennbare Zustimmung fand, und ich knüpfte daran um so süßere Hoffnungen für die Wiederkehr, weil die milden Frühlingslüfte nicht an mir vorübergezogen waren, ohne im Herzen eine junge Neigung zu erwecken, die wenigstens — wie der letzte Tag mir verkündet — nicht gänzlich unerwiedert blieb. So umgaben mich frohe Bilder, die ich mit mir nach Berlin nehmen sollte! — Nur auf einem derselben weilte ein dunkler Schatten, für mich um so dunkler, da es das Bild eines Mannes war, den ich im deutschen Herzen und Gemüth aufrichtig verehrt, seit ich zum ersten Male seinen Namen nennen, seinen Werth schildern hörte. Der Großherzog Karl August, dieser hochherzige Fürst, der

„Die Stadt im kleinen Raume  
„Zur Lehrerin der Welt“

gemacht, und dem ich in einer jener geistvollen, anmuthigen Soiréen bei Frau von Heigendorf vorgestellt worden war, hatte mir, seiner huldreichen und von jeder Regung des Hochmuthes freien, biederu Weise entgegen, eine so schroffe, absichtliche Zurückhaltung und Kälte gezeigt, daß ich davor erstarrt — und verstummt war; um so auffallender, da er dem gleichfalls anwesenden Ampère die sichtbarste Zuvorkommenheit erwies. Ich hätte angenommen, daß ihm mein Vortrag einiger Acte eines Shakspeare'schen Schauspiels, wozu ich aufgefördert worden, mißfallen, und mich am Ende dabei beruhigt, wäre nicht während des Besens seine Aufmerksamkeit gespannt und seine beifällige Theilnahme ersichtlich geblieben. Ich konnte mich nicht darüber täuschen, seine Abneigung war eine nur persönliche, und wie ich mir auch den Kopf zerbrach, unmöglich vermocht' ich Etwas zu ersinnen und ausfindig zu machen, wodurch ich, der Fremde, ihm Unbekannte, so entschieden sein Mißfallen auf mich gezogen.

Das Räthsel sollte sich erst ein Jahr nachher, wo ich wieder in Weimar war, lösen. Ein Freund, der die Spur der Sache lange mühsam verfolgt, entdeckte mir den Zusammenhang. Das war denn freilich kein tröstlicher. Ich hatte vollkommen richtig gesehen, hatte mit scharfem Ahnungsvermögen herausgeföhlt, was alle Anwesenden mir damals abstreiten und weglegnen

wollen: Mir, dem Menschen, nicht dem Künstler, galt die Abneigung des edlen Fürsten. Ich kann und darf, ohne Personen und Verhältnisse zu berühren, an welche meine Geburt, meine Kindheit, mein Geschick sich knüpfen, und welche ich im Laufe dieser Mittheilungen sorglich verhüllt habe, nichts Näheres über diesen Gegenstand sagen, auch möchte der Zusammenhang jedem Anderen gleichgültig erscheinen; doch ist es mir stets wunderbar vorgekommen, daß ein vielleicht ohne Absicht hingeworfenes Wort, eine zufällige Aeußerung manchmal so tiefe Wurzel fassen und nach Jahren noch bittere Früchte tragen könne.

Umpère, welcher einige Wochen in Berlin zubringen wollte, machte die kleine Reise mit mir zusammen. Wir wurden durch den „Elephanten“ befördert, — d. h. durch sein Fuhrwerk, und zogen mäßigen Schrittes dahin, froh plaudernd und uns gegenseitig unterrichtend, der Franzose den Deutschen, der Deutsche den Franzosen. Es fehlte dem Letzteren die Pariser Reichtigkeit, Eleganz und Grazie, dagegen wohnte ihm ein ernsterer Sinn bei, und er ging den Gegenständen, die er zu erfassen strebte, gern in's Innere. Hauptsächlich interessirten ihn Dialecte, provinzielle Idiome, und er faßte für einen Ausländer überraschend schnell auf. Bei unserer Fahrt nach Berlin hatten wir's zunächst mit Hebel's alemannischen Gedichten, die ich ihm tant bien que mal expliciren mußte, zu thun. Dabei schrieben wir Beide wie die Zahnbrecher, so daß uns die Leute in den Nachtquartieren für Narren hielten. In „Gräfinhainchen“ erlitt das Studium

Hebel's eine gewaltige Störung, indem ein Stubenmädchen von wirklich bezaubernder Schönheit und empfindung, so schön, so reizend, daß sogar mein solider Ampère Unruhe zeigte und seiner Professor-Manier zuwider den forschenden Blick häufig über die Blätter des Buches nach ihr richtete. Das Mädchen beobachtete uns Beiden gegenüber die sittsamste Zurückhaltung, doch ließ ich in ihren Mienen die lächelnde Frage: Warum wir unserer Zwei wären? Und ihre ausweichenden Antworten auf hundert an sie gestellte Fragen drückten immer die Ansicht aus, daß Einer von uns Beiden zu viel sei. Dennoch kam und ging sie weit öfter, als zu unserer Bedienung nöthig gewesen wäre, und ich unterließ niemals, sie bis an die Treppe zu geleiten. Wenn ich dann nach kurzem Zwiegespräch vom Vorflur in unser gemeinschaftliches Zimmer zurückkehrte, fand ich den armen Ampère, wie er sich mit verzweifelter Resignation in das Hebel'sche Idiotikon hineingearbeitet und die Schöne vergessen hatte. So wagt' ich mich denn weiter. Ich öffnete meinen Reisefack und wühlte aus dessen Grunde einige der feinsten ostindischen Basttücher hervor, die ich in Brüssel gekauft und zu Geschenken bestimmt hatte. Diesem Anblick war die Venus von Gräfinhainchen nicht gewachsen; sie ließ Teller und Gläser stehen, die bunten Muster anstaunend zu bewundern. Ampère war so gefällig, in seinem Hebel weiter zu lesen, und deckte mit lauter Stimme, welche allerdings ein seltsames Alemannisch verkündete, unser leises Geflüster. Die Neugierige fragte mich, warum ich jene Tücher herausgenommen.

Ich erwiederte, zu meiner Nachtoilette, und band mir eines um den Kopf, schlang das andere um den Hals, flüsterte (denn beim Flüstern mußten wir bleiben) ihr zu, daß es nur von ihr abhinge, mich nächstlich zu berauben, weil ich einen sehr festen Schlaf hätte, und fragte dann meinen alemannischen Gefährten, ob dies nicht wahr sei und ob ich nicht beinahe so fest schlief, wie er...? Worauf er huldreichst entgegnete, daß ihn aus dem ersten Schlaf Kanonenschüsse kaum erwecken würden! Während er dies in seinem besten Deutsch bekräftigte, gab ich meinem soeben bereiteten Lager einige Nachhilfen, vertauschte das Federbett mit einer leichten Decke, die ich bei mir führte, — und wir wünschten uns gegenseitig die beste Nacht. — — — Ampère erinnerte mich am nächsten Morgen an meine Bücher, und ich versicherte ihn dankend, sie wären schon eingepackt. Er aber behauptete, auf seiner ganzen Deutschen Reise nirgends so gut geschlafen zu haben, als in Gräfinhainchen.

---

Da war' ich nun wieder in meinem lieben Berlin. Reich an neuen Ausichten, Absichten, Plänen, Erwartungen und alle Taschen voll von Entwürfen, poetischen Arbeiten, literarischen Anregungen. Ein wahrer Durst nach Thätigkeit erfüllte mich, ich brannte vor Begier, mich hervorzuthun! Und ich wähnte mich mit genügenden Kräften dazu ausgerüstet. War ich auch noch jünger an Besonnenheit und männlicher Haltung, als ich meinen Jahren nach hätte sein müssen, so war ich doch

minder knabenhaft und kindisch, als ich gewesen, wie ich Berlin vor einem Jahre verließ. Ein freierer Blick in die weite Welt hatte günstig auf mich gewirkt. Ich kam reifer zurück!

Nun eigentlich begann mein Leben! —

So scheide noch nicht von mir, lieber Leser! Noch einmal werd' ich es wagen, vor Dein Angesicht zu treten, um Deine Theilnahme zu bitten. Ich werde Dir erzählen von günstigen und ungünstigen Erfolgen meiner Theaterstücke, von den neu erwachenden Träumen junger Liebe, von Ehe- und Wehstand, von Freunden und Feinden, von den Stürmen, die mich an den Rhein, die mich nach Berlin zurücktrieben, von den Kämpfen und Zweifeln, mit denen ich wieder die Bretter bestieg, von meinen Irrfahrten durch Deutschland, meinem Glück und Unglück in Wien, meiner Pilgerschaft nach Rußland, meinen Wonnen und Schmerzen. Von Grab und Tod, Leben und Streben, von frischen Blumen und grauen Haaren, von Unglück und Verlust, von Thorheit und eigener Schuld, von Wehmuth, Groll und Entsagung. — Scheide noch nicht von mir, lieber Leser!



**Ende des dritten Bandes.**

## Chronologische Notizen zum 3. Bande:

Pag. 14. „Die Italienerin in Algier“ von Rossini wurde in Breslau am 14. Dezember 1818 zum ersten Male gegeben. Frau Josephine Anschütz sang alle in der Partitur vorhandenen Nummern der mehr für einen Contraalto als Mezzosopran geschriebenen Partie der „Isabella.“ Dagegen legte Frau Mosewius in der vom Componisten spärlich bedachten Partie der „Elvira“ eine von Holtei fälschlich der Ersteren zugeheilte Arie von Mozart, und zwar Nr. 7 der Breitkopf und Härtel'schen Ausgabe (Andante, Es,  $\frac{3}{4}$ ) ein. Für die Stimmelage des Fräulein Sontag waren die Original-Arien nicht gerade günstig, daher behielt dieselbe bei ihrem ersten Auftreten in Berlin auf dem Königsstädtischen Theater in der ersten Aufführung „der Italienerin“ von ihnen nur die des 2. Akts: Per lui che adoro (Andante grazioso, F,  $\frac{3}{4}$ ) bei, sang statt der „Sortita“ die aus „Semiramis“ und ließ die von Sängerinnen mit dazu geeigneten Stimmmitteln noch heutigen Tages mit besonderer Vorliebe gesungene Arie des 2. Akts: Ach, che piacer in E. weg, ohne die dadurch entstandene Lücke durch etwas Anderes auszufüllen.



Pag. 18. „Der Solofänger“ zum ersten Male in Breslau den 19. Februar 1820.

Pag. 20. Am 8. Oktober 1820 wurde zum letzten Male in Breslau die Vorstellung des künftigen Tages von der Bühne herab am Schlusse der Vorstellung angekündigt; seit dem 9. Oktober 1820 wurde dieselbe durch Aushängezettel bekannt gemacht.

Pag. 25. Anschütz gastirte vom 3. bis 27. Juni am k. k. Hoftheater in der Burg zu Wien; er mußte sich sein Terrain dort so zu sagen schrittweise erobern. Das k. k. Hoftheater entbehrte schon lange eines Heldenspielers, denn Lange war schon zu alt und Koberwein und Korn bewegten sich leichter und treffender in Conversationsstücken, auch fehlte ihnen die zu Heldenrollen nöthige Kraft des Ausdrucks. Man war daher auf Anschütz, dem ein vortheilhafter Ruf vorausgegangen war, sehr gespannt; die Erwartungen waren sehr groß. In den ersten Akten seines ersten Debüts, des „Hugo“ in der „Schuld,“ blieb das Publikum sehr kalt; in den folgenden Akten aber wirkte seine kräftige und zugleich verständige Deklamation allmächtig auf alle Zuhörer, und er wurde zweimal gerufen. Er spielte ferner den „Ferdinand,“ „Rudolph“ in der „Hedwig,“ „Posa“ und „Don Gutierre.“ In dieser Rolle wurde er schon nach einem Monologe, denn er meisterlich auseinanderlegte, gerufen. Dem „Hamlet“ gewann er in den Augen des Wiener Publikums eine ganz neue Seite ab; die allgemeine Stimme erklärte diese Rolle als seine vorzüglichste. „Bis hierher haben wir nur den Schröder'schen

„Hamlet“ gesehen,“ lautete es überall, „und nun erschien auf einmal durch seine Darstellung der Shakespeare'sche „Hamlet“ auf der Bühne.“ Mit dem „Theseus“ und einer Wiederholung des „Don Gutierre“ endete dieses Gastspiel, welches den das folgende Jahr beginnenden Wiener Contract zur Folge hatte. Am 30. Juli 1820 trat Anschütz als „Tell“ wieder in Breslau auf, am 6. Mai 1821 schieden er und seine Frau mit „Peter I. in Sardan“ (dem Original des Forßing'schen „Zaar und Zimmermann“) und „dem Verräther“ aus der Reihe der Mitglieder des Breslauer Theaters und traten das neue Engagement, in welchem das gefeierte Künstlerpaar sich noch befindet, noch in demselben Monate an. Zu Gastspielen kehrte es zweimal in den Jahren 1833 und 1840 nach Breslau zurück.

Pag. 56. Dienstag den 5. September 1820 spielte Holtei in Dresden den „Zuranitsch.“ Der Concurrent Holtei's scheint Heine gewesen zu sein. Daß es übrigens der längst verstorbene Helwig mit seiner Kunst sehr ernst gemeint haben muß, beweist ein Zug, den man bei den großen Künstlern der Neuzeit vergebens suchen würde, und der ihn in den Augen jedes Kunstfreundes sehr hoch stellt. Obgleich er ein erstes Fach bekleidete, übernahm er doch sehr oft, wenn es sich um das Gelingen des Ganzen handelte, die unbedeutendsten Rollen; so spielte er z. B. am 4. Februar 1817 „den Zeichenträger“ in „Clavigo.“ In so Etwas setzen die Genies der Vergangenheit ihren Künstlerstolz. Auch

Ludwig Debrient, während seines Breslauer Engagements größtentheils im Besiz aller ersten Charakterrollen, alternirte als „Stepanow“ in „Benjowsky“ mit Julius und spielte, als der Letztere gerade an der Reihe war und ein Nothfall eintrat, — es war am 16. Oktober 1809, — ohne Weiteres den anmeldenden Corporal. Was würden unsere heutigen Kunstnotabilitäten nur sagen, wenn ihnen auch nur die leiseste Andeutung zu solcher gewissenhaften Pflichterfüllung im Interesse des Ganzen gemacht würde?

Pag. 103. Die Aufführung der „Zauberin Sidonia“ war am 20., die des „Don Ranudo“ am 24. Mai 1821. Die in diesem Falle erwähnte Repressalie wird kein Verständiger billigen; gerechtfertigt kann ein solches Verfahren nie werden, aber zur Entschuldigung der anderen Partei darf der Historiker nicht verschweigen, daß Schall bei aller Befähigung eine für die gerechte Kritik unentbehrliche Eigenschaft, die Unparteilichkeit, nicht besaß. Er nahm von Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn Partei und begünstigte dadurch den Theater scandal; so war er der im ersten Theile dieser Memoiren erzählten Störung im Theater bei Gelegenheit der Aufführung des „Marktschreiers“ nicht fremd, wie aus einem Berichte im „Berliner Freimüthigen“ vom Jahre 1804 hervorgeht. „Der Tonangeber,“ heißt es in demselben, „ist ein müßig gehender Kaufmannssohn, derselbe, der sich durch die scharfsinnige Theaterkritik in den berühmtesten „Schlesischen Provinzialblättern“ berühmt gemacht hat.“ Schon von dieser Zeit an kann man in seinen Artikeln,

die er in den hier genannten Provinzialblättern und dann in der „Eleganten Zeitung,“ seinem neuen „Breslauer Erzähler,“ wieder in den „Schlesischen Provinzialblättern,“ ferner einigen in Breslau erschienenen ephemeren „Theaterjournalen,“ der „Dresdner Abendzeitung“ und zuletzt in seiner „Breslauer Zeitung“ veröffentlichte, genau unterscheiden, wie er mit den Schauspielern und Directoren oder vielmehr diese mit ihm standen. Schmeichelten diese seiner Eitelkeit nicht dadurch, daß sie ihn um seinen Beirath, seine Protection ersuchten, so fühlte er sich verletzt, und aus seinen Aufsätzen blühte sofort diese Stimmung hervor. Schall erklärte sich als ganz besonders berufen zu einem Theaterdirector, besaß aber gewiß nicht die Eigenschaften zu einem solchen, der, wie Cornet in seiner Oper der Neuzeit so wahr bemerkt, sich in schlaflosen Nächten die Stirne heiß gerieben hätte, um seinen Kunstgenossen, dem Publicum und seinen Contractanten gerecht bleiben zu können, der gegen Lohndel und jahrelangen ungerechten Tadel gepanzert sich mit der Anerkennung der Besseren begnügt hätte. Es gehört ein sehr starker Charakter dazu, die böshafsten Angriffe, denen eine solche Stellung ausgesetzt ist, über sich ergehen zu lassen und einzig in dem Bewußtsein der strengsten Pflichterfüllung Beruhigung zu finden, um Kraft zu immer neuen Anstrengungen zu gewinnen; — einen solchen Charakter besaß der Lebemann Schall nicht, bei dem die menschlichen Leidenschaften, der Ehrgeiz, die Eitelkeit eine so große Rolle spielten. Er würde in der Polemik sich bald aufgerieben haben. Konnte doch selbst

Carl Maria von Weber die hämischen Angriffe der Kritik nicht stillschweigend ertragen und fühlte sich veranlaßt, in einem seiner Aufsätze, der leider in seine gesammelten Schriften nicht mit aufgenommen worden ist, die Frage: „Ob solche Urtheile rein der Kunst oder dem Privatinteresse zu Frommen in die Welt gesendet?“ in folgender Weise sehr treffend zu beantworten: „Das Erstere gelegentlich, wenn es dem Letzteren nicht in den Weg tritt! Aber man muß auch da gerecht sein: wie geschickt, wie gut eingerichtet! bis auf Einen Punkt, nie geradezu die Wahrheit in's Gesicht schlagend, sondern nur zur rechten Zeit geschwiegen, vergessen, oder das nicht in den Plan Passende in einem so gnädig mitleidsvollen Tone erwähnt, daß der Ununterrichtete ja unmöglich das Ding oder Subject für etwas halten kann.“

Pag. 107. Ludwig Löwe gastirte noch ein zweites Mal in Breslau unter Haake und zählt gegenwärtig noch unter die Coriphäen des Burgtheaters in Wien.

Pag. 112. „Angelika“ zum ersten Male in Breslau am 28. Juli 1821.

Pag. 123. Die erste Nummer des „Obernigter Boten“ erschien am 4. März 1822, nicht 1824.

Pag. 136. Mad. Theresia Huber tödtete sich, 27 Jahr alt, am 20. September 1822 im Fieberparoxismus durch einen Stich in die linke Brust.

Pag. 140. „Das akademische Erinnerungsfest“ zum ersten Male am 7. November 1822 und am 6. Dezember wiederholt.

Pag. 142. Die „deutschen Blätter“ hielten sich das ganze Jahr 1823; sie zeichneten sich vor anderen gleichzeitigen Journalen ähnlicher Tendenz durch gehaltvolle Original-Aufsätze und Correspondenzen höchst vorthellhaft aus. Lokales wurde in denselben beinahe ganz vermieden. Die wenigen dahin einschlagenden Artikel, z. B. einer über die Gründung der Liedertafel, haben noch heute Werth für die Geschichte der Breslauer Kunstzustände.

Pag. 146. An diesem kalten 26. Januar 1823 wurde „das Alpenröselin“ substituirt, worin Frau von Holtei übrigens eine Hauptrolle spielte.

Pag. 149. Herr Tourniaire gab vom 2. Februar bis 20. April 1823 seine Vorstellungen in der Meißenschen Reithahn. Seine Gesellschaft war so gut und zahlreich, wie nur irgend eine der nach ihm in Breslau erschienenen, und doch kostete der erste Platz nur  $\frac{1}{2}$  Thlr. Als Jejea r s sich hier im Jahr 1846 producirt, verlangte derselbe das Dreifache, und die bekannte so große Vorliebe der Breslauer für derartige Schaustellungen billigte diese exorbitante Forderung. Als aber dann der Besuch nicht so zahlreich, als erwartet, ausfiel und Jejea r s es doch für vorthellhafter hielt, die Preise herabzusetzen, fand man diese edle Handlungsweise des großmüthigen Franzosen erst recht erhaben.

Pag. 155. Fra Diavolo chef des Bandits dans les Alpes, scènes équestres en 2 parties par Cavelier et Franconi jeune, musique arrangée par Navoigille erschien zum 1. Male im Cirque olympique in Paris am

17. August 1808. Es war eine zu einem Mimodrama gemachte Bearbeitung der Oper „La Caveene“ von Lesueur. Unter dem Titel: „die Räuber in den Abruzzen oder der Hund als Rächer seines Herrn“ wurde nun diese berühmte Spectakelpantomime im Theater an der Wien am 20. October 1822 zum 1. Male aufgeführt und hatte Furore erregt. Louis Foureaur, der Schwiegersohn Tourniaire's, trennte sich von der Gesellschaft seines Schwiegervaters und errichtete eine eigene neue von Seiltänzern und Pantomimisten, mit denen er seine Vorstellungen in Breslau am 29. Dezember 1823 begann im Saale des blauen Hirsches, wie derselbe noch heute existirt. In diesem Saale auf einer Bühne, nicht viel größer, als sie jetzt der Marionettenspieler Schwiegerling in der Regel einrichtet, wurde nun auch das viel besprochene equestrische Drama, „welches,“ wie Foureaur in seiner Ankündigung mittheilt, „er nicht so glücklich war, bei seinem ersten „Aufenthalte in dieser Hauptstadt aufzuführen zu können, „weshalb er es für Pflicht gehalten, das jetzt, nachdem „er sich mit seinem Bruder Baptiste vereinigt und sich „an die Spitze einer bedeutenden Gesellschaft gymnastischer Künstler gesetzt hat, nachzuholen, was ihm früher „durch den Drang der Umstände versagt wurde,“ am 10. Januar 1824 unter dem ursprünglichen Haupttitel: „Fra Diavolo“ zum 1. Male darge stellt. Mit der 7. Aufführung am 21. Januar schloß Foureaur aber seine Vorstellungen; sie hatten ihm keine Rechnung gebracht, denn die Neugierde des Publikums, welches seine zu großen Erwartungen nicht befriedigt fand, ließ

sehr bald nach. Die schöne Sophie Foureaur, die als Seiltänzerin in dem Circus so großen Anklang gefunden, übte in den Pantomimen keine Anziehungskraft aus. Uebrigens producirte man auf dieser kleinen Bühne 4 Pferde, und Jean Foureaur führte den bekannten Sprung mit dem Pferde über die Felsenschlucht auf diesem beschränkten Terrain aus. Um die Pferde in den Saal zu bringen, soll aus demselben eine Verbindung mit den darunter gelegenen Ställen gemacht worden sein. Dieser erste Versuch einer Darstellung dieses Pferdespektakels konnte als verunglückt betrachtet werden, und das Schauspielerpersonale feierte nachträglich einen Triumph wegen des Widerstandes, den es gegen die Vorführung desselben auf dem Theater geleistet hatte. In späteren Jahren ist aber diese Pantomime von Kunstreitergesellschaften, zuerst und am besten und vollständigsten 1836 von Alessandro Guerra, hier sehr oft und in besser dazu geeigneten Räumen mit günstigem Erfolge gegeben worden.

Pag. 159. Die gesammte auf dieses Ereigniß Bezug habende Correspondenz erschien gesammelt am 21. Mai 1823 bei Graß, Barth u. Comp. Außerdem veröffentlichte Holtei dasselbe im Auszuge unter der Ueberschrift: „Eignes Wort in eigner Sache“ in dem Wegweiser Nr. 47 der Dresdner Abendzeitung vom 11. Juni 1823, wohl vorzugsweise zur Kenntnißnahme der deutschen Theaterwelt berechnet.

Pag. 165. Am 4. Mai 1823 trat Fr. v. Holtei in dem vaterländischen Trauerspiele „Jakob Thau“ von



Fischer zum letzten Male in ihrem Breslauer Engagement auf.

Pag. 168. Louise Wagner, eine Schwester des Vaters der Sängerin Johanna Wagner, war seit 18. Mai 1822 Mitglied des Breslauer Theaters und blieb es bis zum 16. März 1826. In Leipzig vermählte sie sich später mit dem Buchhändler Brochhaus.

Pag. 169. Nur Einer, der blindgeborene Privatmusikus Schmetter, Violinspieler aus Berlin, ist auf dem Programme des am 6. Juni 1823 gegebenen Concerts genannt. Madame Dittmarsch sollte singen. Ihr Gatte zeigte später an, daß sie ihre Nichtmitwirkung bei Zeiten gemeldet und aus dem Grunde nicht gesungen hätte, weil das Gerücht ging, daß Differenzen, welche bereits vergessen schienen, wieder angeregt werden sollten. Er zeige dies an, weil die am 12. Juni im Theater im „Kapellmeister von Venedig“ gegen seine Frau gerichteten Mißfallsbezeugungen einiger Herren ihn dazu veranlaßten. Die theatra-  
lischen Angelegenheiten erhißten damals die Köpfe und führten Conflictte unter den streitenden Parteien herbei. So zeigte z. B. der Buchhändler H. Fr. Schöne, der Herausgeber eines Journals, der Breslauer Modenzei-  
tung, unterm 22. Januar 1823 an, daß der Schauspieler Dittmarsch am 20. Januar 1823 vor dem Theater einen Anfall auf ihn versucht, und er ihn deshalb gericht-  
lich belangt habe. Diese Breslauer Modenzeitung, von der es schwer zu entscheiden wäre, was an ihr schlechter gewesen, die Kupferbeilagen oder der Text, ging übrigens noch im Laufe des Jahres ein, und nicht lange darauf

wurde über die Schöne'sche Buchhandlung der Concurſ eröffnet.

Pag. 190. Madame Holtei („die Frau von“ war auf den Wiener Theaterzetteln nicht Mode) endete ihr Gaſſpiel in Wien am 6. September 1823 mit der „Baſe“ in „Daß war ich.“ Sie hatte in demſelben die unzweideutigſten Beweiſe des Publikums erhalten; zum Engagement konnte es aber nicht kommen, da ihr Fach bereits durch die Frauen Anſchütz und Koberwein trefflich beſetzt war.

Pag. 197. Vom 16. Januar biß 7. Februar 1824 gaſtirt Frau v. Holtei in Hamburg.

Pag. 204. Vom 21. Januar biß 7. März trat Fr. v. Holtei an 9 Abenden in Breslau auf. Am erſten Abende ihres Gaſſpiels wurde ſie, wie Holtei auch mittheilt, beim Austritt bekränzt, nach dem 4. Akte einmal und nach dem 5. Akte zweimal gerufen. Es war dieß für Breslau der erſte Fall des Herausrufens eines Künſtlers zwiſchen den Akten. Derſelbe ereignete ſich in demſelben Jahre noch einige Male; zweimal bei Mad. Schröder in „Grillparzer's Medea“ und einmal bei Mad. Seidler in „der ſchönen Müllerin.“ Ditz war der Erſte, dem die Ehre des Hervorrufs überhaupt in Breslau zu Theil wurde, am 22. Dezember 1790; man ſieht daraus, daß dieſe Art des Beifalls im Vergleich zu anderen deutſchen Städten hier erſt ziemlich ſpät Mode geworden.

Pag. 210. „Die Wiener in Berlin“ zum 1. Male

im k. Hoftheater zu Berlin am 14. Juni, und in Breslau am 28. Dezember 1824.

Pag. 269. „Arm und Reich“ zum 1. Male im Königsstädtischen Theater in Berlin den 16. Juli 1825.

Pag. 293. „Der alte Feldherr“ zum 1. Male eben-  
das. den 1. Dezember 1825.

Pag. 301. „Der Kalkbrenner“ zum 1. Male eben-  
das. den 12. November 1825. In Breslau fühlte sich  
der Nationalstolz durch die Vorführung eines einfältigen  
Schleslers verletzt, und das harmlose Stück wurde bei  
seiner ersten und letzten Aufführung am 29. März 1826  
hier ausgepiffen.

Pag. 302. Unser liebenswürdiger Landsmann Fritz  
Beckmann erscheint auf dem Breslauer Theaterzettel  
und zwar „Bäckmann“ geschrieben zum 1. Male am  
30. August 1820 in der stattlichen Parthie „des Dänen-  
königs Harald“ in Kopebue's „Schutzgeist.“ Da dieser  
nordische Riese aber nur erscheint und Nichts zu sprechen  
hat, so fehlen die kritischen Berichte über dieses erste Debüt.

Pag. 319. Die von Holtei aus dem Italienischen  
neu bearbeiteten Operntexte waren:

„Aschenbrödel“ von Rossini, zum 1. Male am 20. Sep-  
tember 1825.

„So machen es Alle“ von Mozart, zum 1. Male am  
29. Dezember 1825.

„Der Türke in Italien“ von Rossini, zum 1. Male am  
1. März 1826.

Seine Arbeit war aber größtentheils eine vergebliche,

denn da die meisten mitwirkenden Sänger schon in diesen Opern einstudirt waren, so lernten sie seinen neuen Text nicht. Sollte man sich aber deshalb trösten. Konnte es doch selbst der Großherzog von Hessen nicht von Wild erlangen, daß dieser die bei dem Hoftheater in Darmstadt eingeführte Uebersetzung von Gluck's „Iphigenia von Tauris“ einstudirte, und Wild zog seinen Abschied dem Umlernen dieser Parthie vor. Der Baie, selbst der musikalische, der gewohnt ist, vom Notenblatte zu singen, beurtheilt solche Weigerung irrthümlich als Künstlercaprice, das ist sie aber nicht in diesem Falle, sondern eine wirkliche doppelte Anstrengung, denn hat der Sänger sich einmal die Einteilung der Worte, namentlich bei colorirten Parthien, gemacht und nun die Worte selbst gleichsam in in seinem Gedächtniß stereotypirt, so muß er, bevor er den neuen Text auf dieselbe Art einprägt, erst den alten aus seinem Gedächtniß vertilgen, wozu eine Brunnenkur aus Ethes Gewässern nöthig wäre. Um daher, was sich Viele so leicht vorstellen, eine neue Uebersetzung einer Oper z. B. des „Don Juan,“ vorausgesetzt daß sie mehr taue als die alten, in Deutschland durchaus einzuführen, gäb' es kein anderes Mittel, als sämtliche Clavierauszüge, Bücher und Stimmen zu vertilgen und die Oper wenigstens 10 Jahre hindurch gar nicht aufzuführen zu lassen.

[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)